Gemeingen

4138 (12

Orter

Michael Ignaz Schmidts

Kais. Königl. wirkl. Hofraths, Direktors
des Kaiserl. Königl. Hausarchivs, und der Bücher-
censur Commission-Beysitzers

Neuere Geschichte der Deutschen.

Aus desselben hinterlassenen Papieren bearbeitet
und fortgesetzt von

Joseph Milbiller,
ehemaligen Professor zu Paßau.

Siebenter Band.

Kaiser Leopold

vom Jahre 1658 bis 1686.

Wien, bey A. Blumauer.
1797.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorbericht.

Nach einer Reihe von beynahe vier Jahren erscheinet endlich der siebente Band der Schmidtischen neuern Geschichte der Deutschen. Bekanntlich hinderte der Tod den Verfasser, dieses Werk zu vollenden: ein Umstand, welcher die Herausgabe der Fortsetzung bisher verzögert hatte, und sie vielleicht für immer würde eingestellet haben, hätte nicht derselbe noch in seinem Leben weislich für die Zukunft gesorgt. Zum Glücke hatte er nicht nur den ganzen Plan dieses Werkes schon zum voraus entworfen, sondern er hinterließ auch eine Menge roher Materialien, welche, wie einem jeden ohne Schwierigkeit einleuchten wird, um so schätzbarer sind, da er an einem Platze gestanden, wo er aus Quellen hatte schöpfen können, die nicht einem jeden offen sind. Mir wurde das Geschäft anvertrauet, diese Materialien in Ordnung zu bringen, das, was jener nur flüchtig hingeworfen, worauf er hier und da nur mit zweyen Worten hingewiesen, umständlich auszuführen, manche wichtige, zum Zusammenhange des Ganzen gehörige Thatsache, die er nicht angemerkt hatte, hinzuzufügen, kurz, die Schmidtische Geschichte fortzusetzen Da der selige Hofrath den Weg, den er betretten haben würde, wenn ihn nicht der Tod zu frühe weggeraffet hätte, auf die

gedachte Art selbst bezeichnet hatte; so hielt ich es für heilige Pflicht, ihm auf dieser Bahn zu folgen, ihm, so viel, als es thunlich war, nachzuarbeiten, und nichts von ihm verloren gehen zu lassen. Wenn es auch nichts als rohe, unzusammenhängende Bruchstücke sind, die er hinterließ, wenn er auch hier und da große Lücken gelassen, die erst einer weitläufigen Ergänzung bedürfen, wenn überhaupt sein ganzer Nachlaß von der Art ist, daß derselbe erst mühsam bearbeitet, und ein Ganzes daraus gebildet werden muß; so werden Kenner doch sowohl in dem gegenwärtigen, als in den künftigen Bänden Schmidts Plan und Manier, ja selbst Schmidts Schreibart nicht vermissen; denn obschon manches, was in dieser Geschichte vorkömmt, ganz mein Eigenthum, und es überhaupt eine besondere schwere Sache ist, sich in einen fremden Plan und Ton einzustudieren; so hielt ich doch, damit nicht das Werk eine zu bunte Gestalt bekomme, für nöthig, auch seine Schreibart so viel, als möglich, nachzuahmen und beyzubehalten. Künftig wird bis zur Vollendung der Geschichte, so weit nämlich, als der selige Hofrath sie fortzusetzen selbst den Vorsatz gehabt hatte, alle Jahre ein Band um Ostern richtig erscheinen.

Milbiller.

Inhalt

des

Siebenten Bandes.

Siebentes Buch.

Leopolds erste Regierungsjahre.

Erstes Kapitel.

Seite

Bemühungen der Franzosen, die Kaiserwürde vom Hause Österreich wegzubringen. Fruchtlose Versuche des Churfürsten von Maynz, den Frieden zwischen Frankreich und Spanien zu stiften. Foderungen der Franzosen und Schweden in Betreff der Kapitulation. Leopolds Wahl. — — — — — — 1

Zweytes Kapitel.

Errichtung der Rheinischen Allianz. Absichten, welche die Franzosen durch dieselbe zu erreichen suchten. Ende des ordentlichen Reichsdeputationstages. — — — — — — — 37

Drittes Kapitel.

Fortgang des Schwedisch-Polnischen Krieges, Friede zu Roschild. Absichten des Königs von Schweden auf Dänemark. Österreich-Brandenburgische Allianz. Friede zu Oliva. 47

Inhalt des siebenten Bandes.

Viertes Kapitel.

Seite

Verfolgung des Siebenbürgischen Fürsten Ragoczy durch die Türken, und daraus entstandene Unruhen. Krieg des Kaisers mit der Pforte. Anfang des beständiges Reichstages. — — 64

Fünftes Kapitel.

Anspruch des Königs von Frankreich auf die Spanischen Niederlande, und Krieg deswegen. Fruchtlose Bemühungen des Churfürsten von Maynz, den Frieden zu erhalten. Verhalten der deutschen Reichsstände bey dieser Sache. Kriegsglück der Franzosen. Vermittelung der Streitigkeit durch die Holländer. Friede zu Achen. 93

Sechstes Kapitel.

Errichtung der Trippelallianz. Verbindung des Königs von Frankreich mit den Kronen Engelland und Schweden, dem Churfürsten von Cölln, und dem Bischofe von Münster. Vergeblicher Versuch Ludwigs, den Churfürsten von Brandenburg zu gewinnen. Krieg mit den Holländern. Bündniß des Churfürsten mit denselben. Friede zu Vossen. — — 108

Siebentes Kapitel.

Kongreß zu Cölln unter Schwedischer Vermittelung. Große Schwierigkeiten bey demselben. Gefangennehmung des Prinzen Wilhelm von Fürstenberg. Trennung des Kongresses. Abtritt des Königs von Engelland, des Churfürsten von Cölln, und des Bischofes von Münster von der Rheinischen Allianz mit Frankreich, und Friede derselben mit den Holländ-

mit

Inhalt des siebenten Bandes.

Seite

dern. Neues Bündniß gegen Frankreich. Beschluß eines Reichskrieges. Schwedisch-Brandenburgischer Krieg. — — — — — 148

Achtes Kapitel.

Friedenskongreß zu Nimwegen unter Englischer Vermittelung. Streitigkeiten über das Ceremoniel. Fortschritte der Franzosen in Flandern. Langsamer Gang der Unterhandlungen. Bemühungen der Franzosen, die Holländer von dem großen Bunde zu trennen. Versuche der Alliirten, dieses zu hindern. Friede zu Nimwegen. 192

Achtes Buch.

Französische Reunionen.

Erstes Kapitel.

Französische Reunionen. Beschwerden dagegen. Anstalten des Reiches zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit. Einnahme der Stadt Straßburg durch die Franzosen. Association einiger Mächte. Bündniß des Churfürsten von Brandenburg mit Frankreich. — — — — 234

Zweytes Kapitel.

Friedensunterhandlungen zu Frankfurt. Streitigkeiten, welche den Gang derselben hemmen. Hochmüthige Foderungen des Königs von Frankreich. Trennung des Kongresses. — — — 266

Drittes Kapitel.

Bemühungen des Churfürsten von Brandenburg den Kaiser und das Reich von einem Kriege mit

Inhalt des siebenten Bandes.

Seite

mit Frankreich abzuhalten. Laxenburgisches Bündniß. Klagen des Churfürsten über dasselbe. 279

Viertes Kapitel.

Unruhen in Ungarn. Vergebliche Anstalten des kaiserlichen Hofes sie zu dämpfen. Krieg der Türken. Bündniß des Kaisers mit Polen, Sachsen und Bayern. Belagerung der Stadt Wien. Entsatz derselben. — — — — 289

Fünftes Kapitel.

Uneinigkeit der Reichsstände. Stolze Sprache der Franzosen. Fortgang der Unterhandlungen in Betreff der Reunionen. Belagerung der Festung Luxenburg. Betragen der Holländer. Zwanzigjähriger Waffenstillstand mit dem Könige von Frankreich. — — — — — 312

Sechstes Kapitel.

Fortsetzung des Türkenkrieges. Abfall der Mißvergnügten in Ungarn von Töckely. Zweydeutiges Betragen desselben. Eroberung der Festung Neuheusel. Gefangennehmung des Töckely. 325

Siebentes Kapitel.

Streitigkeiten bey der Reichsversammlung zu Regensburg über das Ceremoniel. Unzufriedenheit des Kaisers darüber. Verletzung des Waffenstillstandes durch die Franzosen. Ansprüche derselben auf einen Theil der Pfälzischen Länder. Bündniß zwischen dem Kaiser und dem Churfürsten von Brandenburg. Ligue von Augsburg. 334

Neuere
Geschichte der Deutschen.

Siebentes Buch.

Leopolds erste Regierungsjahre.

Erstes Kapitel.

Bemühungen der Franzosen, die Kaiserwürde vom Hause Oesterreich wegzubringen. Fruchtlose Versuche des Churfürsten von Maynz, den Frieden zwischen Frankreich und Spanien zu stiften. Foderungen der Franzosen und Schweden in Betreff der Kapitulation. Leopolds Wahl.

Kaum hatte Ferdinand III. die Augen geschlossen, als ein in seiner Art einziger Streit über das Reichsvikariat in den Ländern des Rheins, Schwabens, und Fränkischen Rechtes ganz Deutschland in seinen Meinungen theilte, und einen Saamen zum Mißtrauen und zur schädlichen Zwietracht ausstreute. Sowohl der Churfürst von Bayern, als der von der

Pfalz maßten sich desselben an; beyde ließen ihre Patente in das Reich ergehen: jener, weil durch den Münsterischen Frieden die Pfälzische Chur sammt allen ihr anhangenden Regalien, Hoheiten, Würden, Vorsitz, Rechten, und Gerechtigkeiten, und folglich auch das Vikariat an Bayern sey übertragen worden; dieser, weil vermöge des nämlichen Friedens die Pfalzgrafschaft am Rhein mit allen Rechten ihm sey zurückgestellet worden, wie solche seine Vorfahrer gehabt, welche die Verwaltung des Reichs, oder das Vikariat während der Zwischenzeit vermöge ihrer Pfalzgrafschaft ausgeübt hätten a).

Es ist eine sonderbare Erscheinung, daß beyde Partheyen ihren so ganz entgegengesetzten Ansprüchen den Westphälischen Frieden zum Grunde legten, und dadurch selbst ein Zeugniß gaben, wie schwankend und unzuverläßig diese wichtige Urkunde sey, wodurch man doch eigentlich alle Schwierigkeiten und Zweifel in Ansehung der Gerechtsamen und Verhältniße der Deutschen Fürsten zu heben, und mit so großem Aufwande von Nachdenken und Mühe eine vollkommene Gewißheit in diesem Punkte herzustellen gesucht hatte. Am meisten aber ist in diesen und ähnlichen Fällen zu bewundern, daß noch so viele Leute am Leben waren, welche den Frieden selbst schließen geholfen, und entweder sich nicht getrauten, den bestimmten Sinn der streitigen Stellen anzugeben, oder nicht im Stande waren, es zu thun, weil man entweder bey der Schließung des Friedens an solche einzelne Fälle, und an die Möglichkeit solcher Zweifel nicht gedacht, und daher wirklich manches unbestimmt gelassen hat, oder

weil

a) Ratione principatus seu comitatus palatini. *Theatrum Europaeum T. VIII. p.* 4.

weil die Vorliebe zu dieser oder jener Parthey gerade diejenigen, welche Aufschlüsse über diesen Gegenstand hätten geben können, die Wahrheit nicht sehen ließ, oder endlich, weil die Leidenschaft die streitenden Partheyen selbst unfähig machte, die Wahrheit zu hören, und weil jede nur bemüht war, ihre Lieblingsmeynung gelten zu machen, ohne auf Vorstellungen und Gründe Achtung zu geben. Jeder Theil machte Versuche, seine Patente in den Reichsstädten anheften, und die des andern abreißen zu lassen; jeder wollte nur die unter seinem Siegel ausgefertigten Entscheidungen der Prozesse gelten lassen; jeder suchte durch öffentliche Schriften das Publikum von der Gerechtigkeit seiner Sache zu überzeugen. Daß das Vikariat mehr Verwandtschaft mit der Würde eines Pfalzgrafen, als mit der eines Churfürsten habe; ja, daß man es als historisch erwiesen betrachten konnte, daß es aus der Pfalzgrafschaft, und nicht aus der Churwürde entsprungen sey, ließ sich nicht wohl läugnen. Ob aber die Westphälischen Friedensstifter sie nicht eher für den Anhang der Churwürde, als der Pfalzgrafschaft angesehen haben, war großem Zweifel unterworfen. Indessen bekam die ohnehin schon zwischen beyden Häusern obwaltende Erbitterung durch diese Streitigkeit einen solchen Zuwachs, daß der Churfürst Karl Ludwig von der Pfalz, als er am 7ten März 1658 den Wahlberathschlagungen auf dem Römer zu Frankfurt persönlich beywohnte, und der Churbayrische Wahlgesandte, Doktor Oexel, um das Vikariatsrecht für seinen Hof zu vertheidigen, eine in harten Ausdrücken abgefaßte Schrift öffentlich herablas, ihm erstlich zu schweigen geboth, und als derselbe dessen ungeachtet ernstlich fortfuhr, zu lesen, vom Zorn hingerissen, das Dintenfaß auf den Tisch, oder nach dem Berichte

anderer, wohl gar nach ihm selbst warf b). Karl Ludwig hatte auch das Mißvergnügen, zu sehen, daß das Bayrische Vikariat von Churſachsen und dem Kammergericht anerkannt ward.

Während dieser ernsthaften Streitigkeit, wozu noch eine andere zwischen den beyden Churfürsten von Maynz und Cölln über das Recht, den Kaiser zu krönen, gekommen war, näherte sich der Tag zur Wahl. Es war leicht vorauszusehen, daß dieses wichtige Geschäft gerade in diesem kritischen Zeitpunkte großen Schwierigkeiten unterworfen seyn, und weitläufige Irrungen verursachen würde. Man konnte wohl voraussehen, daß sich der Erzherzog Leopold, als Erbe des verstorbenen Kaisers, um eine Würde melden werde, welche seine Familie schon durch eine so lange Reihe von Jahren ununterbrochen besessen hatte. Auch war es bekannt genug, daß ein Erzherzog von Oesterreich, zumalen derjenige, der vermöge seines Erbrechts in den Besitz aller von seinem Vater hinterlassenen Staaten trat, vermöge seiner Macht und Verhältnisse wohl im Stande sey, seinem Gesuche einen besondern Nachdruck zu geben. Aber eben darum, weil die Kaiserwürde schon durch eine so lange Reihe von Jahren bey dem Erzhaus Oesterreich geblieben, und weil einige Fürsten glaubten, sie würden von ihrer eigenen Größe verlieren, wenn Oesterreich die Seinige behielte, oder wenigstens nicht höher hinanstreben können; arbeiteten sie demselben seit einiger Zeit in allen Stücken, und so auch in der Bewerbung um die Kaiserkrone entgegen. Beweise einer solchen feindlichen Gesinnung hatte man jetzt besonders vom Französischen und Schwedischen Hofe zu erwarten, welche seit der Zeit,

da

b) *Theatr. Europ. Tom. VIII. p.* 400.

da der glückliche Erfolg ihrer Unternehmungen im dreyßigjährigen Kriege ihre Kühnheit vergrößerte, zum Behuf ihres Planes der Denkungsart in Deutschland und beynahe in ganz Europa eine andere Stimmung gegeben hatten. Eben so wenig Gutes ließ sich von den protestantischen Fürsten hoffen, die ohnehin, nachdem der Westphälische Friede eine so dichte Scheidewand zwischen beyden Religionsparthеyen gezogen hatte, eben darum, weil die Katholiken sich seitdem desto enger an Oesterreich anschlossen, desto eifriger durch feste Anhänglichkeit an Oesterreichs Gegner sich zu behaupten suchten. Kaum war daher nach dem Tode Kaisers Ferdinand III. die Nothwendigkeit einer neuen Wahl eingetreten, so regte sich auf einmal alles. Was immer von neuen Feinden vorhanden war, bestrebte sich, wie ein von dieser Sache wohl unterrichteter Schriftsteller versichert, nach allen Kräften, daß doch einmal Oesterreich von seiner hohen Stufe, und von seinem Stolze, wie sie sagten, herab in billige Schranken der Ordnung gebracht werden möchte. An öffentlichen Plätzen und in häuslichen Gesellschaften, überall war diese Sache der Gegenstand des allgemeinen Gespräches; selbst Leute von der niedrigsten Klasse sagten laut und öffentlich: bey dieser Wahlversammlung werde es sich endlich zeigen, ob der Name der Churfürsten wirklich etwas zu bedeuten habe, oder ob, wie man behauptet, Deutschland Oesterreichs Erbtheil sey c).

Der König von Schweden hatte sogleich nach Ferdinands Tode durch seinen geheimen Rath eine ernstliche Berathschlagung über diesen Gegenstand vornehmen lassen, und man erschöpfte alle möglichen Gründe,

um

c) *Wagner* Historia Leopoldi M. Caes. Aug. Tom. I. p. 26.

um augenscheinlich darzustellen, daß der Erzherzog Leopold von der Kaiserwürde nothwendig müsse ausgeschlossen werden. Der Kaiser Ferdinand, hieß es, habe offenbar den Frieden von Münster verletzt, indem er den Spaniern Hülfe gegen die Franzosen geschickt hat, und man könne nichts anders vermuthen, als daß alle Kaiser aus demselben Hause eben so handeln werden. Es sey Interesse desselben, stäts eine Trennung unter den Reichsständen zu unterhalten, damit es dadurch eine Gelegenheit habe, einen nach dem andern zu unterdrücken, und sich den Besitz der Kaiserwürde auf Kosten der öffentlichen Freyheit zu sichern d). Im Grunde war es aber wohl nicht Eifer für das Beste Deutschlands, welcher die Thätigkeit des Königs von Schweden in dieser Angelegenheit so sehr belebte; es war vielmehr das Privatinteresse. Ferdinand hatte, da Schweden und Polen in einen den Oesterreichischen Staaten gefährlichen Krieg miteinander verwickelt waren, noch kurz vor seinem Tode, am 20sten März 1657 ein Bündniß mit den letztern geschlossen, und ihnen Hülfe gegen die erstern versprochen. Auch beschuldigten ihn diese, er habe Dänemark und Rußland gegen sie aufgewiegelt, und alle möglichen Mittel versucht, eine Vereinigung des Siebenbürgischen Fürsten Ragotzi mit ihnen zu hindern. Aus diesen wahren oder eingebildeten Thatsachen folgerten sie nun nach ihrer Art zu schließen, ganz zuversichtlich, „Ferdinands Sohn werde nicht ermangeln, den Projekten seines Vaters zu folgen, und Schweden würde, während daß das Erzhaus Oesterreich im Besitze der Kaiserkrone wäre, nie im Genuße der Sicherheit seyn. Auch bloß jener Länder wegen, welche Schweden in Deutschland besitzt, sey es mehr als irgend eine fremde Macht genö-

d) *Pufendorf* de reb. sub Carolo Gust. gestis L. 4.

genöthiget, zu wachen, daß die Wahl auf einen solchen falle, den sein eigenes Interesse zum Frieden geneigt mache.„

Voll von diesen Gedanken, schickte der König von Schweden zu gleicher Zeit den Grafen von Slippenbach an den Churfürsten von Brandenburg, und einen andern Gesandten Snoilski an die übrigen Churfürsten, um dieselben nach seinen Absichten zu stimmen. Ersterer mußte am Brandenburgischen Hofe die Miene annehmen, als wäre er für sich selbst gekommen, und letzterer erschien in Deutschland unter dem Vorwande, als hätte er blos den Auftrag, die Churfürsten und Fürsten von der wahren Lage der Sachen in Ansehung des Polnischen Krieges zu unterrichten. Indessen hatte er heimlich eine ganz andere Anweisung: „Wo er immer jemand fände, der den Oesterreichern abgeneigt wäre, dem sollte er recht stark zusetzen, sollte ihm darthun, wie die Deutsche Freyheit schon so lange Zeit durch sie unterdrückt worden. Nicht ohne Grund seyen ihre Anschläge den Ständen stäts verdächtig gewesen; man habe ja die Eingriffe der Ferdinande so geschwind nicht vergessen können, noch die Übel, welche der gränzenlose Ehrgeiz derselben über Deutschland gebracht habe; man kenne bereits ihre Kunstgriffe, den Saamen der Zwietracht unter den Reichsgliedern auszustreuen. Wie viel es gekostet habe, die alte Freyheit nur zum Theile wieder zu erhalten, und wie wenig den Deutschen Ständen dieses geglücket seyn würde, wenn nicht auswärtige Mächte Hand an das Werk gelegt hätten? und selbst ungeachtet dieser auswärtigen Hülfe würden die Verordnungen des Friedens nicht vollzogen worden seyn, hätten nicht die Schwedischen Feldherrn die Waffen bis zum Nürnbergischen Rezeß in den Händen behalten. Auch noch neuerlich

habe

habe man den Reichstag verschoben, bis man die Wahl eines Römischen Königs durchgesetzt hatte. Als man dies erhalten, habe man den Beschwerden der Stände dessen ungeachtet nicht abgeholfen, sondern die meisten zur Deputation verwiesen; und auch da sey wenig ausgerichtet worden. Und wenn ja da etwas gethan worden, so habe es meist nur das Privatinteresse des Hauses Oesterreich betroffen. Durch den langwierigen Besitz der Kaiserwürde habe sich dasselbe so viel Ansehen erworben, daß es alle seine Wünsche mit Zerreißung eines jeden Hindernisses durchsetzen konnte, und daß kein Reichsstand Kühnheit oder Macht genug hatte, den Absichten desselben entgegen zu arbeiten e).

Nach eben denselben Maximen handelte der Französische Hof. Der schlaue Staatsminister Mazarin sah wohl ein, daß Frankreich zu keinem guten Frieden mit Spanien würde kommen, oder sein Waffenglück in den Niederlanden nicht weiter treiben können, wenn der Kaiser die Freyheit hätte, diesen Provinzen zu Hülfe zu kommen. Theils aus diesem Grunde, theils aus altem politischen Groll gegen das Erzhaus Oesterreich lag ihm daran, zu wachen, daß die Macht desselben auf keine Weise irgend einen Zuwachs erhalte. In dieser Absicht schickte er eine glänzende Gesandtschaft zum Wahltage nach Frankfurt; nicht etwa, als wollte sich der König in die Wahl mischen, sondern, wie er vorgab, bloß um den Churfürsten gerechte Beschwerden über das Betragen des Erzhauses, welches durch die Theilnahme an dem Spanisch-Französischen Kriege offenbar den Westphälischen Frieden verletzet habe, vorzulegen, und die Abstellung derselben zu fodern.

e) *Pufendorf.* de reb. sub Car. Gust. gest. L. 4. p. 291 seq.

dern. In der That gieng aber, wie es einem jeden leicht in die Augen fiel, die Absicht dieser Gesandtschaft wohl eigentlich auf nichts anders hinaus, als die Ausschließung des Erzherzogs Leopold, oder irgend eines Oesterreichischen Prinzen von der Kaiserwürde zu bewirken.

Um die Gemüther der Deutschen Churfürsten und Fürsten zum voraus zu gewinnen, reiseten der Marschall von Gramont, und sein Gefährte Lionne, denen der Minister dieses Geschäft anvertraut hatte, ehe sie sich an den Ort ihrer Bestimmung begaben, an einige Höfe im Reiche herum. Bey seinem Aufenthalte zu Kölln gelang es dem Marschalle durch seine politischen Kunstgriffe und einschmeichelnden Manieren, durch Geld und durch die Zusage fetter Abteyen und Commenden in Frankreich die beyden dortigen Domherrn und Brüder, Franz und Wilhelm Ego, Grafen von Fürstenberg, welche einen unbeschränkten Einfluß auf die Denkart des Churfürsten hatten, auf das engste in sein Interesse zu ziehen. Durch den von Kölln hoffte er darauf auch dessen Vetter, den von Bayern, und vielleicht auch die von Maynz und Trier zu gewinnen. Das übrige sollte das Geld thun, welches nach seinem Zeugnisse überall am meisten Eingang zu finden schien f). Von dieser Wahrheit schon vorhinein überzeugt, warteten Gramont und Lionne nicht einmal mit ihren Bestechungen, bis sie Frankfurt erreicht hatten, sondern bezeichneten damit so zu sagen, ihren Eintritt. Da sie unterwegs den Churfürsten von der Pfalz besuchten, fanden sie ihn zwar dem Erzhause schon zum voraus abgeneigt. Der Groll über das Verfahren Ferdinands mit ihm war noch nicht aus seinem Herzen verschwunden. Er

fand

f) Memoires de *Gramont* p. 92.

fand sich überdies beleidiget, daß man ihm, als er das Recht auf Cleve gegen den Churfürsten von Brandenburg mit den Waffen in der Hand zu behaupten suchte, weder von Wien, noch von Brüssel Hülfe geschickt, und ihn von der Theilnahme an dem Bündnisse gegen den König von Schweden ausgeschlossen habe g). Nichts destoweniger versprachen ihm die Französischen Gesandten 90000 Thaler bey seiner Ankunft zu Frankfurt, 50000 am ersten Tage des Jahrs, und 40000 für die drey folgenden Jahre, und suchten ihn durch diese Freygebigkeit in seiner feindlichen Gesinnung wenigstens zu bestärken. Dafür gab ihnen der Churfürst die schriftliche Zusage, in allen Wahlgeschäften immer das zu thun, was sie im Namen des Königs verlangen würden h).

Nachdem dieser erste Versuch gelungen war, trieben sie zu Frankfurt selbst, wo sie mit einer in Deutschland kaum noch gesehenen Pracht ihren Einzug hielten, ihr Wesen mit einer beynahe beyspiellosen Unverschämtheit. Nur kamen sie anfangs in einige Verlegenheit, weil durch die Spanier einige ihrer Korrespondenzen aufgefangen und bekannt gemacht wurden, welche unter andern das Verzeichniß der ausgetheilten Summen, und der Personen, denen sie theils wirklich waren ausgezahlt, theils versprochen worden, enthielten. Sie erholten sich aber bald von ihrem Schrecken, da sie sahen, daß diejenigen, die es anging, sich selbst nicht nur nicht schämten, sondern so begierig nach Französischem Gelde waren, als zuvor, so, daß, was in den Augen ihrer Gegner ein tödtlicher Streich seyn sollte, für sie kaum eine leichte Wunde war.

g) *Wagner* Hist. Leop. Caes. T. I. p. 26.
h) Memoires de *Gramont*. p. 31.

Da auf den in dem ganzen Reiche sehr angesehenen Churfürsten von Maynz, Johann Philipp von Schönborn vieles ankam; bedienten sie sich ihres Zaubermittels in Ansehung der Verwandten desselben in völlerm Maße, als gegen irgend einen andern. Seinem persönlichen Charakter schmeichelten sie durch die bey jeder Gelegenheit angebrachten Versicherungen von Mazarins hoher Achtung seiner politischen Talente. Johann Philipp, der nach dem Rufe eines großen Staatsmannes geizte, vernahm es mit größtem Vergnügen, daß Mazarin, der zu seiner Zeit für das Muster und Orakel aller Staatsmänner galt, von ihm ein so ehrenvolles Zeugniß ablegte.

Eben so vortreflich wußten sie die übrigen Gesinnungen des Churfürsten zu benützen. Er hegte einen gerechten Stolz, so viel zur Gründung des Westphälischen Friedens beygetragen zu haben, und aus wahrem Deutschen Patriotismus wünsche er diesem seinem Werke eine ewige und unerschütterliche Dauer; eben darum aber auch alles entfernt von Deutschland zu sehen, was es in einen abermaligen Krieg, den man sich immer als einen neuen dreyßigjährigen Krieg dachte, verwickeln könnte. Ihrem Vorgeben nach hatte bereits Ferdinand III. durch die Abschickung eines Korps nach Italien den Frieden gebrochen, und den Franzosen Ursache gegeben, den Krieg zu erneuern. Und Leopold dessen Sohn hatte die Truppen nicht nur nicht zurückgerufen, sondern auch nach dem Plane seines Vaters den Polen gegen Frankreichs Alliirten, den König von Schweden eine Hülfe von 14000 Mann unter dem Generale Hatzfeld geschickt. Allerdings war es einleuchtend, daß, so lange ein Krieg dieser Art, als der Spanisch-Französische, und der Schwedisch-Polnische existirte, Deutschland nie außer Gefahr seyn

können,

könne, indem es die Regeln der gesunden Politik nicht gestatteten, daß Oesterreich die benachbarten Polen von den Schweden aufreiben ließ.

Da der Churfürst ein so heißes Verlangen nach Frieden zeigte, ließ Mazarin ihm und dem Churfürstlichen Collegium die Vermittlung desselben antragen. Hier traf er gerade wieder eine Saite, welcher von Seite des Churfürsten nichts widerstehen konnte. Die Ehre, ganz Europa durch eigene Bemühung und Einsicht vermittelst eines soliden Friedens zu beruhigen, war für ihn ein unwiderstehlicher Reiz. Indessen sahen nicht nur Mazarins Feinde, sondern auch beynahe alle unpartheyische Leute in diesem Betragen nichts anders, als einen der gewohnten Mazarinischen Kunstgriffe, um die Wahl, wenn er sie je nicht nach seinem Willen lenken konnte, wenigstens so lange als möglich, verschieben zu machen.

Weit anders dachte der Churfürst. Mit seiner gewohnten patriotischen Wärme sah er den ihm gemachten Vorschlag wirklich für Ernst an, und gab sich alle erdenkliche Mühe, die übrigen Churfürsten zur Übernehmung der Vermittlung zu stimmen. Hierinn erreichte Mazarin seinen Zweck wenigstens so weit, daß er sich den Churfürsten durch seine heuchlerische Friedensliebe überaus geneigt machte. Letzterer jedoch, als ein Mann von großer Weltkenntniß und Erfahrung, sah leicht voraus, daß es schwer seyn werde, das Kaiserthum von dem Hause Oesterreich auf ein anders zu bringen; und wenn er auch dem Aeußern nach sich aus den Mann darstellte, der das Französische Interesse nach seinen Kräften beförderte; so wollte er es doch auch mit dem Oesterreichischen Hofe nicht verderben, und unterhielt heimlich immer ein gutes Verständniß mit dem-

demselben i). Um seine wahren Gesinnungen desto mehr verbergen zu können, sah er es nicht ungern, daß, wenn sein Maynzischer Kanzler Boineburg öffentlich die Französische Parthie nahm, sein Würzburgischer Kanzler Mehl dagegen laut sich für Oesterreich erklärte. Noch mehr sollte seine Freundschaft gegen Oesterreich daraus erhellen, daß er des verstorbenen Kaisers Bruder, Leopold Wilhelm, als dessen Macht bey den Ständen keinen Verdacht erregen konnte, zum Kaiserthum in Vorschlag brachte.

Auf diese Entschließung hatte zugleich noch eine andere politische Betrachtung den meisten Einfluß gehabt. In Europa herrschte damahls die allgemeine Meynung, die erstgebohrne Spanische Prinzessinn sey für Leopolden bestimmt, und da man die Möglichkeit wohl einsah, daß er vermittelst dieser Vermählung, wenn der König Philipp ohne männliche Erben mit Tod abgienge, König von Spanien werden dürfte, so zitterten viele vor seiner künftigen Macht, welche allzugroß und überwiegend seyn würde, wenn es ihm gelänge, mit der Spanischen Königswürde zugleich die Kaiserliche zu vereinigen. Auch die Schwedischen Minister waren bey ihrer Berathschlagung über die Kaiserwahl auf eben diesen Gedanken verfallen, und riethen aus demselben Grunde, man müsse sich dem Gesuche Leopolds um die Kaiserkrone widersetzen k). Der Verfall von Spanien war zwar schon ziemlich beträchtlich, und ließ für Auswärtige weniger befürchten; doch hatte man immer noch von den Mexikanischen und Peruvia-

i) *Pufendorf* de rebus gestis Friderici Wilhelmi Magni Elect. Brandeb. Lib. 7. §. 31. p. 416.

k) *Pufendorf* de reb. sub Car. Gust. gest. L. 4.

rubianischen Reichthümern einen bedenklichen Hinterhalt zu erwarten, welche, wenn man sich die Kriegsmänner Deutschlands und der Oesterreichischen Erbstaaten hinzu dachte, das Deutsche Reich, Italien, und vielleicht ganz Europa der größten Gefahr aussetzen konnten.

Nebst diesem wirkte noch ein anderer Grund auf den Churfürsten. Leopold hatte, dem System seines Vaters zu Folge, Truppen gegen Schweden nach Polen geschickt. Die Einflechtung Deutschlands in einen neuen Krieg, den jener als die unvermeidliche Folge davon ansah, war schon hinreichend, den Erzherzog durch die Beförderung der Kaiserwürde nicht zu mächtig werden zu lassen.

Johann Philipp war von diesen Ideen so betroffen, daß er bald nach dem Tode des Römischen Königs Ferdinands IV. auf den sonderbaren Einfall gerieth, mit Zuziehung des Churfürsten von Kölln dem Erzherzoge Leopold Wilhelm, der damahls Gouverneur der Spanischen Niederlande war, das Kaiserthum anzutragen. Während der Verwaltung derselben, welche gerade in den noch fortwährenden Krieg zwischen Spanien und Frankreich fiel, hatte sich dieser durch Klugheit, Bescheidenheit, und mehr andere rühmliche Eigenschaften die Achtung von ganz Europa erworben. Von ihm durfte man auch nicht fürchten, daß er Deutschland der geringsten Gefahr eines neuen Krieges aussetzen würde, da er für seine Person gar nicht im Stande war, sich in einen auch nur kleinen Krieg zu mischen. Allein Leopold Wilhelm glaubte die Annahme eines solchen Antrages sey nicht nur dem Beßten seines Hauses entgegen, weil leicht daraus Mißtrauen und Zwietracht zwischen den verschiedenen

Glie-

Gliedern desselben entstehen könnte, sondern auch seinem eigenen, weil, wenn ihm auch von seinem Bruder, oder dessen Erben ein eigenes Land zur Unterhaltung seiner Würde sollte eingeräumt werden, er doch nichts anders, als Verweser desselben seyn würde, und als Kaiser seinem eigenen Neffen untergeordnet bleiben müßte. Er verbat sich demnach einen Antrag, der mit seinen Gesinnungen so wenig übereinstimmte, legte aber doch bey seiner Herausreise nach Wien bey jedem der drey geistlichen Churfürsten einen Besuch ab. Diese persönliche Bekanntschaft trug vielleicht etwas bey, daß die Churfürsten von Maynz und Kölln nach Ferdinands III. Tode den alten Plan, obwohl derselbe schon einmahl mißlungen war, und ungeachtet der entgegengesetzten Bemühungen der Franzosen und Schweden wieder hervor suchten. Der erste Churköllnische Wahlbothschafter Franz Egon von Fürstenberg mußte dem Erzherzog in einem Schreiben die Eröffnung davon machen.

Die öffentlich und noch mehr im Stillen geschäftigen Franzosen hatten indessen an einem ganz andern Plane gearbeitet. Anstatt sich mit Nachdenken über ein taugliches, in ihr System passendes Subjekt zur Kaiserwürde den Kopf zu zerbrechen, wollten sie die Sache lieber kurz und gut abthun, und suchten ihren eigenen König auf den Kaiserthron zu erheben. Wirklich hatte dieser schon seit einiger Zeit im ganzen Ernst die Ausführung dieses abentheuerlichen Projekts gewünscht. Als seine Minister, der Graf von Brienne und Herr von Lionne mit Herrn Lockard, Gesandten des Englischen Protektors Cromwel ein Bündniß schlossen, mußte dieser in dem 14ten Nebenartikel feyerlich versprechen, alle bedenkliche Mittel anzuwenden, damit die Wahl des Römischen Kaisers auf den allerchrist-

christlichsten König fallen möge, und aufs wenigste verhindern zu helfen, damit dieselbe auf keinen aus dem Hause Oesterreich oder derselben Alliirte komme l). Aber selbst der König von Schweden, der doch in Ansehung dieses Gegenstandes, von eben demselben Interesse belebt, gemeinschaftlich mit Frankreich handelte, sah es ein, daß die Deutschen Churfürsten schwerlich würden dahin zu bringen seyn, in die Erhebnng eines Fremden, zumalen eines Königs von so gefährlicher Politik zu willigen, und rieth ihm, nicht zu voreilig zu Werke zu gehen. Er sollte erst sehen, ob ihm der größte Theil der Churfürsten günstig sey; man müsse sich vorzüglich hüten, daß nicht der vornehmste Zweck, die Oesterreicher von der Kaiserwürde auszuschließen, von der Menge der Kandidaten vereitelt werde m).

Da die Franzosen sahen, daß ihren Absichten in diesem Punkt alles entgegen sey, war ihnen nichts anders übrig, als wenigstens den zweyten Punkt ihres Planes: die Entfernung des Erzhauses Oesterreich von der Kaiserwürde nach Möglichkeit zu betreiben. Um hierinn glücklich zu seyn, mußten sie nothwendig einen andern Kronkandidaten aufstellen. Dießmal ward Ferdinand Maria, Churfürst von Bayern, des noch von dem dreyßigjährigen Kriege her berühmten Maximilians Sohn dazu ausersehen. Auf die Stimmen der übrigen zween Geistlichen Churfürsten und des von der Pfalz rechnete Mazarin ohnehin mit Zuversicht; die erforderliche Mehrheit der Stimmen sollte der von Bayern durch seine eigene herstellen. Daß er nicht mit beyden Händen nach einer solchen Gelegenheit greifen

l) *Londorp.* Acta publ. Tom. VIII. p. 52.
m) *Pufendorf* de reb. Car. Gust. L. 4. p. 296.

fen werde, sich und sein Haus zu erheben, darüber stieg an dem Französischen Hofe keinem Menschen ein Zweifel auf. Um sich jedoch der Gesinnung desselben desto genauer zu versichern, schickte Mazarin in Geheim einen ehemals in Bayern in Diensten gestandenen Kastraten Atto einen verständigen, geschickten Menschen, den besonders die Churfürstinn gut kannte, nach München n). Diese, aus dem Hause Savoyen gebürtig, welches wirklich mit Frankreich gegen Spanien alliirt war, nebstdem eine Prinzessinn von großem Verstande und eben so großem Ehrgeiz, welcher einst Mazarin mit der Hoffnung einer Vermählung mit dem jungen Könige Ludwig von Frankreich geschmeichelt hatte, wünschte nichts sehnlicher, als zum Ersatze dieser fehlgeschlagenen Hoffnung, Kaiserinn zu werden. Sie gab sich auch alle Mühe, ihrem Gemahle gleiche Gesinnungen einzuflößen, der, so unschlüßig er auch war, dennoch im Reden manchmal sich auf eine Art äußerte, daß Atto bereits glaubte, seinen Zweck erreichet zu haben, und den Französischen Ministern zu Paris und zu Frankfurt berichtete, die Klugheit allein hindere den Churfürsten, noch zur Zeit sich deutlicher zu erklären.

Der König von Frankreich hatte selbst an den Churfürsten geschrieben, und ihn zur Annahme einer so vortheilhaften Würde mit den bündigsten Beweggründen ermuntert. Man versprach ihm auch, jährlich 100000 Gulden Subsidien so lange zu bezahlen, bis er dem Erzhause Oesterreich Land genug zur Unterhaltung eines Kaiserlichen Staates abgenommen haben würde. Da aber die Bayrischen Wahlgesandten zu Frankfurt eine ganz andere Sprache führten, als

der

n) Memoires de *Gramont*, p. 61.

der Churfürst, und dieses letztern Antwort auf des Königs von Frankreich Schreiben nur in allgemeinen, weder bejahenden noch verneinenden Ausdrücken abgefaßt war; kamen Gramont und Lionne, und mit ihnen Churmaynz und Cölln in solche Verlegenheit, daß der Cöllnische Wahlbothschafter Franz Egon von Fürstenberg nach München abgehen mußte, um dem Churfürsten der angeführten Absicht wegen aufs Neue zuzusetzen. Man hoffte, wenigst gegen diesen Herrn werde sich derselbe deutlicher erklären, als er gegen seine Gemahlinn und den Kastraten gethan hatte.

Nichts geht über die Freude, mit welcher Egon zurückkam. Innigst überzeugt von dem bevorstehenden Siege der Französischen Parthey, der er mit Herz und Seele ergeben war, so wie es vielleicht noch kein Deutscher gewesen, ertheilte er die herrlichsten Zusicherungen, daß der Churfürst das Kaiserthum annehmen werde; nur müsse von dieser Sache, als dem größten Staatsgeheimnisse jetzt noch das strengste Stillschweigen beobachtet werden. Auch bat er die Französischen Gesandten inständig, eine melancholische Mine anzunehmen, um ihre Feinde desto sicherer irre zu führen.

Aber es zeigte sich bald, daß Egon das Triumphslied vor dem Siege angestimmt habe. Sobald der Churfürst von dessen Vorgeben Nachricht erhalten, ließ er ein Schreiben an seine Gesandte nach Frankfurt ergehen, in welchem er vom ersten bis zum letzten Wort alles, was Egon in dieser Sache geträumt hatte, widersprach. Dazu kam noch, daß der Bayrische Gesandte, Doktor Oexel sich öffentlich in der Versammlung erklärte: „wenn alle Churfürsten seinen Herrn krönten, so wolle er dessen Haupt so lange rütteln, bis

die

die Krone herab fiele„ o). Da endlich der Churfürst von Bayern zugleich mit jenem von Sachsen bald darauf dem Churfürsten von Maynz wegen der Aufnahme der Französischen Gesandten zu Frankfurt Vorwürfe machte, und ihre Entfernung verlangte; so sah man wohl, wie wenig Hoffnung man sich von ihm machen könnte.

Nun hörte der Churfürst von Maynz auf, ihren Anschlägen zu folgen; ja er machte den Franzosen Vorwürfe, daß sie ihm und seinen Kollegen Projekte vorlegten, die im Grunde zu nichts dienten, als die Wahl zu verzögern, und seine Person gehäßig zu machen. Doch diese, noch nicht gesonnen, ihren Plan aufzugeben, faßten den Entschluß, noch einen Schritt zu wagen, Gramont, der während dem dreyßigjährigen Kriege als Gefangener einige Zeit sich zu München aufgehalten hatte, begab sich nun selbst, jedoch nur als Privatmann dahin, um sich doch einmal von der wahren Lage der Sache eine hinlägliche Aufklärung zu verschaffen, weil es vernunftwidrig sey, daß der König von Frankreich seinen Kredit, seine Freunde und Finanzen verwendete, um einem Fürsten zu dienen, der solche Dienste nicht nur nicht verlangte, sondern selbst alles beytrüge, um sie ihren Zweck verfehlen zu machen.

Gramont, der mit der Offenheit eines angenehmen Gesellschafters die Feinheit und Arglist eines der geschicktesten Hofleute verband, bot zu München alle seine Beredtsamkeit auf, um dem Churfürsten zu schmeicheln, und sich in desselben Gunst zu setzen. Bald lobte er dessen Person und Verstand, bald dessen Charakter. „Er hoffte, der erste zu seyn, sagte

o) Memoires de *Gramont*. p. 66.

er, der ihn als geheiligte Kaiserliche Majestät traktirte; nichts verursache ihm mehr Betrübniß, als daß er einem Herrn, wie Er, nur den so gemeinen und herabgewürdigten Titel Altesse geben dürfe. Er zweifle nicht, daß des Churfürsten Haupt die Schwere einer Krone ertragen werde, indem er ihm nicht weniger Herz und Seelengröße zutraue, als dem verstorbenen Könige von Schweden (Gustav Adolph), welcher so viele Länder durchzogen, so viele Gefahren ausgestanden, so viele Treffen geliefert, und selbst das Leben verloren habe, um sich die nämliche Krone auffetzen zu lassen, welche der Churfürst, ohne etwas zu wagen, auf eine rechtmäßige Weise erlangen könne. Ein Thron stehe ihm zu Gebote, für welchen ihm alle Kräfte Deutschlands, und der beyden Kronen Frankreich und Schweden die Gewähr leisten würden; die Macht des Oesterreichischen Hauses könne ihm um so weniger furchtbar seyn, da selbst sein Vater stets noch ansehnlichere Armeen auf den Beinen gehabt, als der Kaiser p).

Auf das Herz eines jungen, zwey und zwanzigjährigen, unerfahrnen, an Geist etwas schwachen Herrn mußten solche Zauberworte einen ungemein starken Reiz der Verführung haben. Er würde sich auch gewiß dadurch haben hinreißen lassen; hätten nicht seine Mutter, eine Oesterreichische Prinzessinn, und der erste Minister, Graf Kurz, im Wege gestanden. Diese beyden hatten sich schon vom Anfange her alle erdenkliche Mühe gegeben, den Churfürsten von jedem Gedanken an die Kaiserwürde abzuhalten, und als der Maynzische Kanzler Johann Boineburg, und der Köllnische Minister Franz Egon von Fürstenberg in dieser Ange-

p) Memoires de *Gramont*. Tom. II. p. 72 seq.

Angelegenheit nach München gekommen waren, hatten diese ihn so sehr von Leuten, die den Oesterreichern günstig waren, umringt, und alle Zugänge zu ihm durch seine Mutter so sehr verschlossen gefunden, daß es ihnen schlechterdings nicht gelang, mit ihm allein zu sprechen q).

Den Grafen Kurz suchte zwar jetzt Gramont dadurch schüchtern zu machen, daß er ihm die unangenehme Lage vorstellte, in die er gerathen könne, wenn dem Churfürsten die Reue kommen sollte, die erste Würde der ganzen Christenheit ausgeschlagen zu haben; es werde gewiß nicht an Leuten fehlen, die ihn zur Rache gegen diejenigen auffordern werden, welche ihn davon abgehalten haben. , Nach einer unter den Menschen nicht ungewöhnlichen Stimmung der Gemüther könne es sich leicht zutragen, daß in Zukunft gerade deßwegen erst ein Verlangen nach der Kaiserkrone in ihm erwache, weil er sie nicht mehr haben könne. Allein Kurz, von dem Grundsatze durchdrungen, daß es besser für das Haus Bayern sey, einen angesehenen Churfürsten zum Haupte zu haben, als einen Kaiser ohne Macht und Ansehen, blieb unbeweglich bey seiner Gesinnung. Mit gutem Grunde verließ er sich auf den mächtigen Einfluß, den er und des Churfürsten Mutter auf ihn hatten. Überdieß glaubte er hinlängliche

q) Sed omni ex parte qui Austriacis favebant, eum Principem circumdederant, ac Mater ita omnes aditus circumsepserat, ut istis cum solo Electore copia colloquendi haud fieret. Et cum aliquando Boineburgius Electori forte fortuna occurrens ea de re differuisset, atque hic non adeo se abhorrere ostendisset, id tam aegre Principis matrem reliquosque consiliarios habuit, ut istum per duodecim dies in hospitio desidere nullo invisente paterentur. *Pufendorf* de reb. Car. Gust. L. 4. p. 299.

liche Sicherheit in des Churfürsten gefühllosem, und nach Ruhe strebendem Charakter gegen jede mögliche Veränderung seiner Denkart zu finden. Um eines so gefährlichen Unterhändlers, wie Gramont war, bald los zu werden, sagte er ihm eines Tages gegen alle dessen Erwartung: „Er sey nicht gewohnt, Jemand zu hintergehen, und bekenne ihm daher aufrichtig, daß er seinem Herrn nie gerathen habe, das Kaiserthum anzunehmen, und es ihm auch nie rathen werde; seine Gründe seyen so stark, daß jeder, der sie mit Unpartheylichkeit abwäge, ihm müße Gerechtigkeit widerfahren lassen.„ Der Franzose, keineswegs dadurch auffer Fassung gebracht, bedankte sich vielmehr für seine aufrichtige Aeußerung, indem er nun wenigst Einen Zweck seiner Reise erreicht habe; er sey nicht sowohl nach München gekommen, um den Churfürsten zur Annahme der Kaiserkrone zu überreden, als dessen eigentliche Gesinnung auszuforschen, damit sein König nicht länger in der Ungewißheit schwebe.

Nach seiner Zurückkunft fand Gramont zu Frankfurt alles in einer veränderten Lage. Der Churfürst von Maynz, der ohnehin jederzeit gezweifelt hatte, ob der von Bayern Entschlossenheit genug haben würde, sich nach den Französischen Absichten gebrauchen zu lassen, sah bald auch die Schwierigkeit ein, einen andern, als den König von Ungarn auf den Thron zu erheben. Der Pfalzgraf von Neuburg, den die Franzosen bisher selbst mit Hintansetzung des Churfürsten von Bayern zu befördern gesucht hatten, war zu schwach, um den großen Aufwand zur Unterhaltung eines Kaiserlichen Staates aushalten zu können, und hatte keine Parthey unter den Churfürsten. Vielmehr war ihm der Churfürst von Brandenburg der Jülichischen Streitigkeiten wegen offenbar abgeneigt, weswe-

gen

gen auch der König von Schweden dem Französischen Hofe schon gleich anfänglich mißrathen hatte, den Neuburger vorzuschlagen, weil dieses den von Brandenburg bewegen würde, seine Stimme den Oesterreichern zu geben. Chursachsen hatte sich bereits öffentlich für Oesterreich erklärt, an dem Churfürsten von Brandenburg war um so weniger zu zweifeln, da er sich eben bemühte, gegen einen so mächtigen Feind, wie Karl Gustav war, durch eine Allianz mit Oesterreich einen Rückenhalt sich zu verschaffen; und daß der Churfürst Karl Ludwig, von der Pfalz auf Französisch-Bayerischer Seite aushalten würde, machte schon sein eingewurzelter Haß gegen das Haus Bayern sehr unwahrscheinlich. Ganz unerwartet für die Französische Parthey war, daß auch der von Trier, Johann Kaspar von der Leyen ungeachtet seiner nahen Verwandtschaft mit dem von Maynz, und des Dankes, den er ihm wegen seiner Erhebung schuldig war, ja, ungeachtet dessen, was sein Bruder den Franzosen bereits zugesichert hatte, nach seiner persönlichen Ankunft zu Frankfurt offenbar eine Neigung für das Erzhaus Oesterreich blicken ließ. Da nun jedermann sowohl aus dieser Stimmung der Gemüther, als aus andern Umständen schließen konnte, daß die Kaiserkrone, weil der Erzherzog Leopold Wilhelm sie neuerdings ausgeschlagen hatte, unfehlbar dem Könige von Ungarn zu Theil werden müße; so war der Churfürst von Maynz jetzt selbst der Erste, welcher Leopolden theils mündlich durch den Reichshofrathspräsidenten Grafen von Oettingen, theils durch mitgegebene Schreiben nach Frankfurt einlud.

Jedermann glaubte nun, daß Deutschland nächstens ein neues Reichsoberhaupt haben werde, besonders da anstatt des vorigen Vertrauens zwischen dem

Chur-

Churfürsten von Maynz und den Französischen Gesandten vielmehr eine Mißhelligkeit zu herrschen schien, weil diese die ohne ihr Wissen geschehene Einladung Leopolds, jener aber die zu Paris von Mazarin, und selbst zu Frankfurt von Lionne über sein zweydeutiges Betragen geführten Reden nicht verdauen konnten. Das alte Zutrauen fand sich aber bald wieder ein, da Mazarin seinen Lieblingssekretär Rousselau mit Schreiben, die nicht verbindlicher seyn konnten, an ihn schickte, und ihn des gänzlichen Zutrauens des Königs versicherte, ja, was noch mehr wirkte, das ganze Friedensgeschäft zwischen Frankreich und Spanien wenigst dem Aeußerlichen nach fast seiner Willkühr anvertraute.

Mit Freuden nahm nun der Churfürst eine Sache wieder vor, die mit seiner Liebe zum Frieden so sehr übereinstimmte. Die Bedingungen, die er den Spaniern vorschlagen sollte, waren eben nicht zu verachten: „Der König von Frankreich, so lauteten seine Vorschläge, würde die sämmtlichen Artikel halten, die der Marquis von Lionne 1656 zu Madrit entworfen; Portugall sollte einen Waffenstillstand auf acht Monate haben, nach dessen Verlaufe der König von Frankreich sich nicht mehr in die dortigen Angelegenheiten mischen werde; den Prinzen von Conde würde er, nachdem derselbe seine Unterwerfung bezeigt, und einen neuen Eid der Treue geleistet haben würde, in alle seine Güter, Ehren und Würden wieder einsetzen, ausgenommen seine Aemter und Gouvernements, in Ansehung deren er sich der Güte des Königs überlassen müße; die Sache des Herzogs von Lothringen sey auf einen andern Traktat auszusetzen, wobey dem Kaiser und den Churfürsten erlaubt seyn soll, ihm mit ihrer Verwendung beyzustehen; der König würde die

von

von ihm eingenommenen Plätze in Katalonien an Spanien herausgeben; dagegen aber die Grafschaft Roussillon behalten; was nach 1656 erobert worden, sollte jedem verbleiben, der es besitze.„

Der erste Spanische Bothschafter, Graf Peneranda, der bereits den Traktaten von Münster beygewohnt hatte, erklärte selbst, die Vorschläge seyen bescheiden; er suchte aber auch dem Churfürsten begreiflich zu machen, daß sie im Grunde nichts anders enthielten, als was schon im vorigen Jahre von dem Marquis von Lionne zu Madrit vorgebracht worden, und obwohl Mazarin wohl wisse, daß bereits von Spanien alles genehmigt worden, ausgenommen was den Prinzen von Conde angehe, so habe er doch diesen Artikel wieder mit eingerückt, weil er vorhinein versichert sey, daß sich daran die ganze Negociation stossen werde. Der Spanier glaubte dadurch dem Churfürsten deutlich gezeigt zu haben, daß die Absicht Mazarins keine andere sey, als die Kaiserwahl so lange verschieben zu machen, bis er seine übrigen Absichten würde erreicht haben. Auch erklärte er ihm, daß er sich mit Friedenshandlungen gar nicht abgeben könne, weil er keine Vollmacht dazu habe.

Kein Mensch zweifelte nun, daß der Churfürst seinen Friedensprojekten endlich entsagen werde. Aber keineswegs! Er selbst nahm es auf sich, die Vollmachten von beyden Höfen herbeyzuschaffen. Wilhelm von Fürstenberg sollte sie zu Paris, und der Maynzische Rath Blum zu Madrit auswirken. Peneranda, über die daraus entstehende Verzögerung der Wahl äusserst entrüstet, indem er bereits seinem Hofe berichtet hatte, sie würde nächstens ohne einiges Hinderniß vor sich gehen, schlug dem gedachten Rathe Blum die verlang-

ten

ten Geleitsbriefe rund ab, und drohte ihm sogar, ihn, wenn er sich in seinem Hause wieder einfinden sollte, zum Fenster hinaus werfen zu lassen r). Mit dem Churfürsten selbst gerieth er über diese Materie in einen solchen Wortwechsel, daß er demselben frey in das Gesicht sagte: er nehme sich weit mehr in Ansehung der Könige heraus, als von einem Manne, der von Geburt nur ein gemeiner Edelmann sey, könne geduldet werden. Die Churfürsten würden aber auch nicht leiden, antwortete der von Maynz, der auf seinem Vorsatze, noch vor der Wahl Frieden zu stiften, unerschütterlich beharrte, daß ein Spanischer Minister einen Kaiser mache. Kurz, Blum und Fürstenberg wurden nach Madrit und Paris abgefertiget, obgleich nicht Peneranda allein, sondern beynahe alle zu Frankfurt Anwesenden eine Abneigung gegen die Betreibung dieses Geschäftes in den jetzigen Umständen hegten. Aber am Ende zeigte sichs doch, daß der Churfürst seinen Zweck verfehlet hatte. Nachdem die Abgeordneten zurückgekommen waren, hörte man sie in dem Churfürstlichen Collegium nicht einmal an, sondern verwies sie an denjenigen, von welchem sie waren abgeschickt worden. Anstatt das gedachte Kollegium zur Theilnahme zu bewegen, nahm der Churfürst zu seinem großen Verdruße bey der größern Zahl der Mitglieder desselben eine entschiedene Abneigung dagegen, und eine desto größere Begierde wahr, das Wahlgeschäft endlich einmal zu vollenden.

Die Franzosen hatten indessen, während daß sie durch die gedachten vorgeblichen Friedensunterhandlungen das Wahlgeschäft hinauszogen, alle möglichen Versuche gemacht, alles zu ihrem Vortheile zu stimmen.

r) Memoires de *Gramont* p. 122.

men. Im Gegentheile war man auch von Oesterreichischer Seite nicht stille gesessen, und besonders hatte Peneranda aus allen Kräften zum Besten des Erzhauses gearbeitet. Daß die Churfürsten in einem so wichtigen Geschäfte getheilet seyn würden, war leicht aus ihrem bisherigen Betragen abzunehmen. Es war daher auch nicht befremdend, daß, als die von Maynz, Cölln, und von der Pfalz dem Gesuche der Franzosen beystimmten, drey andere: Trier, Sachsen, und nach einigem Zögern auch Bayern sich zu Gunsten Oesterreichs erklärten. Nun kam es auf Churbrandenburg an, welches unstreitig den Ausschlag geben konnte. Da der Churfürst nur erst eine Allianz gegen Schweden mit dem Könige Leopold geschlossen hatte, und im nächsten Frühjahre die Truppen beyder Theile zusammen stossen sollten, so konnte man sich kaum vorstellen, daß die Oesterreichische Parthey nicht das Uebergewicht erhalten werde. Die Franzosen ließen aber den Muth noch nicht sinken, sie wandelten ihren Weg fort, so dornicht und schwer zu passiren er auch war f). Zugleich

f) Celui (l'Electeur) de Brandebourg emportoit indubitablement la balance.... Ce n'etoit pas une entreprise peu difficile, et je puis dire même qu'elle surpassoit l'attente publique, *la legereté de l'Esprit de cet Electeur* le faisant changer a tout moment de resolution, et l'Alliance, qu'il avoit avec le Roi de Hongrie, la jonction de leurs armées et son Attachement a la Maison d'Autriche, a laquelle il ne pouvoit jamais servir si utilement, que dans cette occasion. Neanmoins le Marechal de Gramont, et Mr. de Lionne ne perdirent point courage, et suivirent toujours leur chemin quoique epineux et malaisé à tenir. Memoires de *Gramont*. p. 91 seq. Was hier der Verfasser Legereté d'Esprit nennet, war es gewiß nicht im eigentlichen Sinne, sondern vielmehr angenommenes System, Allianzen nach Aenderung der Zeit und Umstände, und des dabey gehofften Vortheiles ebenfalls zu ändern.

gleich suchten sie die schwächeste und zugänglichste Seite des Platzes auf, den sie zu erobern gedachten, und um die Sache kurz zu machen, theilten sie unter die zweyten Brandenburgischen Gesandten Canstein und Jena große Summen aus t); den Churfürsten selbst aber suchten sie in Furcht zu setzen, indem sie ihm zu verstehen gaben, „ihr König werde dem Hause Neuburg mit seiner ganzen Macht beystehn, um ihm das Clevische zu entziehen; alsdann könne er sehen, ob das ohnehin schon so sehr geschwächte Haus Oesterreich im Stande seyn werde, sich seiner mit Nachdruck anzunehmen.„ Der Churfürst schien zwar unerschüttert durch diese Vorstellungen, und erklärte sogar auf die Klagen, welche die Oesterreichische Parthey über das Betragen seiner Minister eingeschickt hatte, er werde ihnen Befehle zuschicken, sich von Trier, Sachsen, und Bayern nicht zu trennen. Dessen ungeachtet traten sie, als es zum Stimmen kam, der Französischen Parthey bey. Der erste Gesandte Graf von Nassau brachte zur Entschuldigung Briefe zum Vorscheine, in welchen ihm aufgetragen ward, sich den Oesterreichern gefällig zu erzeigen, jedoch auf eine Art, daß er die Franzosen nicht beleidige.

Ungeachtet aller dieser Bemühungen der Franzosen gieng nun doch ihre Sache beynahe mit jedem Tage schlechter. Besonders seit der Zeit, da der Churfürst von Maynz nach seinen fruchtlosen Versuchen, einen Frieden zu Stande zu bringen, den König von Ungarn nach Frankfurt hatte einladen lassen, schien die Oesterrei-

t) Enfin ils attaquerent cette place par l'endroit, ou il leur parut y avoir le plus d'accés; et pour le faire court, ils donnerent beaucoup d' Argent a Canstein et Jena ses Ambassadeurs. Ibid.

reichische Parthey völlig das Übergewicht zu bekommen. Die Spanier waren indessen gleichfalls fortgefahren, das Interesse derselben, womit ihr eigenes auf das engste verbunden war, auf das kräftigste zu befördern, und so ware es bereits ausgemacht, daß Niemand anderer, als der König von Ungarn mit der Kaiserkrone würde geschmücket werden. Da Mazarin sah, daß er weder die Wahl länger hindern, noch mit irgend einem Kandidaten durchdringen könne, so drang er darauf, daß wenigst ein andrer Wunsch, der ihm fast noch mehr am Herzen lag, als der erste, zum Besten der Krone Frankreich befriediget werde. Leopold sollte durch die Wahlkapitulation verpflichtet werden, sich nicht in den gegenwärtigen Krieg sowohl in Italien als im Burgundischen Kreise zu mischen: weder als Kaiser noch als Erzherzog sollte er einigen Beystand an Mannschaft oder Geld gegen Frankreich oder dessen Verbündete in Italien und dem Burgundischen Kreise leisten. „Der Hauptgegenstand ihrer Sendung, erklärten die Französischen Gesandten sowohl schriftlich als mündlich, gehe ohnehin nur dahin, sich über das zu beschweren, was der vorige Kaiser in diesem Stücke dem Westphälischen Frieden zuwider gehandelt habe, und von Leopold fortgesetzt werde: verschaffe man ihrem Herrn nicht hinlängliche Sicherheit wegen des Künftigen, so werde er sich in die Nothwendigkeit versetzt sehen, Deutschland mit Krieg zu überziehen.„

Aus dem Eifer, womit die Gesandten diesen Gegenstand betrieben, und aus einigen andern Umständen muthmaßten einige Staatskluge Männer, und in Wahrheit nicht ohne Grund, so widersprechend es auch zu seyn scheinet, daß Mazarin es zuletzt sehr ungern würde gesehen haben, wenn Leopold nicht zum Kaiserthum

wäre

wäre befördert worden, weil er in solchem Falle durch nichts hätte können gebunden werden.

Von Oesterreichischer Seite ward nicht nur gegen dieses Ansinnen eingewendet, was bereits bey den Westphälischen Friedenshandlungen über diese Materie vorgekommen, sondern es wurden auch Gründe angeführt, die eine eigene Beziehung auf die jetzigen Umstände hatten. Man könne ja, hieß es unter andern, nicht ruhig zusehen, daß Frankreich so ansehnliche Theile des Reiches, als den Burgundischen Kreis und das Herzogthum Mayland verschlinge: ob man dem Kaiser dann nicht verbunden seyn müße, wenn er aus eigenen Mitteln dieses hindere? Beyde seyen als Vormauer des Reiches zu betrachten, und der Fall der Niederlande werde auch den Fall wenigstens desjenigen Theiles des Deutschen Reiches nach sich ziehen, welcher jenseits des Rheins liege, und die Eroberung von Mayland den Verlust aller übrigen Reichslehen in Italien, die der Kaiser vermöge der nämlichen Kapitulation zu erhalten verbunden sey. Ungeachtet dieser und mehr anderer wichtigen Gründe ließ sich doch die Französische Parthey nicht dahin bringen, daß sie von ihrer Foderung abstand; vielmehr erklärten die Churfürsten von Maynz, Cölln, und der Pfalz öffentlich, sie würden dem Könige Leopold ihre Stimmen nicht geben, wofern nicht den Foderungen der Franzosen ein Genüge geschehe. Wollte dieser je sein Haupt mit der Kaiserkrone geschmückt sehen, so mußte er geschehen lassen, daß dieser Punkt in die Wahlkapitulation eingerückt wurde.

Auch die Schwedischen Gesandten Biörnklow und Snoilsky legten der Wahl Hindernisse in den Weg. Sie verlangten gleichfalls, daß zuvor ihren Beschwer-

den

den gegen den verstorbenen Kaiser, und dessen Sohn Leopold abgeholfen werde. Beyde, sagten sie, hätten Truppen nach Polen gegen den König von Schweden marschiren lassen; die Dänen, Moscowiter, Holländer, und den Churfürst von Brandenburg gegen ihn aufgewiegelt, Polen sich unterwürfig zu machen gesucht, und den Frieden, den ihr Herr bereit sey, mit diesem Königreich einzugehen, zu hindern getrachtet; hieraus erhelle, daß sie den Westphälischen Frieden gebrochen u). Da des Königreiches Polen in den gesammten Verhandlungen dieses Friedens kaum mit einem Worte gedacht wird; so mußte es wirklich auffallen, wie der Kaiser durch sein Betragen in den Pohlnischen Angelegenheiten sich gegen diesen Frieden sollte versündiget haben. Ihren Erweis führten die Gesandten in einem der eben zu Frankfurt noch versammelten ordentlichen-Reichsdeputation übergebenen Memorial auf folgende Art: „Es gebühre einem Römischen Kaiser nicht, ohne Reichstag, und ohne der Reichsstände freye Stimmen und Einwilligung Bündnisse zu machen, und Kriege, welche die Wohlfahrt des ganzen Reichs betreffen, zu führen. Das ganze Werk sollte demnach auf einen Reichstag verwiesen werden, da der König von Schweden auch seine Meynung dem ganzen Reiche darlegen könnte. Da diese Ursache nicht auf Leopolden paßte, so heißt es von ihm, daß er nunmehro öffentlich die Waffen gegen den König von Schweden in Polen ergriffen, ohne daß er in einem so hochwichtigen und das ganze Reich betreffenden Werke einiges Absehen auf das Reich, welches ohne Haupt schwebe, und auf die künftige Wahl gehabt, oder einige Meldung gethan hätte, hiervon zuvor gebührlich und in öffentlicher Reichsversammlung zu berathschlagen,

u) Theatrum Europ. Tom. VIII. p. 415.

gen, nicht anders, als ob das Reich in beliebiger Macht uud Bothmäßigkeit des Hauses Oesterreich wäre, und ihm im Reiche in Friedens- und Kriegsgeschäften nach Belieben Anstalt zu machen frey stünde. Eine schöne Probe, wie jämmerlich sich schon damals dieser Friede drehen und verzerren lassen mußte, um ihn auf alle beliebige Art anzuwenden! Dem Könige von Schweden sollte es ungeachtet seiner Reichsstandschaft frey stehen, Krieg in allen Theilen der Welt, und so nahe an den Reichsgränzen zu führen, als er wollte; dem Kaiser hingegen sollte als Kaiser, als Könige von Ungarn und Böhmen, und als Erzherzoge von Oesterreich untersagt seyn, einer mit dem größten Unfuge bedrängten nachbarlichen Nation beyzustehen; die gänzliche Unterdrückung der Polen hätte in keiner Verbindung mit der Wohlfahrt des Reiches gestanden, hingegen die Rettung derselben in einer solchen, daß sie ohne Reichstag, ohne freye Stimme und Einwilligung des Reiches nicht durfte unternommen werden.

Indessen machten die Schwedischen Klagen, daß der König von Schweden nach gänzlicher Bezwingung des Königs von Dänemark mit seiner siegreichen Armee in dem Innersten von Deutschland erscheinen werde, wenn die Reichsstände das Haus Oesterreich nicht abhielten, den Polen Beystand zu leisten, bey weitem keinen solchen Eindruck, als Frankreichs ähnliche Beschwerden und Drohungen gemacht hatten. Biörnklow konnte nicht begreifen, warum die Churfürsten so folgsam seyen in Ansehung der Französischen Zumuthungen, und so weit weniger in Betreff der Schwedischen. Allein, nebst dem, daß den Rheinischen Churfürsten auch die unbewaffnete Französische Nachbarschaft mehr Furcht einflößte, als die noch so siegreichen Schwedischen Waffen in der Entfernung, und daß es

den

den schwedischen Gesandten gänzlich an jenen Mitteln fehlte, die in den Händen der Franzosen so große Zauberkräfte äußerten; so konnten sie nichts gegen Oesterreich vorbringen, was nicht den in dem Churfürstlichen Kollegium sehr angesehenen Churfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg mit betraf, als von welchem man bereits wußte, daß er nächstens ebenfalls die Waffen gegen die Schweden ergreifen werde. Doch brachte es der auch von dieser Seite für die Ruhe Deutschlands besorgte Churfürst von Maynz dahin, daß eine eigene Gesandtschaft von dem Churfürstlichen Collegium an den König von Schweden abgeordnet ward, die mit ihm wegen der Herstellung der Ruhe in dem Norden Unterhandlungen pflegen sollte, aber so kaltsinnig aufgenommen ward, daß sie ohne alle Frucht die Rückkehr nehmen mußte.

Der Schwedisch-Pommerische Gesandte hatte um diese Zeit bey der damals versammelten Reichsdeputation noch eine andere ebenfalls sehr weit aussehende Sache anhängig gemacht, welche die Köpfe aller deutschen Publicisten und Staatsmänner aufs Neue in eine nicht geringe Gährung setzte. Der König von Dänemark Friedrich III. war dem Bunde gegen die Schweden beygetreten, und hatte das ihm zu einem Angriffe sehr bequem gelegene Herzogthum Bremen feindlich angefallen. Da nun dieses Land vermöge des westphälischen Friedens an den König von Schweden gekommen, so machte derselbe sogleich die Anzeige davon bey dem Churfürsten von Maynz, und ersuchte ihn, „die Vorkehrung zu treffen, daß gegen den von Dänemark, als ein Glied des Reiches, nach dem Friedensinstrument und den Reichssatzungen möge verfahren werden, weil derselbe durch solches Betragen dem Münsterischen- und dem allgemeinen Landfrieden

in dem römischen Reiche entgegen gehandelt, folglich als ein Fürst des Reiches mit Recht, und in der That selbst in die Strafe des Landfriedenbruches verfallen sey.„ Vermöge eben dieses Friedens verlangte er auch von dem Reiche die Gewährleistung über dieses Herzogthum. Der Churfürst von Maynz ließ auch sogleich den Mitgliedern der zu Frankfurt anwesenden Reichsdeputation ansagen, damit sie über diesen wichtigen Gegenstand sich berathschlagen möchten.

Dieser merkwürdige Reichsrath war schon bald nach dem letzten Reichstage, und gemäß eines auf demselben gemachten Schlusses im Jahre 1655 zu Frankfurt zusammengekommen. Sein Zweck sollte seyn, vieles in Betreff der Restitutionen, welches noch vom westphälischen Frieden her von wegen der Amnestie oder anderer Beschwerden übrig geblieben war, zu erledigen, die von diesem Frieden verordnete Gleichheit der Religionspartheyen herzustellen, die öffentliche Sicherheit im Reiche zu erhalten, und mehr andere Materien, worüber der letzte Reichstag noch nichts entschieden hatte, zu berichtigen. Der Tod des Kaisers Ferdinands III. schien dieser Deputation ihr Ende vor der Zeit zu verkündigen. Allein die Mitglieder derselben suchten sogleich, sich ihre Existenz während des Zwischenreiches sicher zu stellen, und dieses war um so nöthiger, da abermalen ganz Deutschland, gleichwie in so vielen ihre Bestimmung betreffenden Punkten, auch in Rücksicht auf ihre Fortdauer während des Interregnums getheilt war. Diejenigen, die sie durch den Tod des Kaisers für aufgelöset hielten, gründeten ihre Meynung darauf, weil sie nicht von dem Reiche allein, sondern zugleich von dem Kaiser aufgestellet worden, mithin auch ohne Einfluß und Mitwirkung desselben nicht bestehen könne. Die andern behaupteten, daß

es genug sey, wenn sie nur einmal ein rechtliches Daseyn bekommen, das übrige hänge von den Umständen der Zeit ab: nun seyen diese so beschaffen, daß wegen des an den Gränzen des Reiches noch fortwährenden Krieges, und besonders des erst neuerlich selbst auf dem deutschen Reichsboden entstandenen Schwedisch-Dänischen, es die höchste Nothdurft erfordere, für die Sicherheit des Reiches zu wachen v). Besonders waren die Deputirten des fürstlichen Kollegiums dieser Meynung zugethan, und machten den Schluß, die Deputation wegen der sich äußernden gefährlichen Ereignisse fortzusetzen. Die Churfürstlichen hingegen erregten schon damahls Schwierigkeiten. Auch waren nicht alle fürstlichen Höfe mit diesem Entschlusse einverstanden. Der Oesterreichische war unzufrieden, daß mehrere Glieder der Deputation sich in den Polnisch-Schwedischen Krieg nur von weitem einmengten, und bey den Churfürstlichen ward die alte Eifersucht rege; sie glaubten, die Fürstlichen wünschten nur darum die Fortdauer der Deputation, um vermöge ihres angemaßten Rechtes mit zu kapituliren.

Die Deputirten erfuhren bald mit nicht geringem Befremden, daß, obgleich das Maynzische Direktorium wegen des oben erwähnten Memorials des Schwedisch-Pommerischen Deputirten Snoilsky ihnen insgesammt hatte ansagen lassen, der Oesterreichische Prinzipalgesandte Vollmar nicht nur nicht erschien, sondern durch seinen Beygeordneten erklären ließ, daß er bey nun erschienener Wahlzeit auf den Deputationskonvent, und besonders auf die Materie, die in

v) Sattlers Geschichte des Herzogthums Würtemberg unter den Herzogen. T. IX. Beylage Nr. 56. S. 128.

Berathschlagung kommen sollte, nicht instruiret sey. Der Maynzische erklärte ihnen nebst diesem im Nahmen des Churfürstlichen Collegiums, daß man von Seite der Churfürstlichen Gesandten keine andere Verhaltungsbefehle habe, als die sich auf die Wahl bezögen, und dafür halte, „daß bey nun einlaufender Wahlzeit eines Römischen Königs und christlichen Oberhaupts der Deputationskonvent, und dessen anbehörige Konsultationen suspendirt würden bleiben müßen w).„ Von nun an kam keine Versammlung mehr zu Stande. Anstatt derselben gaben sich einzelne Gesandte, besonders protestantische, unter denen sich der herzoglich-Würtembergische auszeichnete, viele Mühe, die Rechte der Fürsten in Ansehung der Kapitulation aufrecht zu erhalten. Sie trugen ihre sogenannte Monita oder Erinnerungen zusammen, und überreichten sie, mußten sich aber mit der Antwort abfertigen lassen, daß das Geschäft der beständigen Wahlkapitulation auf den Reichstag gehöre, und insonderheit äußerte sich Churmaynz, das Churfürstliche Collegium erachte sich nicht für verbunden, die Erinnerungen der Fürsten anders, als nach seinem Belieben anzunehmen x). Auch sie wünschten, daß noch vor der Wahl entweder der Friede hergestellet, oder den Beschwerden der beyden Kronen abgeholfen, und gegen die künftige Einmischung des zu Erwählenden in derselben Händel gesorgt werde, und zwar mit Zuziehung der gesammten Deputirten, als welche das ganze Reich vorstellten. Dieses Ansinnen an die Churfürstlichen war noch fruchtloser, als das vorige, indem den fürstlichen nicht nur nichts kommunicirt ward,

was

w) Sattlers Geschichte von Würtemberg ꝛc. *Ibid. p.* 140.
x) Sattler *l. c. p.* 197.

was in Ansehung des Kriegs oder Friedens zwischen den Churfürsten und auswärtigen Kronen verhandelt wurde, sondern die Churfürstlichen noch überdieß, um den fürstlichen sogar den Umgang mit ihnen unmöglich zu machen, auf ihrem Excellenztitel weit steifer beharrten, als jemals. Wenn die fürstlichen auf einer Seite jammerten, daß ihren Rechten tödliche Wunden versetzt werden, so ist es auf der andern unläugbar, daß, wenn auf die Art wäre verfahren worden, wie sie es wünschten, die Wahl vielleicht noch einige Jahre sich hätte verzögern können. So erfolgte sie aber endlich am 18ten Julius 1658 zum Vortheile Leopolds, Königs von Ungarn, welcher hierauf am 1ten August zu Frankfurt gekrönet ward.

Zweytes Kapitel.

Errichtung der Rheinischen Allianz. Absichten, welche die Franzosen durch dieselbe zu erreichen suchten. Ende des ordentlichen Reichsdeputationstages.

Kaum waren Wahl und Krönung vollbracht, als der sogenannte Rheinische Bund zum Schlusse kam. Während der Zeit nähmlich, da die Churfürsten zu Frankfurt mit der Wahl eines Kaisers beschäftiget gewesen waren, hatten sich die bey der Reichsdeputation daselbst versammelten Gesandten, weil nach der Vorschrift der goldenen Bulle jeder Fremde, der nicht eigentlich zum Personale der Wählen-

lenden gehöret, sich während der Wahlberathschlagungen aus der Stadt entfernen muß, nach Maynz begeben, und dort eine Allianz verabredet. Der vorzüglichste Beförderer derselben war der Churfürst von Maynz, die vornehmsten Triebfedern die Könige von Frankreich und Schweden; denn der große Lärm, den die Französischen und Schwedischen Gesandten zu Frankfurt gegen die vermeintlichen gefährlichen Absichten des Erzhauses Oesterreich erregt hatten, war von so großer Wirkung auf die Gemüther der übrigen Gesandten und ihrer Principalen gewesen, und hatte bey der Erinnerung an die schrecklichen Drangsalen des dreyßigjährigen Krieges ihre Furcht vor einem neuen in einem so hohen Grad erweckt, daß sie, um diesen abzuwenden, nun gleichsam von sich selbst auf die Idee geriethen, es gebe kein kräftigeres Rettungsmittel, als eine feste Allianz. Die Theilnehmer an diesem Bündnisse waren eben die beyden Könige von Frankreich und Schweden, die Churfürsten von Maynz und Cölln, Pfalz-Neuburg, die drey Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, und der Landgraf von Hessen-Cassel. Anfänglich haben sich zwar auch Trier und Münster dieser Sache günstig erzeigt, und das Bündniß mitschließen geholfen, als es aber dazu kam, daß sie es unterzeichnen sollten, traten sie davon ab.

Der Zweck dieser Allianz sollte die Aufrechthaltung des westphälischen Friedens, gegenseitiger Beystand gegen alle feindliche Angriffe, Verbot und Hinderung aller Durchmarsche, Einquartierungen und Contributionen seyn, zu welchem Ende bis 10000 Mann bereit gehalten werden sollten. Der König von Frankreich versprach in einem von seinen Ministern Lionne und Gramont am $\frac{15}{5}$ August 1657 unterzeichneten Nebenrecesse, über den westphälischen Frieden

gegen

gegen alle Übertreter desselben zu halten; hingegen niemand weder in dem römischen Reiche, noch ausserhalb desselben durch dieses Bündniß zu beleidigen, noch die Churfürsten und Fürsten in dem Spanisch-Französischen Krieg mit einzumischen, sondern vielmehr derselben Freyheiten und Gerechtigkeiten zu schützen, und zu solchem Ende den Alliirten insgesammt, wie auch jedem einzelnen, mit 800 Mann zu Pferd, und 1600 Mann zu Fuß sammt zugehörigen Stücken auf eigene Kosten beyzuspringen. Dagegen machten sich auch die alliirten Deutschen verbindlich, nicht nur allein Frieden mit dem Könige zu unterhalten, sondern ihm auch gegen jeden Reichsstand oder Mitgenossen des Münsterischen Friedens, der seine Länder feindlich anfallen würde, beyzustehen y). „ Nebst der Urkunde dieses Bündnisses ward zu gleicher Zeit eine Ordonanz, wornach sich die Truppen der Alliirten zu halten haben, und eine aus 9 Artikeln bestehende Instruktion für den Kriegsrath der Verbundenen aufgesetzt.

Das sonderbarste von diesem Bündnisse war, daß man das erstemal katholische und noch dazu geistliche Fürsten mit protestantischen, und dem ihnen nur erst so furchtbar gewesenen Schweden sich vereinigen sah. Der zu Frankfurt anwesende päbstliche Nuntius machte zwar sehr nachdrückliche Einwendungen, es würde, sagte er, eine Sache von sehr schädlichem Beyspiele seyn, wenn sich katholische Geistliche Fürsten wollten gebrauchen lassen, zur Erhaltung, oder wohl gar zur Vergrößerung der protestantischen Parthey in Deutschland mitzuwirken. Allein die Französische Beredsamkeit wirkte auf die Deutschen Fürsten stärker, als jene,

y) Theatrum Europaeum T. VIII. p. 526.

ne, die von Rom kam, besonders da jene durch die Umstände der Zeit und durch die gegenwärtige Furcht vor den Übeln eines neuen Krieges unterstützet wurde.

Ein anderer eben so seltsamer Umstand der rheinischen Allianz war dieser, daß der König von Schweden nur als Herzog von Bremen und Werden, und als Herr von Wismar, und nicht auch als Herzog von Pommern in den Bund aufgenommen ward. Man ließ ihm nur auf den Fall die Hoffnung der Aufnahme übrig, wenn er nach Endigung des Polnischen, und der daher rührenden Kriege als Herzog von Pommern in die Allianz einzutreten wünschte. Hatte er durch den Westphälischen Frieden das Recht erhalten, daß ihm seine Mitstände den Besitz von Bremen sicher stellen mußten; warum nicht auch den von Pommern? Oder ward Deutschland der Gefahr ausgesetzt, daß durch den Angriff von Bremen der Krieg sich in sein Inners verbreiten dürfte; warum nicht auch durch einen Angriff von Pommern? Das Problem löseten sich die Verbündeten dadurch auf, weil Pommern zu weit entfernet sey, als daß Deutschland von einem Angriffe auf selbiges etwas zu befürchten hatte; Bremen hingegen viel näher liege, und überhaupt in einer nähern Verbindung mit Deutschland stehe.

Mazarin, der die Haupttriebfeder dieses Bundes war, und den Deutschen Fürsten nicht alles sagte, was er im Sinne hatte, vielmehr sich ein Vergnügen daraus machte, wenn er sie hintergehen konnte, hatte weit andere Absichten. Wie sich jene nach der Beylegung des Schwedisch-Polnischen Krieges sehnten: so wünschte dieser schlaue Minister die Verlängerung desselben. Daß der Kaiser sich schwächte, und daß

auch

auch Schweden seine Kräfte zusetzte, davon war ihm eines so angenehm als das andere. Jener setzte sich dadurch von selbst außer Stand, den Spaniern nachdrucksamen Beystand zu leisten; und dieses vergrößerte seine Abhängigkeit von Frankreich, je mehr es seine eigenen Kräfte aufzehrte. Was für einen Lauf auch die Sache nehmen mochte, so stand es ihm allemahl frey, ihr eine vortheilhafte Wendung zu geben. Nach seiner Rechnung war es demnach um so vortheilhafter, den gegen Schweden verbündeten Mächten Pommern frey zu geben, weil nicht nur der Krieg dadurch neue Nahrung erhielt, sondern sich leicht noch weiter erstrecken konnte; denn es gab schwache Köpfe genug in Deutschland, die einen Angriff auf Pommern als eine Verletzung des westphälischen Friedens betrachteten, bloß, weil vermöge desselben Pommern an Schweden abgetreten worden.

Die andere Mazarinische Hauptabsicht, die beym Verbote der Durchzüge zum Grunde lag, mögen wohl die Verbündeten zur Genüge eingesehen haben, ohne jedoch eine Hinderniß in den Weg zu legen. Spanien zu schaden, allen Spanischen Einfluß auf Deutschland zu hindern, war auch bey dem sichtbar sich nähernden unendlich gefährlicheren Französischen Einfluße an manchen Deutschen Höfen eine eben so kleinliche als übel verstandene Politik. Dadurch erhielt also Mazarin, daß, wenn auch der Kaiser ungeachtet seiner Kapitulation sich in den Spanisch-Französischen Krieg mischen wollte, er doch gehindert wäre, den Spaniern durch Deutschland Hülfsvölker zuzuführen. Zugleich wurden denselben alle Werbungen in Deutschland abgeschnitten, ohne welche sie kaum im Stande waren, ihre Heere vollzählig zu erhalten. Der rheinische Bund hatte daher wirklich einigen Einfluß auf

den im nächsten Jahre geschlossenen Pyrenäischen Frieden; und Deutsche Fürsten begünstigten die nun nicht mehr verdeckten Absichten Mazarins und seines Hofes auf die Spanische Monarchie.

Das bey dem Bunde sowohl, als bey den folgenden Französischen Handlungen zum Grunde liegende System schildert ein einsichtiger Mann. „Anstatt offenbar Gewalt zu brauchen, wie während des dreyßigjährigen Krieges, schien es dem Franzosen ein kürzerer Weg zu seyn, einige Deutsche, und besonders solche Fürsten, die dem Rhein nahe waren, durch einen Bund, und, wie man sagte, auch durch einen jährlichen Sold an sich zu ketten, überhaupt den Schein anzunehmen, als wäre er für Deutschland äusserst besorgt, in den Streitigkeiten der Fürsten gern den Friedensstifter zu machen, denjenigen, die es verlangen, mit Geld und Soldaten ohne Verzug beyzustehen, und sich überhaupt so zu betragen, daß diejenigen, die eine Hülfe nöthig haben, sich für überzeugt halten mögen, die Freundschaft Frankreichs gewähre ihnen einen zuverläßigern Schutz, als der Kaiser, und die Gesetze des Reiches. Daß auf diese Art der gerade Weg zum Umsturze der Deutschen Freyheit gebahnet werde, besonders wenn einst der Mannsstamm in Oesterreich ausgehen sollte, muß Jedermann einsehen, wer nicht seinen Verstand verloren hat z)." Nur einigen Deutschen Fürsten fiel es nicht bey,

z) Galloque compendiosior via fuit visa, nonnullos Germaniae principes imprimis Rheno vicinos foedere, et uti fama fert, annuis Stipendiis sibi illigare, in universum sese solicitum pro Germania ostentare, controversiis principum componendis se dare, in pecunia et milite petentibus submittendo alacrem se exhibere, id denique agere, ut

bey, Verdacht zu schöpfen, und so konnte der König von Frankreich ungehindert fortfahren, nach dem Rathe seines Ministers Lyonne sich Freunde im Reiche zu erwerben, und dadurch eine Trennung in demselben hervorzubringen; die Truppen derselben pünktlich zu besolden, damit sie keinen Vorwand hätten, ihre Gesinnung und Parthey zu ändern, und sich alle diejenigen, die man in diesen Zeitumständen benützen könnte, verbindlich zu machen a). Wohin würde es wohl mit dem Deutschen Reiche gekommen seyn, wenn Frankreich diesem Plane beständig treu geblieben wäre?

Ob übrigens der Bund seiner Absicht entsprochen habe, ob er gemacht gewesen sey, Frieden und Ruhe in Deutschland zu erhalten, oder vielmehr das schon bestehende Mißtrauen zu vergrößern, gewaltsame Auftritte in und außer dem Reiche theils zu veranlassen, theils zu begünstigen und zu unterhalten, darüber waren die Meynungen sehr verschieden. Der Churfürst von Maynz glaubte das kräftigste Mittel gefunden zu haben, die Capitulation dadurch in ihrer Kraft zu erhal-

ut quibus auxilio alique opus eſt, intelligant, certius ſibi praeſidium in amicitia Gallica, quam in Cæſare legibusque imperii poſitum. Hoc modo planiſſimum ſterni aditum ſubruendae germanicae libertati ſtupidus ſit, qui non animadvertat, praeſertim ſi ſtirpem maſculam auſtriacam deſiĉere contigerit. *Severin. de Monzambano* de ſtatu Imperii Germanici. *Cap. VII. p.* 576 *ſeq. Edit. Hal.* 1714.

a) Il me ſemble, que le Roi ne peut que continuer a faire ce qu'il a commencé, qui eſt d'acquerir des amis dans l'Empire; qui le diviſent, payer punctuellement leurs trouppes, afin qu'ils n'ayent aucun pretext de changer de ſentiment et de partie, et intereſſer tous ceux, que l'on pourra a profiter eux mesmes. *Memoires de Mſr. de Lyonne au Roy* 1668. *p.* 11.

halten; denn ohne diese Vorsicht, dachte er, würden es die Spanier durch ihren überwiegenden Einfluß auf das kaiserliche Ministerium unfehlbar dahin bringen, daß der Kaiser ihnen Hülfsvölker schickte, und dadurch könnten die Französischen Drohungen leicht in Erfüllung gehen. Dagegen äußerte sich der Churfürst von Brandenburg in einem Schreiben an den von Cölln: „Er müsse es für eine sonderbare Strafe ansehen, die der gerechte Gott über das Römische Reich verhängt, daß auch die vornehmsten Säulen desselben sich von dem rechten Wege, dasselbe in beständigem Frieden und sichern Ruhestand zu erhalten, durch die Widerwärtigen ableiten lassen; er lebe aber dabey der festen Zuversicht, der Churfürst von Cölln werde sich nach reifer Erwägung der Sache zu andern Gedanken bewegen lassen, und zu denjenigen übertreten, die keine andere Absicht haben, als fremde Gewalt von dem Römischen Reiche und dessen gänzlichen Umsturz, der allein von dem Gegentheile gesucht werde, abzuwälzen b).„ Ungeachtet seiner mächtigen Gegner ward dieser Bund am 31sten August 1660 zu Frankfurt noch auf drey Jahre, am 25sten Junius 1663 noch ferner auf eben so viele, und endlich am 25sten Februar 1667 zu Würzburg noch auf einige Zeit erstrecket.

Mit diesem Bunde stand auch die von dem letzten Reichstag angeordnete, und durch das Zwischenreich einigermassen unterbrochene Reichsdeputation in einigem Zusammenhange. Die Mitglieder dieser Versammlung waren es eigentlich gewesen, bey welchen die Gesandten der Kronen Frankreich und Schweden ihre gehäßigen Beschwerden gegen das Erzhaus Oester-

b) Theatrum Europ. Tom. VIII. p. 533. seq.

sterreich erhoben, und vermittelst der Furcht, in einen verderblichen Krieg gezogen zu werden, zuerst die Sehnsucht nach einer Verbindung zur Erhaltung der gemeinsamen Sicherheit aufgeweckt hatten. Bey dieser Gelegenheit zeigte es sich deutlich genug, wie fest besonders der Churfürst von Maynz, als der Hauptbeförderer dieser Allianz, an Französischer und Schwedischer Seite hänge; eine dem gesammten Deutschen Reiche eben so nachtheilige Sache, als dem Interesse des kaiserlichen Hofes. Um die Deputation für die Zukunft aus der Vormundschaft des Churfürsten von Maynz zu befreyen, verlangte der Kaiser, man sollte den Sitz derselben nach Nürnberg verlegen. Der Churfürst von Brandenburg, der, weil er mit Schweden in keinem guten Vernehmen stand, ein eigenes Interesse hatte, alles dasjenige, was desselben Vortheil befördern könnte, zu hindern, gieng noch um einen Schritt weiter, als der Kaiser, und wünschte wohl gar die gänzliche Auflösung der Deputation. In einer Conferenz mit der kaiserlichen Gesandtschaft beklagte er sich höchlich, daß Churmaynz weder den Kaiser, noch die sämmtlichen Churfürsten um die Ausschreibung der Deputation ersuchet, sondern dieselbe sich allein zugeeignet habe. „Der Deputationstag, sagte er, habe bisher wenig gefruchtet. Ob es dann nicht besser wäre, ihn aufzuheben? ob er dann nicht etwa durch einen Reichstag könnte weggebracht werden? Zumalen da die Deputirten mit ihren Relationen nicht nur die Stände im Reiche irre machen, sondern auch die Schwedische Parthey, wie bisher, halten würden. Sollte aber die Deputation je fortgesetzt werden, so möge man immer ihren Sitz nach Nürnberg oder Regensburg verlegen, damit man desto eher zu einem Reichstage gelangen könne. Ein solcher sey um so nöthiger, da der Churfürst von Maynz die

Bestimmung der Deputation weiter, als auf dem jüngsten Reichsabschiede verglichen worden, und zwar auf solche Sachen zöge, die ihrer Art nach auf einen allgemeinen Reichstag gehörten. Zudem würde der Churfürst bey der Deputation zu Frankfurt das Direktorium führen, und mit Frankreich und Schweden vorher alles heimlich abmachen c).„ Allein ungeachtet dieser ernstlichen Einwendungen erreichte weder der Kaiser, noch der Churfürst von Brandenburg seinen Zweck, und obwohl dieser in einem Schreiben an Churmaynz gegen die Reassumtion der Deputation, und gegen den Ort, wo sie sich versammeln sollte, feyerlich protestirte; der Oesterreichische Gesandte aber, und Direktor im Fürstenrathe aus Mangel einer Vollmacht sich weigerte, bey den Deputationskonventen zu erscheinen: so ward doch dieselbe weder aufgehoben, noch nach Nürnberg oder Regensburg verlegt. Der Churfürst von Maynz fuhr fort, die deputirten Stände zu beschreiben, und die Deputation fieng am 8ten Jäner 1659 (nach altem Styl am 29sten December 1658) zu Frankfurt wieder an. Der Churfürst von Brandenburg hatte wohl auch nicht Unrecht, wenn er die Deputation wegen einer Partheylichkeit zum Besten Schwedens im Verdacht hatte; denn nicht nur Churmaynz hatte die Ratifikation der Rheinischen Allianz in Ansehung dessen, was die Krone Schwedens betraf, auf sein Gesuch nicht verschoben, sondern die Deputirten zu Frankfurt gaben bald darauf ihre Neigung zu dieser Krone dadurch zu erkennen, daß sie dem Kaiser zum Vergleiche mit derselben die Vermittlung des Reiches vorschlugen. Ja, am 27sten Februar 1760 verlangten sie sogar in ei-

nem

c) Theatrum Europ. Tom. VIII. p. 509.

nem Schreiben an den Kaiser, daß er seine und die Brandenburgischen Völker aus dem Schwedischen Pommern abführen möchte. Es traf also auch dießmal ein, was man gewöhnlich bey solchen Vorfällen bemerket; jeder Theil will Recht haben; jeder hängt seiner Meinung desto eifriger an, je mehr er Widerspruch findet. Ohne einen Schritt zu weichen, blieb der Kaiser beständig auf dem Grundsatze, man müsse die Deputation nach Nürnberg verlegen; noch immer verlangten andere anstatt der Deputation einen Reichstag; mit eiserner Standhaftigkeit schlug Churmaynz das erste aus, und suchte das andere zu hindern; den Schiedrichter in dieser Sache machte endlich ganz unerwartet der Türke durch einen Einfall in Siebenbürgen und Ungarn, wie wir bald hören werden. Da die dem Erzhause Oesterreich und selbst dem Deutschen Reiche drohende Gefahr einen Reichstag nöthig machte, so ward nun die Deputation durch denselben überflüssig gemacht, und sie gieng, weil sie nicht mehr wirken konnte, von sich selbst auseinander.

Drittes Kapitel.

Fortgang des Schwedisch-Polnischen Krieges.

Friede zu Roschild. Absichten des Königs von Schweden auf Dänemark. Oesterreichisch-Brandenburgische Allianz. Friede zu Oliva.

Der Schwedisch-Polnische Krieg, welcher während dieser Begebenheiten seinen Fortgang gehabt, hatte indessen gewissermassen eine andere Wendung

dung genommen. Wenn sich am Anfange desselben alles für Karl Gustav günstig erzeigt hatte, so schien ihm das Glück jetzt nicht mehr so vollkommen geneigt zu seyn. Er hatte zwar einen Alliirten an dem Siebenbürgischen Fürsten Ragoczi erhalten; es konnte ihm aber nicht entgehen, daß dieser bey der neuen Allianz mehr sein eigenes Interesse vor Augen habe, und, wenn ihm seinem Wunsche nach die Polen ihre Krone antrügen, er seine Alliirte insgesammt, so viel an ihm läge, aufopfern würde; und was noch bedenklicher war: Ragoczi konnte mit seinen in der Eile zusammengerafften Leuten ihm wenig Dienste leisten, wenn er auch wollte. Dagegen waren 14000 Mann Kaiserliche bereits in Polen eingerückt; der König von Dänemark erklärte unter dem Vorwande, sich gegen verschiedene Beleidigungen und nicht erledigte Beschwerden in Betreff der Schiffarth Hülfe zu verschaffen, fast zu gleicher Zeit, am 1sten Junius 1657 den Krieg, und überzog Bremen, in der festen Hoffnung, Karl Gustav werde so viel in Polen zu thun finden, daß er nicht vermögend seyn werde, ihm Widerstand zu leisten. Chur-Brandenburg war im Begriffe, das nähmliche zu thun; und was noch schlimmere Folgen für die Schweden hatte; Die Polen hatten sich aufgerichtet, und streiften in verschiedenen kleinen Korps allenthalben herum, schnitten die Zufuhr ab, ermüdeten die Hauptarmee, und machten, wenn sie auch nicht im Stande waren, ihren Gegner zu besiegen, ihm wenigst das Kriegführen in ihrem Lande so schwer, daß er sich entschloß, nur einige Besatzungen in Polen zurückzulassen, und mit seiner Hauptmacht auf den König von Dänemark loszugehen, um ihn gänzlich zu unterdrücken, ehe noch dessen Alliirte ihm Beystand leisten könnten. Den Marsch nahm er durch Brandenburg und Mecklenburg nach dem

Holl-

Hollsteinischen, und nachdem er gleichsam im Vorbeygehen die Dänen aus dem Bremischen vertrieben hatte, überschwemmte er Jütland, und seinem General Wrangel gelang es, die mit 5000 Mann besetzte Festung Friedrichsöde in der Nacht fast ohne Widerstand zu ersteigen und einzunehmen. Dadurch mächtig ermuntert, wünschte er noch im Winter nach Fühnen überzusetzen. Es fehlte ihm aber an Schiffen, und, wenn er sie auch gehabt hätte, so gestattete das Eis, mit welchem das Meer bedeckt war, keinen Gebrauch davon. Doch ohne sich zurückschrecken zu lassen, faßte er vielmehr den Entschluß, sich desjenigen als Mittels zur Ausführung seines Vorhabens zu bedienen, was andere für das größte Hinderniß ansahen, einen Entschluß, der für den vermessensten und abentheuerlichsten wäre gehalten worden, wenn er mißrathen wäre, und weil er gelang, alles über Gustavs Kühnheit und Glück in Erstaunen setzte. Er führte im Jäner 1658 das ganze Kriegsheer, Fußgänger und Reiter nebst Kanonen und Gepäcke über eine große Strecke des gefrornen Meeres, wie über eine Brücke, nach der kleinen Insel Bromsöe, und von da nach Fühnen, zum größten Schrecken der Bewohner des Gestades, welche nie nur einen einzigen Reiter diesen Weg machen gesehen. Nachdem die Hauptplätze von Fühnen, Odensee und Nyeborg bezwungen waren, oder vielmehr sich selbst ergeben hatten, ging der Zug nach Langeland, Laland, Falster, und endlich nach Seeland, als das Haupt der übrigen Inseln. Wie schauderhaft und gefährlich diese Unternehmung muß gewesen seyn, läßt sich einiger massen daraus abnehmen, daß gleich anfänglich das Eis an verschiedenen Plätzen brach, und zwo Schwedische Compagnien in das Wasser fielen. Dennoch rückte Karl Gustav unaufhaltsam fort, bis er an das Ziel seines Wunsches kam.

Zwölf ganze Meilen hindurch hatte er die Armee über das Eis geführt, und der Weg von einer Insel zur andern hatte sich oft auf zwo bis drey Meilen erstrecket.

Wie dem Dänischen Hofe, dem König und dem Volke mag zu Muthe gewesen seyn, als sie auf eine so unerwartete Weise sich von einem feindlichen Heere umgeben sahen, läßt sich nicht mit Worten ausdrücken. Darinn waren jedoch alle einig, daß man zur Abwendung des gänzlichen Unterganges alles mögliche versuchen müße, um einen Frieden zu erlangen, besonders da jetzt der König von Schweden den fliehenden Dänen mit seiner ganzen Armee bis nach Koppenhagen nacheilte, mit dem festen Vorsatze, diese Stadt anzugreifen. Schon war er nur noch zwo Meilen von derselben entfernet. Die Angst und Verwirrung der Einwohner überstieg beynahe alle Grenzen. Man hatte von andern Orten her alles nach Koppenhagen geflüchtet, und nun sah man es mit der größten Bestürzung der dringendsten Gefahr ausgesetzt; die Menge Menschen, welche dort mit Pferden und anderm Vieh zusammengeflossen waren, machten die Lebensmittel von Tag zu Tage seltener; das Eis hatte bey der größten Kälte alle Mühlen in unbrauchbaren Stand gesetzt, und es mangelte überdieß an Wasser. Aus Unmuth fieng schon alles an zu murren, und die Urheber des Krieges zu verwünschen. Diese Umstände beschleunigten den Fortgang der Unterhandlungen unter der Vermittlung des Englischen Gesandten Meadove; und so entstand der am 26sten Februar 1658 geschlossene Friede von Roschild, vermöge dessen die Dänen die Provinzen Holland, Schonen, Bleckingen, die Insel Bornholm, das Amt Bachus sammt dem Amte Trundheim, die Jurisdiktion im Fürstenthum

Rü-

Rügen, und den Zoll im Oresund abtraten. Schweden gab dagegen nur die eroberten Länder zurück d).

Diese Bedingungen waren viel zu hart, als daß man nicht leicht hätte vorhersehen können, daß der Friede von kurzer Dauer seyn werde; besonders wenn den Dänen von andern Orten her Beystand zugesagt würde. Es hatte sich der Churfürst von Brandenburg an dem Kaiserlichen, damals noch Königlichen Hofe für sie verwendet, daß dieser die in Polen stehenden Truppen, welche nach der Einnahme der Stadt Krakau die Winterquartiere in der Gegend von Posen bezogen, ihnen zu Hilfe schicken möchte. Allein nebst den ausserordentlichen Schwierigkeiten eines solchen mitten in einem der härtesten Winter zu unternehmenden Marsches, wollte man dem einmal gefaßten System zu Folge den Krieg so lange als die Kaiserwahl noch nicht vollbracht wäre, nirgends als in Polen führen, um sich keine Vorwürfe eines feindlichen Angriffes, oder der Veranlassung eines neuen Krieges zuzuziehen. Um jedoch auf jeden Fall vorbereitet zu seyn, ward jetzt die schon lange betriebene Allianz zwischen Oesterreich und Brandenburg berichtiget. Jenes sollte 12000 Mann, dieses 6000 stellen. Zuerst sollte man Pommern angreifen, und was man daselbst erobern würde, sollte den Völkern des Churfürsten überlassen werden. Auch sollte kein Theil ohne Einwilligung des andern mit Schweden Friede machen e).

Der Churfürst hatte zuvor mit dem Könige von Schweden gemeine Sache gegen Polen gemacht. Aber

d) Theatr. Europ. l. c. p. 691.
e) Ibid. Tom. cit. p. 581.

durch den mit der Krone Polen am 11ten Jäner 1658 zu Velau geschlossenen Traktat hatte er sich die Unabhängigkeit seines Herzogthums Preußen zuwege gebracht. Dafür, daß Polen ihm dieses Herzogthum abtrat, ward ausgemacht, daß der Churfürst mit dieser Krone anstatt der bisherigen Lehenspflicht durch einen ewigen Bund verbunden werden sollte. Dieß zog ihn von der Schwedischen Parthey ab, und beförderte eine Offensiv-Allianz zwischen Polen und Brandenburg. Aus seinem neuen Traktat mit Oesterreich ließen sich nun seine fernern Absichten leicht errathen, nur daß die Vertreibung der Schweden aus Pommern kein so leichtes Werk war, als die um ihre eigene Existenz besorgten Polen zur Aufopferung ihrer ohnehin nicht viel bedeutenden Oberherrschaft über Preußen zu bringen. Karl Gustav war nicht nur der Mann nicht, dem man leicht etwas nehmen konnte, sondern den nur von weitem zum Unwillen zu reitzen, eine gefährliche Sache werden konnte. Seine widrigen Gesinnungen gegen den Churfürsten seit dem Rückzuge von Warschau hatte er in verschiedenen sehr ernsthaften, und mit vielen Vorwürfen erfüllten Schreiben an den Tag gelegt; und was noch mehr Nachdenken verursachen mußte: er hatte sich durch den so schnell gegen alle Erwartung erfolgten Frieden von Roschild freye Hände verschaffet, so, daß er nun dem Churfürsten, den Polen, und wem er wollte, auf den Leib gehen konnte.

Der erste, der in diesen Umständen sein System änderte, und sich dessen Freundschaft zurück wünschte, war also der Churfürst. Otto von Schwerin und Daniel Weymann mußten als Gesandte nach Flensburg gehen, wo sich der König eben aufhielt. Karl Gustav ließ sie aber nicht einmal vor. Der Schwedische Minister

Schlip-

Schlippenbach gab unter andern zur Ursache an, es gezieme sich nicht, Gesandten der Feinde feyerliche Audienz zu ertheilen. Daß Gustav auf solche Art nicht nur die Gelegenheit versäumte, sich eines mächtigen Feindes zu entledigen, sondern denselben durch eine so schimpfliche Behandlung noch mehr zum Unwillen reizte, mußte Jedermann unbegreiflich vorkommen. Umsonst suchte der Französische Gesandte Terlon ihm vorzustellen, wie vortheilhaft es für ihn seyn würde, den Churfürsten von der Parthey seiner Feinde abzuziehen, oder wohl gar mit ihm die alte Freundschaft zu erneuern. In einem stolzen Tone verwarf Gustav seine Anträge f). Dem Churfürsten blieb in diesen Umständen nichts übrig, als sich desto enger mit dem Kaiser zu verbinden, und seinem Feinde zuvor zu kommen.

Sonderbar, daß Gustav gerade zu der Zeit, als er des Churfürsten Freundschaft gleichsam mit Gewalt von sich stieß, jene des Kaisers suchte; vielleicht aus der entgegen gesetzten Ursache, weil keines der kaiserlichen Erbländer so gelegen war, daß es ihm zum Winterquartiere oder zur Erholung dienen konnte. Christian Biörnklov, der zuvor aus allen Kräften gegen Leopolds Erwählung zum Römischen Kaiser gearbeitet hatte, fieng nun auf einmal an, bey Vollmar sowohl als bey dem ehemaligen kaiserlichen Gesandten zu Stockholm, dem Baron Plettenberg, vom Frieden und der Freundschaft des Königs von Schweden zu reden. Er hatte sogar den Auftrag, wenn er bey Leopold einige Begierde nach dem Besitze eines Theiles von Polen entdeckte, sogleich auf folgende Wei-

se

f) Memoires de Terlon. Tom. I. p. 133.

se mit ihm zu schliessen: Kleinpolen sollte an Oesterreich abgetreten werden, Großpolen sammt einem Theile von Pomerellen und Cujavien an Brandenburg: Beyde, Preußen nebst Curland und Samogitien bey Schweden bleiben, Lithauen zwischen den Kosaken und Moscowitern getheilt werden, das Übrige, als die Ukraine, Podlachien und Rothreußen den vornehmsten Polnischen Familien erblich überlassen werden. Durch diese Theilung von Polen würde der Friede in einem Augenblicke hergestellet seyn. Alsdann würde der König sich von der Freundschaft der Franzosen zurückziehen, und mit Oesterreich sich genau vereinigen. Um diesen Plan zu betreiben, kam Nicolaus Brahe den dritten Tag nach der Wahl als außerordentlicher Gesandter zu Frankfurt an, ohne jedoch etwas ausrichten zu können; denn Leopold erklärte ein für allemahl, daß, wenn den Polen und den Dänen das Ihrige nicht zurückgegeben werde, keine Aussöhnung und Freundschaft statt haben könne g).

Nach diesen Grundsätzen ließ es Leopold auch geschehen, daß der inzwischen von seinen Generalen Montecuculli und Souches, den Polen und dem Churfürsten verabredete Operationsplan in Erfüllung gebracht ward. Souches sollte in Polen bleiben, und Thorn belagern; Montecuculli, mit dem Churfürsten vereiniget, einen Angriff auf Pommern wagen. Das erstere geschah, obwohl die Übergabe der Stadt erst spät erfolgte; letzters aber ward in einen Angriff auf Jütland und Hollstein verändert. Schlippenbach hatte zwar den Brandenburgischen Gesandten auf das ernstlichste von einem nächst bevorstehenden Durchzuge des Schwe-

g) *Wagner* Historia Leopoldi M. Imp. Tom. I. p. 49.

Schwedischen Heeres durch Brandenburg gesprochen. Da aber bald darauf Gustav sich einschiffte, glaubte man, er würde zu Wasser die Rückkehr nach Polen nehmen. Alles erstaunte fast, wie im vorigen Winter, als bekannt ward, daß er gerade auf Koppenhagen zusegelte, und unter dem Vorwande, der König von Dänemark habe den Roschilder Frieden nicht getreu erfüllt, die Stadt jetzt förmlich belagerte. Die Eroberung derselben, und die gänzliche Unterjochung des Königreichs Dänemark war in seinen Augen etwas Untrügliches. Alsdann erst, wenn er sich desselben bemächtiget hatte, sollten seine übrigen Feinde, Brandenburg und Polen, gedemüthiget werden.

Nach dieser unerwarteten Wendung der Dinge mußten nothwendig auch andere Vorkehrungen getroffen werden. Montecuculli und der Churfürst giengen, wie gesagt, nicht auf Pommern los, sondern nach Hollstein, um von dort entweder auf Dänischen oder Holländischen Schiffen, die eben zu dem nämlichen Zwecke auf dem Wege waren, Koppenhagen beyzuspringen. Nachdem sie Gottorp mit Einwilligung des Herzoges besetzt hatten, geschah der erste Angriff auf die nur durch eine kleine Meerenge von Hollstein getrennte Insel Alsen. Von dieser konnte man ganz bequem in die übrigen Dänischen Inseln übersetzen. Der König von Schweden hatte daher den General Aschеberg mit dreyen Regimentern zu Pferd, und zweyen zu Fuß zur Vertheidigung hinterlassen. Die Landung wurde dadurch erschweret, daß die Schweden an der ganzen Küste, die Hollstein gegenüber lag, Verschanzungen aufgeführet hatten. Sie zogen sich aber bald zurück, nachdem Montecuculli von der etwas höhern Hollsteinischen stark auf sie kanoniren ließ. Die Kaiserlichen benützten diesen Umstand,

setzten über, und umgaben noch in der Nacht Sonderburg, wohin sich Ascheberg geflüchtet hatte. Hätten sie nicht zween Tage auf ihr schweres Geschütz warten müssen, die Eroberung würde sehr leicht gewesen seyn. Der König auf alles aufmerksam, was den Seinigen begegnen konnte, schickte inzwischen einige Schiffe, um, wo nicht die Insel, doch die Besatzung zu retten. In diese warf sich Ascheberg mit solcher Furcht und Eile, daß er bis 3000 Pferde nebst einer Menge kranker Soldaten und Kanonen zurück ließ. Nicht so glücklich konnten sich die in Nortburg gelegenen 600 Mann retten. Sie wurden gezwungen, sich zu ergeben. Weitere Fortschritte hinderte die heftige Kälte, welche bereits eintrat. Nur das von den Schweden besetzte Coldingen in Jütland wurde erobert, und man nahm sodann in einem Theile desselben so, wie in Hollstein, die Quartiere.

Der König Friederich von Dänemark vertheidigte inzwischen mit einer bewundernswürdigen Tapferkeit seine Residenzstadt Koppenhagen. Wo die Gefahr am stärksten war, pflegte er sich gemeiniglich einzufinden. Indem er oft mit wenigen Leuten einen Ausfall wagte, flößte er sowohl der Besatzung, als der Bürgerschaft durch sein Beyspiel, durch Leutseligkeit und Freygebigkeit Muth und Standhaftigkeit ein. Zuletzt würde er dessen ungeachtet seinen Feinden haben weichen müßen, hätte ihn nicht die unter dem berühmten Admiral Ruyter herbeygeeilte Holländische Flotte aus dem Gedränge gebracht. Da die Schweden den Oresund mit der Ihrigen besetzt hielten: mußte sich Ruyter die Durchfahrt durch ein Treffen öffnen, in welchem er unter den Augen des Königs von Schweden, der von Cronenburg aus einen Zuschauer abgab, fünf Schwedische Schiffe in den Grund schoß, eines

ver-

verbrannte, ein anders eroberte, und auf solche Art als Sieger zu Koppenhagen eintraf, wo er einige tausend Mann als Besatzung nebst einer Menge von Lebensmitteln und Kriegsmunition zur unbeschreiblichen Freude der Einwohner an das Land setzte.

Jeder andere würde vielleicht in derselben Lage, in welcher sich Gustav befand, die Hoffnung aufgegeben haben, Koppenhagen zu unterjochen, besonders da die Schwäche seines Heeres täglich zunahm. Die meisten seiner Freunde, selbst die Engelländer und Franzosen riethen ihm, diesem Vorhaben zu entsagen, und lieber gegen seine Feinde, die Oesterreicher und Brandenburger, auf ihrem eigenen Boden loszugehen. Aber umsonst: Karl Gustav glaubte in der Bezwingung der Stadt Koppenhagen die Entschädigung für alles Übrige, was ihm begegnen könnte, zu finden. Die Stadt sollte nach ihrer Übergabe geschleifet, und nur ein Fort zur Beschützung des Hafens und der Flotte beybehalten werden. Die Bewohner sammt den Privilegien sollten nach Malmöe oder Landskron versetzt werden, und er selbst wollte seine Residenz in Schonen aufschlagen. Nach dieser Eroberung glaubte er, unumschränkter Herr des Baltischen Meeres zu seyn, eine Flotte von hundert Kriegsschiffen, achzigtausend Mann zu Fuß, und vierzigtausend zu Pferd zu haben. Auch zählte er auf die von Norwegen, und alle übrigen zu Dänemark gehörigen Provinzen, die sogleich, was das Kriegswesen betrifft, auf Schwedischen Fuß sollten gesetzt werden. Wenn er nur einmal, sagte er öfter dem Französischen Gesandten Terlon, den er einer großen Vertraulichkeit würdigte, sein Vorhaben in Ansehung Dänemarks würde ausgeführet haben, so dürfe er um das Übrige nicht bekümmert seyn. Alle Fürsten und Staaten

würden den König von Dänemark seinem Schicksale überlassen, keiner würde daran denken, demselben Beystand zu leisten, um ihn wieder in sein Königreich einzusetzen. Sie würden sich um die Wette bestreben, Kommerztraktaten mit ihm zu schließen, aus welchen er beträchtliche Vortheile zu ziehen gedenke. Theils durch diese Traktaten, theils durch Bündnisse werde er diese seine Eroberung so genau mit Schweden vereinigen, daß dieses Königreich allen seinen Nachbarn, ja, den entferntesten Völkern Furcht einjagen werde. Oft pflegte er auch zu sagen, und Schlippenbach wiederholte es: wenn er einmal Meister des Nordens seyn werde, wolle er mit einer mächtigen Armee zu Wasser und zu Land nach Italien ziehen, und wie ein zweyter Alarich Rom aufs Neue der Herrschaft der Gothen unterwerfen. Es ist wahr, schließet Terlon, daß dieser Fürst sehr ehrgeitzig war, und wahrscheinlich würde er durch sein ganzes Leben Krieg geführt haben h).

Wenigst läßt sich aus diesen Aeußerungen schließen, warum er so eifrig nach dem Besitze der Stadt Koppenhagen trachtete. Er hielt sie auch von nun an bis an seinen Tod unausgesetzt blockirt. Um der Stadt von einer andern Seite her Luft zu machen, nahm Montecuculli Friedrichsöde in Jütland eben so geschwind ein, als vor zweyen Jahren die Schweden es gethan hatten, so, daß die Besatzung sich zur See durch die Flucht retten mußte. Da er jetzt keinen Feind mehr auf dem Rücken hatte, griff er nebst den Brandenburgern Fennöe an, eine Insel von geringem Umfange, aber deßwegen wichtig, weil sie die Lan-

dung

h) Memoires de *Terlon* T. I. p. 154. seq.

dung auf Fühnen erleichterte. Obgleich die Schweden anfangs tapfern Widerstand thaten, mußten sie doch der Menge und Tapferkeit der Alliirten unterliegen, und was nicht auf der Stelle blieb, mußte sein Heil auf den Schiffen suchen. Nun ward der Lauf nach Fühnen selbst gerichtet, aber ohne glücklichen Erfolg. Nicht nur war die Küste, wo man immer eine Landung befürchtet hatte, stark befestiget, sondern der König konnte aus Seeland Verstärkungen schicken, so viel er wollte. Dreymal ward die Landung versuchet, und dreymal durch den Widerstand der Schweden vereitelt.

Die Ursache, warum diese Unternehmung nicht gelungen, suchen einige in dem widrigen Winde, einige in dem Abgange an Schiffen, und andere in der Tapferkeit der Schweden. Montecuculli selbst legt in seinen Berichten an den Kaiser die Schuld auf die Holländischen Schiffskapitaine, welche bloß mit Pulver ohne Kugel auf die Schweden geschossen hätten. Daß die Holländer keinen Theil wollten zu Grunde gerichtet wissen, sondern beyde zum Frieden zu zwingen suchten, hat allerdings seine Richtigkeit.

Nachdem die Hoffnung, sich der Insel Fühnen zu bemächtigen, und sodann den König selbst vor Kopenhagen aufzusuchen, gescheitert war: berathschlagte man von Seite der Alliirten, wohin der Lauf der Waffen ferner zu richten sey. Der Angriff von Pommern schien das natürlichste zu seyn. Allein der Churfürst von Brandenburg, obschon er selbst zu einer andern Zeit dazu gerathen hatte, und seine Begierde nach dem Besitze von Pommern keine Grenzen kannte, machte jetzt Schwierigkeiten.

Alle Zweifel wurden endlich durch den Angriff gehoben, den der General Souches auf Pommern mit 12000 Mann theils aus Polen gezogener, theils neu angeworbener Kaiserlichen Truppen unternahm. Leute, die bey allen politischen Begebenheiten zusammenhängende Plane der Cabinete voraussetzen, und, wenn sie auch nicht vorhanden sind, durch Zusammenstellung mehrerer oder wenigerer Handlungen mit Gewalt zu erzwingen, und den Monarchen, sey es zu ihrem Vortheile oder Nachtheile aufzubürden suchen, überlegen nicht, wie sehr manchmal ein ganz zufälliger Umstand eine ganze Reihe unerwarteter Ereignisse veranlassen kann. Man war in Polen der kaiserl. Truppen äusserst müde. Zweyjährige Winterquartiere, die immer noch wenigst zum Theil nach der Sitte des dreyßigjährigen Krieges genommen und genossen wurden, hatten ihnen Abneigung und Haß bey den Einwohnern zugezogen. Ohne Gefahr konnte man sie nicht mehr in Polen lassen. Sie in den Erbländern beysammen zu behalten, hätte diesen große Beschwerden verursachet, und sie abzudanken gestattete der noch fortdauernde Krieg nicht. Souches schlug demnach die Abführung nach Pommern als ein Mittel vor, auf einer Seite sie großen Theils auf Kosten des Feindes zu unterhalten, und auf der andern den König von Schweden entweder zu zwingen, seine Kräfte zu theilen, oder durch die Wegnahme dieser Provinz zu schwächen, ohnehin konnte dieselbe, wenn sich der Krieg in die Länge ziehen sollte, als eine Vormauer und zur Deckung der eigenen Kaiserlichen Länder dienen.

Der Anfang dieses Feldzuges war zimlich glücklich. Es gelang dem General Souches, sich der Greifenhager großen Schanze und des dortigen Oderpasses,

der

der Festung Damen, der Stadt Camin, der Insel Wollin zu bemeistern; und da inzwischen Montecuculi aus Hollstein zurückkam, ward von den vereinigten Kaiserlichen und Brandenburgischen Truppen Demmin bezwungen, und sogar Stettin angegriffen. Diese feste Stadt vertheidigte sich aber von dem 19ten September 1659 bis zum 4ten November mit solcher Tapferkeit, daß die Belagerung aufgehoben werden mußte i). Bey Koppenhagen hatte zwar Karl Gustav noch ein Korps, dasselbe war aber nicht hinreichend, nur die Stadt zu bezwingen, viel weniger war es im Stande, seine andern weit aussehenden Plane auf alle Dänische Besitzungen auszuführen. Anstatt allen seinen Nachbarn Schrecken einzujagen, kam er selbst so sehr in das Gedränge, daß er die Aussöhnung, wenigst mit einigen, für einen großen Gewinn ansehen mußte. Dazu ertheilte ihm Mazarin, nachdem er endlich durch den in eben diesem Jahre geschlossenen pyrenäischen Frieden dem Französischen Reiche die so lange gewünschte Ruhe gegeben hatte, ernstlichen Vorschub. Selbst in diesem Frieden ward als ein besonderer Artikel festgesetzt, daß sich beyde Kronen, Frankreich und Spanien, Mühe geben wollten, auch den Frieden in Norden zu befördern.

Man schritt auch sogleich ernstlich zur Ausführung dieses rühmlichen Vorhabens. Schweden und Polen hatten bereits Kommissärs ernannt, welche die Friedensunterhandlungen anfangen sollten. Nun gelang es dem Französischen Gesandten Herrn de l'Ombres zu bewirken, daß man auch die Kommissärs der Alliirten Polens, nämlich die Kaiserlichen und Brandenbur-

i) Theatrum Europ. T. VIII. p. 1070.

burgischen Bevollmächtigten zuließ. Die Conferenzen nahmen am $\frac{17}{7}$sten Jäner 1660 ihren Anfang. Da es ungewiß war, ob ein Friede wirklich erfolgen würde, oder welchen Ausgang die Unterhandlungen nehmen möchten: so fuhr während derselben eine jede der kriegführenden Mächte fort, sich zu einem neuen Feldzuge zu rüsten. Karl Gustav, der dem Beyspiele der Übrigen in diesem Stücke folgte, hatte eben die Stände seines Reiches zu Gothenburg versammelt, und von denselben angenehme Zusicherungen einer kräftigen Hülfe bekommen: als ihn unvermuthet ein Fieber ergriff, und der Tod ihn am $\frac{13}{3}$sten Februar aus der Welt wegraffte. Durch die anhaltenden Strapazen einer kriegerischen Lebensart, durch rastlose Thätigkeit, durch die beschwerlichsten Marsche in der rauhesten Witterung, durch Schlaflosigkeit und beständiges Nachdenken hatte er seine Gesundheit geschwächet. Aber es ist wahrscheinlich, was viele glaubten, daß noch mehr, als alle dieses Ungemach, der unaussprechliche Gram eines über alles Maaß ehrgeitzigen Fürsten über den Rückgang seines Kriegsglückes im letzten Feldzuge heimlich an seinem Leben gezehret habe. Die Friedensunterhandlungen gingen indessen ungeachtet dieses Vorfalles ihren Gang fort, und man rückte endlich, nachdem man gegenseitig viele Schwierigkeiten überwunden hatte, so weit fort, daß der Friede zwischen Schweden auf der einen, und Polen, dem Kaiser und dem Churfürsten von Brandenburg auf der andern Seite am 23sten April alten, oder 3ten May neuen Styls zu Oliva geschlossen wurde. Der König von Polen begab sich darinn seines Anspruches auf die Krone Schweden, und trat an dieselbe jenen Theil Liefflands, der jenseits des Flußes Düne liegt, nebst der Insel Rühnen, und jedes Recht zu Esthland und

Desel

Oesell ab. Im Gegentheile behielt sich Polen den mittägigen Theil von Liefland vor, welchen der König vor und während dieser Kriegszeit besessen hatte, und Schweden verband sich, Marienburg und Elbingen, wie auch alle Oerter in Preußen, in welchen Schwedische Besatzung anzutreffen, der Krone Polen zurückzustellen. Die beyden Alliirten, der Kaiser und der Churfürst von Brandenburg gaben den Schweden alles, was sie erobert hatten, zurück k). Mit dem Frieden zwischen Schweden und Dänemark verzog es sich länger, und die Feindseligkeiten dauerten beyderseits noch einige Zeit fort. Erst am 24sten März traten die Bevollmächtigten beyder Kronen dieser Absicht wegen in Conferenzen zusammen, worauf endlich der Friede am 27sten May zum förmlichen Schlusse kam. Jede Parthey entsagte darinn allen zum Nachtheile der andern eingegangenen Bündnissen. Dänemark gestand den Schwedischen Schiffen und Gütern die Zollfreyheit durch den Sund und Belt zu, bestättigte der Krone Schweden alle jene Provinzen und Oerter, welche durch den Frieden zu Roschild derselben zugefallen waren, und trat derselben die Gerichtsbarkeit über einige im Fürstenthume Rügen gelegene Güter ab. Schweden räumte dagegen der Krone Dänemark alle eroberten Inseln und Festungen sammt der Stadt und dem Amte Truntheim wieder ein, und begab sich seines Anspruches auf Delmenhorst und Ditmarsen l). Eigentlich hatten alle diese streitenden Partheyen außer dem, was sie schon zuvor besessen hatten, nicht viel gewonnen; und wenn man auf den großen Aufwand von Geld und Menschenblut, auf

die

k) Ibid. p. 1255 seq.
l) Loc. cit. p. 1269. seq.

die verwüsteten Provinzen und auf das Elend der im Kriege verunglückten Unterthanen hinblicket, vielmehr verloren.

Viertes Kapitel.

Verfolgung des Siebenbürgischen Fürsten Ragoczy durch die Türken, und daraus entstandenen Unruhen. Krieg des Kaisers mit der Pforte. Anfang des beständigen Reichstages.

Leopold hatte kaum angefangen, an diesem Nordischen Kriege einen lebhaften Antheil zu nehmen, als er in einen neuen verwickelt ward, der ihn selbst unmittelbar anging, und dem Innersten seiner Länder die Gefahr der Verwüstung drohte. Weil Deutschland selbst auch großen Theil daran genommen, so wird es nicht überflüssig seyn, auf dessen Ursprung zurückzukehren. Eigentlich erwuchs er aus dem Schwedisch-Polnischen, und es muß dieses um so mehr befremden, da der Kaiser und die Pforte in Ansehung desselben ganz gleiche Grundsätze hegten: kein Theil wollte die Polen unterdrückt, keiner die Schweden als seine Nachbarn sehen. Daher stammte der Unwille der Pforte gegen den unter ihrem Schutze stehenden Siebenbürgischen Fürsten Ragoczy, weil er sich ungeachtet ihrer Abmahnungen und Befehle mit Schweden in ein Bündniß gegen Polen eingelassen. So traurig auch sein und seines Kriegsheeres Schicksal ausgefallen war (von den Tartarn und Polen geschlagen, hatte er kaum für seine Person eine sichere

Rück-

Rückkehre gefunden) so war es doch bey weitem nicht vermögend, ihn mit seinem trotzigen Schutzherrn, dem Türken, auszusöhnen. Ihr unerbittlicher Rathschluß gieng vielmehr dahin, ihn von seinem Fürstenthume gänzlich zu vertreiben. Der Bassa von Ofen, und die Kommandanten der Grenzplätze sollten eine hinlängliche Anzahl von Truppen in Bereitschaft halten, um denselben in Vollzug zu bringen, wenn er nicht gutwillig weichen wollte. Nach Türkischer Sitte wurden seine Residenten zu Konstantinopel in das Gefängniß geworfen, und dem Kaiserlichen bedeutet, diese Zurüstungen seyen bloß auf die Bestrafung der Rebellen, vornähmlich des Ragoczy angesehen; gegen Ungarn würde man keine Feindseligkeiten ausüben, sondern den Frieden fortsetzen. Dagegen mußte auf dem Siebenbürgischen Landtage zu Weißenburg ein Türkischer Chiaus im Namen des Großherrn erklären: Ragoczy sollte ohne allen Verschub seines Fürstenthumes entsetzt, und in Boros Jenö Türkische Besatzung eingenommen werden, wenn die Siebenbürger nicht gewärtigen wollten, daß man ihr Land mit Feuer und Schwert verheere.

Ragoczy sah bald, daß die Neigung der Siebenbürger mehr auf die Erhaltung ihrer Ruhe, als seiner Würde abziele. Er entschloß sich daher, den so dringenden Umständen nachzugeben. Auf seinen eigenen Vorschlag ward Franz Reday zum Fürsten gewählet, jedoch daß er, einer geheimen Verabredung gemäß, ihm das Fürstenthum wieder einhändigen sollte, wenn es ihm gelingen würde, die Pforte wieder für sich zu gewinnen. Allein sey es, daß er bald die Unmöglichkeit davon wahrnahm, oder daß sein unruhiger und zu herrschen gewohnter Geist sich mit der stillen Ruhe des Privatlebens nicht vertragen konnte;

genug, sein erstes Bestreben gieng dahin, auf seinen wichtigen Gütern in Ungarn acht bis zehntausend Mann zu sammeln, welche ihn in den Stand setzten, das ganze Land mit Verwirrung und Schrecken zu erfüllen. Durch die Unterstützung seiner vielen und mächtigen Anhänger brachte er es auch dahin, daß die Kommandanten von Boros Jenö, von Samosvivar und von Waradeyn ihm den Eid der Treue leisteten, und da er sich in einem fort verstärkte: drohte er den Siebenbürgischen zu Medgijes versammelten Ständen mit der Verwüstung ihres Vaterlandes, wenn sie ihn nicht sogleich als ihren rechtmäßigen Fürsten erkennen würden m). Eben die Glieder des Landtages, welche auf die Bedrohungen des Chiaus den Rogoczy nicht mehr zu ihrem Fürsten hatten haben wollen, damit ihr Land nicht von den Türken verheeret würde, wollten nun den Redan nicht, damit Ragoczy es nicht verheere. Jener mußte auf seine Güter wandern, und dieser bestieg fast ohne Widerspruch den Fürstenstuhl; aber mit so vielem Mißfallen der Türken, daß sie ihm aufs Neue den Krieg ankündigten.

Da Leopold während dieser Vorfälle mit seiner Wahl zu Frankfurt beschäftiget war, hielten die zu Wien zurückgelassenen Ministers für nöthig, die Gränzen mit einem Korps Truppen zu besetzen, und den Ragoczy nicht ohne Hoffnung eines Beystandes zu lassen, damit er nicht aus Furcht von der Türkischen Uebermacht sich in Verbindungen mit der Pforte zum Schaden aller benachbarten Provinzen einlassen möchte. Nachdem der Plan von Leopold gutgeheißen worden, mußte der Feldzeugmeister Hannibal Gonza-

ga

m) *Wagner* Historia Leopoldi M. Caesaris. T. I. p. 72.

ga in der Nähe von Preßburg einige Regimenter zusammenziehen. Um jedoch den ohnehin zum Mißtrauen geneigten Türken keinen Anlaß zu einem bösen Verdacht zu geben, ward dem Bassa von Ofen erklärt, es sey bloß auf die Erhaltung der Ordnung im Königreiche, und besonders an den Gränzen angesehen; den Ragoczy würde man nicht anders, als durch gütliche Verwendung bey der Pforte unterstützen.

Diese machte aber Ragoczy selbst unnütz, denn nach einem fruchtlosen Versuche, die Türkischen Ministers durch gute Worte und Geschenke zu gewinnen, setzte er seine einzige Hoffnung auf seinen Säbel und Muth. Anfänglich schien das Glück sich auf seine Seite zu neigen; er schlug den an der Zahl ihm weit überlegenen Bassa von Ofen bey Arad aus dem Felde. Aber bald näherte sich der Großvezier selbst mit einer neuen Armee von 45000 Mann, der er nicht widerstehen konnte. Er sah sich genöthiget, sich auf seine Güter in Ungarn zurückzuziehen. Die auf solche Art der Türkischen Wuth preisgegebenen Siebenbürger wußten kein anderes Mittel, sich zu retten, als dieses, daß sie den Achatius Barczay an den Großvezier abschickten, und durch ihn um Frieden bitten ließen. Sie erhielten auch denselben mit der Bedingung, eben diesen Barczay zum Fürsten zu wählen.

Ragoczy, zum zweytenmahle seines Fürstenthumes entsetzt, wandte sich nun mit Ernst um Beystand an den Kaiserlichen Hof. Dieser hatte sich lange Zeit her in keiner solchen Gelegenheit befunden, als jetzt in Ansehung dieser äusserst heiklen Sache. Die Ungarn, die man um Rath fragte, waren größtentheils der Meynung, man müsse ihn nicht ohne Beystand lassen; die Kaiserlichen Räthe hingegen glaubten, man

müsse, besonders in den gegenwärtigen Zeitumständen, den Zorn der Türken nicht reitzen. Die Kaiserlichen Heere seyen dermalen durch Dänemark und Schweden zerstreuet; man könne sie nicht mitten im Laufe ihrer Unternehmungen abrufen; es sey zu besorgen, der Türke möchte geraden Weges nach Oesterreich, oder wohl gar bis nach Wien dringen. Wenn auch Barczay wegen seiner Treue verdächtig wäre, so sey es doch besser, einen solchen Fürsten zu dulden, als sich ihn offenbar zum Feinde zu machen. Auch sey es wohl sehr zweifelhaft, ob man dem Ragoczy oder dem Barczay mehr Treue zutrauen dürfe; der Ehrgeiz dieser beyden Herren sey gleich groß; um herrschen zu können, würde sich jeder von ihnen sich alles mögliche erlauben. Dieser Rath der Kaiserlichen Minister behielt die Oberhand, und man ertheilte den Siebenbürgern die bestimmte Antwort: sie hätten von Oesterreich keinen Beystand zu erwarten n).

Da Ragoczy dessen ungeachtet nichts unversucht ließ, was ihn in seine vorige Würde wieder einsetzen könnte, ward die Pforte so sehr aufgebracht, daß sie seinen gänzlichen Untergang beschloß. Dem Kaiserlichen Residenten Renninger sagte der Großvezier, er sollte es seinem Herrn schreiben, man werde von Türkischer Seite nicht nachlassen, den Ragoczy als einen Hauptrebellen zu verfolgen, wo man ihn auch immer antreffen werde; wenn dem Kaiser der Friede lieb sey, so soll er ihn aus Ungarn vertreiben oder stranguliren lassen. Und ich, setzte der Vezier noch besonders hinzu, sage es Euch im Vertrauen, daß Euer Herr nicht weiß, welche Schlange er im Schooße hege.

Ra-

n) *Wagner* loc. cit. p. 77.

Ragoczy ist ein Mann ohne Religion, ohne Dankbarkeit, und ohne Treue, und wenn es ihm möglich wäre, sich mit der Pforte auszusöhnen, würde er dessen ärgster Feind seyn.

Der eben in den Polnisch-Schwedischen Krieg verwickelte Kaiserliche Hof wollte sich keinen neuen Gefahren aussetzen, konnte sich aber auch nicht entschließen, dem in Ungarn sehr angesehenen und mächtigen Ragoczy das Gastrecht in diesem Königreiche, zumalen auf seinen eigenen Gütern und Festungen, zu versagen, besonders da die Türken keinen Anstand nahmen, auch den aus den kaiserlichen Ländern entwichenen Mißvergnügten, Schutz und Aufenthalt zu ertheilen. Man hielt es für das Beste, daß Augustin von Mayenberg als Kaiserlicher Internuntius nach Konstantinopel gienge, um die Aussöhnung mit dem Ragoczy zu bewirken, als welcher ohnehin durch den Verlust seines Fürstenthumes hinlänglich gedemüthiget sey. Clemens von Radoldt ward an Ragoczy abgeschickt, ihn zu ermahnen, daß er sich eine Zeitlang außer dem Königreich aufhalten, und in die Gespannschaften von Zattmar und Zakolsch mit Beybehaltung seiner Einkünfte Kaiserliche Besatzungen einnehmen solle, um den Türken allen Vorwand zum Kriege zu benehmen. Weder zu dem einen, noch zu dem andern konnte sich Ragoczy entschließen, er getraute sich aber auch nicht, eine abschlägige Antwort zu ertheilen, sondern schickte einen Gesandten, Johann Medinaschi, nach Wien, welcher dem Kaiser das Weitere eröffnen sollte. Dieser suchte denselben vor allem zu einem offenbaren Bruche mit den Türken zu bewegen, und weil wegen des noch fortdauernden nordischen Krieges keine Hoffnung dazu vorhanden war, willigte er endlich in die Besetzung der zwo Gespannschaften, und namentlich der Festun-

gen Zattmar und Kallo, mit der Bedingung, daß wenn Ragoczy die Pforte besänftigen würde, alles in den vorigen Stand sollte gesetzt werden.

Unterdessen war auch Mayenberg an dem Orte seiner Bestimmung angelangt. Allein für Ragoczy war nichts zu erhalten, dem Kaiser selbst ward vielmehr nicht undeutlich gedroht. So lange er, hieß es, diesem Rebellen Aufenthalt in Ungarn gestatte, könne man auf seine friedlichen Gesinnungen nicht zählen. Der Internuntius antwortete: man müsse nichts fodern, was unmöglich sey; Ragoczy befinde sich nicht in den Händen des Kaisers, sondern auf seinen Festungen. Allein alle Vorstellungen waren vergeblich. Der Reis Effendi rieth dagegen, man solle den Ragoczy aus seinen Festungen locken, und stranguliren, auf diese Art werde der Krieg vermieden, und der Friede befestiget werden. Zu förmlichen Unterhandlungen über die Beylegung der Streitigkeit konnte Mayenberg nie gelangen.

Siebenbürgen hatte in dieser Lage das traurige Schicksal mit andern Wahlreichen gemein, daß es beständig durch Faktionen zerrissen ward. Sobald eine Parthey das Ubergewicht erhielt; verfolgte sie die andere mit unerbittlicher Wuth. Auch Barczay, so wenig befestiget sein Fürstenstuhl noch war, fieng doch an, die zahlreichen Anhänger des Ragoczy zu necken und zu drücken. Diese hingegen suchten aus Rache das Volk aufzuwiegeln. Dasselbe war wegen der vielen Bedrückungen, und besonders wegen der Erhöhung des Türkischen Tributs, wozu sich Barczay hatte verstehen müssen, ohnehin schwierig. Nachdem es ihnen fast nach Wunsch gelungen, riefen sie den Ragoczy selbst herbey, der sich bald mit bewaffneter Hand

ein=

einstellte, den Barczay zwang, sich nach Temeswar zu dem dortigen Bassa zu flüchten, und sodann am 24sten Oktober 1659 auf dem Landtage zu Maros Vasharhely einmüthig als Fürst anerkannt ward.

Um sich endlich einmal in dieser ihm schon so oft entrissenen, und nun wieder erlangten Würde zu befestigen, ließ er die demüthigsten Schreiben sowohl an den Kaiser, als an die Pforte abgehen, um von jenem Beystand, von dieser Gnade sich zu erbitten. Aber an beyden Orten waren dieselben fruchtlos. Ersterer wollte und mußte erst den Ausgang der eben angefangenen Friedenshandlungen, an denen das Ende des Nordischen Krieges hieng, abwarten; und letztere fand in diesem neuen Unternehmen die höchste Stufe der Beleidigung. Den Siebenbürgern wurde auf Befehl des Großherrn sogleich angedeutet, sie sollten den Barczay auf der Stelle wieder als ihren Fürsten erkennen, oder widrigenfalls Gefangenschaft, Sclaverey, Tod, und die gänzliche Verwüstung ihres Landes gewärtigen. Dem Kaiserlichen Residenten zu Constantinopel ward erkläret, daß, wenn der Kaiser den Ragoczy nur im geringsten unterstützen würde, man dieses als eine Kriegserklärung aufnehmen wolle.

Diese immer zunehmende Verwickelung der Siebenbürgischen Angelegenheiten war eine Ursache mit, warum der Kaiser so leicht die Hände zu dem Olivischen Frieden bot. Sobald derselbe geschlossen war, bekam Montecuculi Befehle, mit seinem Heere aus dem Mecklenburgischen den Rückzug in die Kaiserlichen Erbländer anzutreten, und Souches, der sein Quartier in Mähren hatte, mit 10000 Mann in Ungarn einzurücken. Auch die Türken hatten sich bereits versammelt, und machten Anstalt, in Siebenbürgen ein-

zubrechen. Ragoczy befand sich daher zwischen zwoen Armeen, von denen er keiner gewachsen war. Souches verlangte, er sollte seiner gethanen Zusage gemäß die zwey Komitate von Kaiserlichen Truppen besetzen lassen; der Vezier trachtete ihm nach Fürstenthum, Freyheit und Leben. Nichts blieb ihm übrig, als jener schwärmerische Muth, den die Verzweiflung einzuflößen pfleget. Obschon er nur 6000 Mann beysammen hatte, erwartete er die Türken bey Klausenburg doch mit Unerschrockenheit; und da sie mit dem Angriff etwas zauderten, stürzte er sich mit 1000 Pferden auf ihren linken Flügel mit solcher Heftigkeit, daß er einige Stunden den Sieg im Gleichgewichte hielt, und ihn vielleicht wirklich würde davon getragen haben, wäre er nicht endlich durch die vierte Wunde, die er erhalten hatte, betäubt vom Pferde gesunken. Die Seinigen, dadurch aus der Fassung gebracht, überließen den Türken das Schlachtfeld, und suchten nur ihres Herrn Leben zu retten. Er mußte es jedoch einige Tage hernach am 6ten Junius 1660 zu Wardein, wohin man ihn gebracht hatte, aufgeben, ein Held, dessen Muth und Tapferkeit mit der Stärke seines Körpers in einem genauen Verhältnisse stand, ungeachtet seines trotzigen Aussehens doch kein schlimmer Fürst, übrigens aber ein unruhiger Kopf, und von einem unersättlichen Ehrgeitze belebt, der, wenn er seine Kräfte besser zu berechnen, oder mit seiner Tapferkeit in das Ebenmaaß zu bringen gewußt hätte, allen seinen weit mächtigern Nachbarn furchtbar hätte werden können.

Nun hoffte man, die Türken, weil ihre Rachsucht befriedigt war, würden jetzt ruhen. Vielleicht wäre es auch geschehen, wenn alle Siebenbürger nebst der Stadt Großwardein die Oberherrschaft des Barczay anerkannt hätten. Allein unter den erstern entstanden

standen sogleich wieder Partheyen, wovon die eine hauptsächlich von des Ragoczy ehemaligen Feldherrn Keminy Janos genähret wurde; und die Stadt konnte sich nicht zur Unterwerfung entschließen, weil sie fürchtete, Barczay möchte sie den Türken überliefern. Da diese sogleich Anstalt machten, dasjenige durch eine Belagerung zu erzwingen, was sie nicht durch Zureden und Drohungen erhalten konnten: fieng die Sache an, äusserst bedenklich zu werden. Das Besorgniß, sie dürften diese wichtige Vormauer von Oberungarn, und vielleicht ganz Siebenbürgen für sich behalten, ward allgemein. Ohne noch Befehle vom Hofe zu haben, that der in der Nähe sich befindende General Souches alles, was er konnte, um sie zu retten. Sie hatte nur 700 sogenannte Heiducken, die weder in den Waffen geübt, noch hinlänglich damit versehen waren, zur Besatzung. Souches bot dem Kommandanten Mathias Bologh Verstärkung an, und ersuchte den Kaiser um die Vermehrung seines eigenen Korps, weil er unmöglich die von der Wittwe des Ragoczy nun herausgegebene Gespannschaften Zattmar und Zabolsch besetzen, und zugleich im Felde die Türken im Zaume halten könne. Drey Regimenter zu Fuß, und zwey zu Pferd mußten ihm auf Kaiserlichen Befehl unter dem Generallieutenante von Stahremberg zu Hilfe eilen. Aber Bologh wollte keine Deutsche einnehmen; er getraue sich, sagte er, mit den Bürgern hinlänglich zu vertheidigen. Nach dem Berichte des Kaiserlichen Generals Souches soll ein reformirter Prediger den Kommandanten zu diesem Schritte verleitet haben. Er habe nähmlich, heißt es in diesem Berichte, den Bürgern vorgestellet, daß, wenn sie auch unterliegen müßten, die Oberherrschaft der Türken nicht so gefährlich für sie und ihre Religion seyn werde, als die Deutsche. Jener hatte aber

bald

bald Ursache, diesen Schritt zu bereuen: ehe er sichs versah, erschien eine Armee von 50000 Mann vor Großwardein, und fing an, es förmlich zu belagern. Der Kaiser war zu Grätz auf einer Reise, in Inneröstterreich begriffen, als er die Nachricht davon erhielt.

Alsbald wurden die nächsten Ungarischen Magnaten dahin berufen, damit man sich bey ihnen Raths erhole. Sie sowohl, als die Deutschen Minister sahen die Erhaltung von Großwardein für eine Sache von der größten Wichtigkeit an. „Der Besitz dieser Festung, hieß es, würde den Türken den Weg nach ganz Oberungarn, und sogar nach Polen bahnen; ihre Oberherrschaft über Siebenbürgen, die Wallachey und Moldau würde dadurch für immer gesichert, ihre Feldzüge gegen Ungarn und die benachbarten Nationen außerordentlich erleichtert werden; sie würden nicht mehr nöthig haben, ihr Winterquartier jenseits der Donau zu nehmen; sondern in den gedachten Provinzen hinlänglichen Vorrath sowohl für ihre Winterquartiere als für ihre Feldzüge finden; dieses würde sie in den Stand setzen, ihre Feldzüge ungleich früher zu eröffnen, als es nach ihrer bisherigen Art Quartiere zu nehmen möglich war.„ o).

Der Kaiser, durch die Wichtigkeit dieser Gründe überzeugt, ertheilte dem General Souches schriftliche Befehle, der Festung Großwardein zu Hilfe zu kommen, doch so, daß er sich in keine gefährliche Unternehmung einlasse. Deutlich sieht man diesem Befehle

o) *Wagner* Hist. Leopoldi M. Tom. I. p. 86. seq.

fehle die Verlegenheit an, in welcher sich der Hof damals befand. Er wollte keinen Krieg, und that auf einer Seite zu viel, um ihn nicht herbeyzuziehen, wie auf der andern zu wenig, um ihn, wenn er ausbrechen sollte, mit gehörigem Nachdrucke führen zu können. Souches fand aber alles anders, als es in dem Kaiserlichen Schreiben angegeben war. Die Garnisonen weggerechnet, hatte er nur 5000 Mann, also um die Hälfte weniger, als der Kaiser glaubte. Auch die Regimenter, welche Stahremberg herbeyführen sollte, waren viel zu weit entfernet, um seine Unternehmungen noch zeitlich genug unterstützen zu können. Kein Wunder also, daß Souches einen müßigen Zuschauer abgeben mußte, wie die Türken die gedachte Festung am 26sten August nach einer sieben und vierzigtägigen sehr scharfen Belagerung einnahmen.

So bedenklich in seinen Folgen der Verlust von Großwardein für Ungarn werden konnte, so würde ihn doch der Kaiserliche Hof aus Liebe zum Frieden vermuthlich ohne Ahndung übersehen haben. Bald aber kam neuer Stoff zu Mißhelligkeiten zwischen ihm und der Pforte aus dem allezeit uneinigen, und in sich getheilten Siebenbürgen. Keminy Janos hatte unterdessen seinen Anhang so sehr verstärket, daß er öffentlich auftreten, und anstatt des so sehr gehaßten Barczay sich zum Fürsten ernennen, ja diesen sogar konnte ermorden lassen. Nichts stand ihm sicherer bevor, als fürchterliche Rache von Seite der Türken. Um dieser zu entgehen, ersuchte er den Kaiser durch den Dionysius Banfi und Martin Cassoni auf das dringendste um Beystand. Auch die Ungarn, Theils durch das willkührliche und gewaltsame Verfahren der Türken in Siebenbürgen, Theils durch die ihnen so nahe gebrachte Türkische Nachbarschaft zum Unwillen gereizt,

reizt, unterstützten das Gesuch der Siebenbürger aus allen Kräften. Ihre Zudringlichkeit war so groß, daß der Kaiser endlich beschloß, dem Keminy mit Nachdruck beyzustehen. Dagegen machten dessen Gesandten sich verbindlich, dem Kaiser zur Sicherheit einige ihrer Festungen einzuräumen, nichts einseitig mit den Türken zu verhandeln, die Kaiserlichen Truppen mit Lebensmitteln zu versehen, und dergleichen mehr. Die Ungarn versprachen einige tausend Mann durch den Weg der persönlichen Insurrektion. Da in Oberungarn ohnehin schon der General Heister sich als Kommandant von Zattmar befand, bekam er den Auftrag, die Siebenbürgischen Festungen Zeckelheid, Kowar und Samos Vivar zu besetzen. General Stahremberg sollte sich an der Theiß lagern, um die Türken von dort aus zu beobachten; bey Comorren zog sich das Hauptkorps von 16000 Mann im Julius 1661 unter dem obersten Befehlshaber Montecucculi zusammen.

Wenn man sich jemals an dem Kaiserlichen Hofe versprochen hatte, daß eine Deutsche Armee in Ungarn wohl würde aufgenommen werden, so war es in den jetzigen Umständen. Allein gerade das Gegentheil zeigte sich bey dem ersten Eintritte. Anstatt der Complimente und Freudenbezeugungen begegnete man ihr mit Verwünschungen. Der Palatinus ließ sich sogar öffentlich vernehmen, „die Deutschen wüßten zwar den Weg in das Königreich, ob sie aber den Rückweg finden würden, wäre sehr zweifelhaft, der Krieg könne nicht ohne Geld geführet werden, und wenn dieses nicht vorhanden sey, könne der Einwohner nichts als Beschädigungen und Gewaltthätigkeiten erwarten. Diese würden ihn verleiten, diejenigen, welche von dem Feinde oder von Krankheiten verscho-

net

net blieben, durch seinen Säbel aufzureiben. „ Dieser aufgeblasene und veränderliche Mann p) konnte mit sich selbst nicht einig werden; auf einer Seite war ihm Deutscher Beystand aus Noth schätzbar, auf der andern seiner Natur nach gehäßig. Die Furcht vor dem Feinde, und die Eifersucht gegen den Freund erhielt ihn beständig in der Besorgniß, der Raub entweder des einen oder des andern zu werden, das erstere, wenn sich der Sieg für ihn erklärte, und das letztere durch Aufzehrung der Lebensmittel, oder gar durch Unternehmungen, wodurch die Landesverfassung Gefahr laufen könnte. Überhaupt, wenn in solchen Umständen die von dem Beystande gehoffte Wirkung nicht so geschwind erfolget, als man wünschet, entstehet Mißtrauen, und zuletzt Entziehung des nöthigen Unterhalts, Haß und Feindseligkeit.

Dieser Umstand war es nicht allein, der den kaiserlichen Waffen nicht viel Günstiges vorher verkündigte, sondern auch die veränderlichen Gesinnungen des Ministeriums. Zu Wien hatte man in Montecuculis Gegenwart, und auf dessen Anrathen den Schluß gefaßt, daß sich das Hauptkorps der Armee an die Donau halten, und entweder Gran oder Ofen zu bezwingen suchen sollte. Die Magazine waren schon wegen der Leichtigkeit des Transports an dem Flusse angelegt, der zu einer Belagerung erforderliche Vorrath an Geschütz und Munition beysammen, die Schiffbrücke zum Übergange der Armee in Bereitschaft, ja selbst der Platz zum Lager zwischen Comorren und Totis ausersehen, als ein Eilbote bey dem Gene-

p) Huomo d' ingegno tumido et volubile. Memorie di *Montecucculi.* p. 193.

Generalen eintraf mit dem Befehle, alsogleich nach Oberungarn, und noch weiter, wie es die Umstände zulassen würden, zur Unterstützung des Keminy zu marschiren. Bestürzung und Erstaunen ward dadurch über das ganze Heer verbreitet, besonders über den Anführer desselben, der alle seine bisherigen Bemühungen und Anstalten vereitelt, und die Hoffnung, sich so wichtiger Plätze zu bemeistern, verschwunden sah. Seinem Scharfblick entgingen auch die schlimmen Folgen eines so widersinnigen, und zu solcher Unzeit (es war eben im August) vorzunehmenden Marsches nicht. Selbst die wenigen Truppen, die bereits an der Theiß sich befanden, waren durch Mangel an allen Nothwendigkeiten fast aufgerieben. Nicht einmal die nöthigen Kleidungsstücke hatte man ihnen wegen der schlechten Wege zuschicken können, und noch weniger Geld, weil die Wechsler keine Verbindungen mit den dortigen Gegenden hatten. An Vorräthe und Magazine war sowohl aus dieser Ursache, als wegen der widrigen Gesinnungen der Einwohner nicht zu denken; da im Gegentheile schon mehrere Monate zu Comorren die Herbeyschaffung einer hinreichenden Menge von Brod war betrieben worden. Der Feldherr suchte alles dieses dem Ministerio begreiflich zu machen; mußte aber ungeachtet aller seiner Gegenvorstellungen den Marsch antreten. Denn, sagte man, dort muß die Arzney angewandt werden, wo das Übel seinen Sitz hat. Als wenn nicht auch ein geschickter Arzt, erwiederte der Feldherr, eine Krankheit des Kopfes oder der Brust zuweilen durch eine Aderlässe am Arm heilen könnte!

Alles traf auf das genaueste ein, was Montecuculi vorhergesagt hatte, nur daß zuletzt nach dem unglücklichen Ausgange des Unternehmens Niemand den

Rath

Rath dazu wollte ertheilet haben. Außerordentliche Beschwerlichkeiten für Menschen und Pferde, Mangel an Proviant, und daher sowohl, als aus dem ungewohnten Clima und dem schlechten Wasser entstehende Krankheiten, welche nicht nur den gemeinen Soldaten, sondern auch Generale theils aufrieben, theils außer Stand setzten, zu fechten, waren das Loos dieser bedauernswürdigen Mannschaft. Überdieß zeigten sich von den 10000 Mann, welche der Palatinus versprochen hatte, nur 150, und auch diese wurden zurückgerufen, als der Marsch nach Siebenbürgen gehen sollte. Die so unvermuthete Erscheinung einer christlichen Armee hatte indessen die Wirkung, daß Ali Bassa, der sich mit der Türkischen bey Hulst gesetzt hatte, eilig den Rückzug nahm, und dadurch die Gemeinschaft mit Siebenbürgen öffnete. Keminy, der unterdessen von den Türken war daraus vertrieben worden, vereinigte seine noch übrige 3000 Mann mit den Kaiserlichen, und versprach dem General, wenn er ihn mit seiner Armee zurückführen wollte, Anhang und Zulauf von Seite des Volkes, Lebensmittel im Überflusse, und überhaupt goldene Berge. So sehr seine Leute bereits geschmolzen waren, so faßte Montecucculi doch den Entschluß, nach Siebenbürgen zu rücken, um dem Ali Bassa, von dem es hieß, daß er in Klausenburg Stand halten würde, ein Treffen zu liefern, oder den Ort selbst wegzunehmen. Auch hier wich Ali Bassa den Kaiserlichen aus. Aber wie erstaunt waren diese, daß sie anstatt der Menge von Lebensmitteln, wodurch sie sich etwas erquicken könnten; kaum einen Vorrath von Brod auf einen Tag antrafen, und anstatt der gehofften Unterstützung von den Siebenbürgern, besonders von den Sachsen, vernehmen mußten, daß sie den Fürsten Abaffi, den ihnen die Türken vorgeschlagen, bereits angenommen haben,

ben, und mit demselben zufrieden seyen, folglich des Kaiserlichen Beystandes nicht bedürften.

Da der grösste Theil des Landes durch die bisherigen Kriege gänzlich erschöpft und verödet war, blieb nichts übrig, als Klausenburg zu besetzen, und mit der Armee, die bereits mehr einem beweglichen Hospital als ordentlichem Kriegsheere glich, den Rückzug durch die ebenfalls von dem Feinde verwüsteten, und durch den letzten Durchmarsch der Kaiserlichen vollends ausgesogenen Gegenden zu nehmen, woher man gekommen war, und sich endlich in Ungarn um Winterquartiere umzusehen.

Hier fand sich aber der Feldherr gegen alle seine Erwartung in einen Krieg ganz anderer Art verwickelt. Wenn man je in einem Zweige der zum Krieg erfoderlichen Kenntnisse noch zurück war: so war man es in der Kunst, ein Heer ordentlich zu verpflegen. So lange die Regimenter in den Deutschen Erblanden sich aufhielten, bekamen sie ihren Sold vom Hofe, ihre Lebensmittel von den Ständen eines jeden Landes. Diese Art der Verpflegung war für den Hof gemächlicher, und zugleich konnte derselbe dadurch vieles ersparen, denn er hatte keine Verwaltungskosten zu tragen. Mit derselben war aber doch auch eine große Unbequemlichkeit verknüpfet. Sobald ein Regiment in ein anders Land beordert wurde, zerrissen auf einmal alle Fäden, woran sein Unterhalt hieng. Dieser Fall ereignete sich auch jetzt. Die immer gegen die Deutschen mißtrauischen, gewissermassen nach der Unabhängigkeit strebenden Ungarn versagten nun den Kaiserlichen Truppen die Winterquartiere. Einige Große verfielen sogar auf den abscheulichen Entwurf, die Landleute sollten bey der Annäherung der Deutschen ihre Häu-

ser

ser verlassen, ihren Vorrath an Getreid und Futter entweder mit sich nehmen, oder zuvor unter die Erde vergraben, keinem auch gegen Bezahlung die geringste Portion überlassen, und, wo sie einen Kranken fänden, oder einen allein anträfen, denselben niedermachen q). Wirklich thaten die Ungarn bey dieser Gelegenheit den Kaiserlichen allenthalben Abbruch, so viel sie konnten, und eine beträchtliche Anzahl derselben verlohr durch schändliche Verrätherey das Leben.

In einer so traurigen Lage, da die künftige Fortdauer des Türkenkrieges leicht vorherzusehen war, glaubte Leopold die große Last desselben aus eigenen Kräften nicht tragen zu können, und hielt für nöthig, sich um Unterstützung von außen umzusehen. Am Natürlichsten fiel sein Augenmerk zuerst auf das Deutsche Reich. Dieser Umstand war es endlich, der, wie bereits oben gemeldet worden, dem schon lange währenden Streite über die Frankfurter Reichsdeputation ein Ende machte.

Schon lange hatte der Kaiser gewünscht, daß die Deputation nach Regensburg verlegt werden möchte, dem Vorgeben nach, um schleunigere Kommunikation mit ihr zu haben, in der That aber weit mehr, um sie dem überwiegenden Französischen Einflusse zu entziehen. Bis fünf Schreiben ließ er an den Churfürsten von Maynz ergehen, um ihn zur Einwilligung zu bewegen, und alle blieben fruchtlos, weil die Deputation, wie die Vertheidiger derselben sagten, von einem Reichstag angeordnet, und Frankfurt als der Versammlungsort bestimmet worden; von einem Reichsschluße

q) *Wagner* loc. cit. p. 100.

schluße ließe sich außer der Beystimmung des ganzen Reiches nicht abgehen. Indessen riefen doch mehrere Fürsten als Glieder derselben dem Kaiser zu Gefallen ihre Abgeordnete zurück. Andere zeigten sich bereit, die Ihrigen nach Regensburg zu schicken, wieder andere verlangten, die Deputation in einen förmlichen Reichstag durch die Zusammenberufung aller Stände zu verwandeln. Für das letztere gab endlich die immer dringendere Noth von Seite der Türken den Ausschlag. Der Kaiser hatte Gesandte an den vornehmsten Deutschen Höfen herumgeschickt; von einzelnen versprach er sich eher eine geneigte Aufnahme und Unterstützung. Da aber mehrere der Fürsten selbst zu verstehen gaben, daß eine Sache von solcher Wichtigkeit an das gesammte Reich müsse gebracht werden; einige sogar den angegründeten Verdacht schöpften, man wolle ihnen durch Unterhandlung mit jedem einzelnen die Macht entziehen, ihre Gesinnung in einer ordentlichen Reichsversammlung durch förmliches Stimmengeben zu erklären r), so ward jetzt dadurch das, was der Kaiser schon lange gewünscht hatte, gleichsam durch sich selbst befördert, und der Reichstag auf den 8ten Junius 1662 nach Regensburg ausgeschrieben.

Es verflossen indessen sieben volle Monate, bis alle Reichsstände am 20sten Jäner neuen Styls zu Regensburg beysammen waren. Mit ihren Berathschlagungen verfuhren sie nicht weniger langsam. Der Erzbischof von Salzburg, den der Kaiser als seinen Principalkommissär zu dieser Versammlung abgeschickt hatte, stellte ihnen in beweglichen Ausdrücken die grosse Gefahr vor, in welcher die Deutschen Oesterreichischen

r) *Theatr.* Europ. Tom. VIII. p. 289.

chischen Erblande schwebten, und trug darauf an, daß die Stände berathschlagen und beschließen möchten, wie man der fürchterlichen Macht des Türken widerstehen, und ihn von den Kaiserlichen Erbländern, als der Vormauer des ganzen Römischen Reiches, abhalten, ferners wie der Friede daselbst überhaupt erhalten, und dasjenige, was von dem Westphälischen Frieden her noch nicht gänzlich berichtiget sey, vollzogen werden könne. Allein über die Erörterung der einzigen Frage, welchen von diesen dreyen Punkten man zuerst in Berathschlagung nehmen wolle, verstrich beynahe ein Monat. Nach dieser langen Zeit kam man endlich darinn überein, man müsse den Kaiserlichen Antrag auf einen Beystand gegen die Türken zuerst vornehmen, und entscheiden, ob man eine Hülfe nach Ungarn schicken, und wie stark dieselbe seyn sollte s)? Kaum fieng man nach der Erledigung dieses erstern Punktes an, sich über das Quantum des Beystandes zu berathschlagen, so brachten verschiedene Einwendungen, womit die Abgeordneten der Städte auftraten, das ganze Werk neuerdings auf einige Zeit ins Stecken. Siebenbürgen und Ungarn seyen ausserhalb Deutschlandes gelegen; wem sie zugehören, der solle sie auch vertheidigen. Deutsche Gebeine lägen schon genug in diesen Gegenden: es sey unbillig, daß zum Nutzen eines einzigen alle in das Feld ziehen sollten. Den Krieg habe ohnehin nur das unkluge Betragen der Oesterreicher erwecket; sie sollten die Fehler, die sie gemacht haben, nur selbst wieder verbessern t). Einige giengen noch weiter, und hielten wohl gar dafür, die Noth sey so groß noch nicht. Man

s) *Wagner* loc. cit, p. 120.
t) *Wagner* ibid.

sollte auch wohl fragen, meinten sie, wozu dann Oesterreich die starken Subsidien, zumalen jene an Geld, welche das Reich den Kaisern ehemals bewilliget hatte, verwendet habe u)? Diese Einwendungen wurden indessen bald durch die bessern Gesinnungen der meisten übrigen Reichsstände vereitelt. Etwas mehr Schwierigkeit hatte es mit der Beantwortung der Frage: ob die Hülfe gegen die Türken an Geld oder an Mannschaft sollte geleistet werden? Allerdings war es in vielen, zumalen kleinern Deutschen Fürstenthümern weit leichter, Mannschaft, als Geld zusammenzu bringen. Nebstdem, daß viele Unterthanen die Wunden, die ihnen der dreyßigjährige Krieg in Ansehung ihrer Wirthschaft geschlagen hatte, noch fühlten, hatten sich seitdem auch die Bürden, welche sie ordentlich zu tragen hatten, eher vergrößert, als vermindert. Denn so wie der Westphälische Friede die Deutschen Fürsten gewissermassen erhoben, oder wenigst ihre Unabhängigkeit für immer bestättiget hat: so fiengen sie im stolzen Gefühl ihrer Größe an, in hohen Titeln, in Haltung eines prächtigen Hofstaats und in Aufwand verschiedener Art nicht nur einander selbst, sondern auch auswärtigen großen Monarchen nachzueifern. Alles dieses foderte eine beträchtliche Erhöhung ihrer jährlichen Einkünfte, wovon die Last natürlich auf den Unterthan fiel. Das Volk ist ohnehin gemeiniglich mißvergnügt, so bald es den Beutel öffnen soll; Mannschaft hingegen abzuliefern, ist für dasselbe keine so schwere Bürde. Es giebt kein Land in irgend einer Gegend Deutschlands, sey es auch noch so klein, in welchem sich nicht eine beträchtliche Anzahl brodloser Menschen, oder offenbarer Müßiggänger befindet.

u) Theatr. Europ. Tom. cit. p. 842.

findet. Wenn ein jeder Fürst diese in seinem Lande zusammenraffte, so könnte daraus leicht ein zimlich ansehnliches Heer entstehen, und der kleine Abgang konnte aus dem platten Lande ersetzt werden, ohne daß man dadurch dem Landmanne sehr wehe that. Aus diesen Gründen, vielleicht auch aus andern gehäßigen Nebenabsichten waren viele Deutsche Fürsten, besonders die Mitglieder der Rheinischen Allianz der Meynung, man müsse dem Kaiser nicht mit Geld, sondern mit Mannschaft beyspringen x). Sie erboten sich auch wirklich, 6520 Mann unter gewissen Bedingnissen zusammenzubringen. Allein auf der andern Seite hatte diese Art Beystandes viel Unbequemes und Unzweckmäßiges. Bey der im Deutschen Reiche gewöhnlichen Langsamkeit war es kaum zu erwarten, daß sich die bewilligten Truppen zu rechter Zeit an dem bestimmten Sammelplatze einfinden werden. Gesetzt aber, die Reichsstände wären dießmal wirklich von ihrer alten Gewohnheit abgewichen, so hätte Leopold doch nur eine Schaar ungeübter, wenig brauchbarer Leute erhalten. Es ließ sich sehr wenig Ersprießliches von einer Armee erwarten, die aus so heterogenen Theilen zusammengesetzt war, die bey einer auffallenden Ungleichheit in Ansehung der Gewehre, der Disciplin und der Geschicklichkeit in den Kriegsübungen nicht eben derselbe Geist der eigenen Theilnahme, nicht eben dasselbe Commando belebte, und bey welcher die ungleiche Art der Verpflegung Eifersucht und Mißvergnügen, die Verschiedenheit der Gesinnungen und Einsichten so vieler Anführer Widerspruch und Verwirrung erzeugen mußten. Auch stand dem Kaiser aus seinen eigenen Provinzen Mannschaft genug zu Gebot;

nur

x) *Wagner* Hist. Leop. M. Tom. I. p. 121.

nur am Gelde fehlte es ihm, sie zu unterhalten, und die Kriegsbedürfnisse beyzuschaffen. Aus eben dieser Ursache trug der Kaiserliche Principalkommissär darauf an, man möchte seinen Herrn mit Geld unterstützen. Dieses Gesuch drang endlich nach vielen und mühesamen Berathschlagungen durch, und man bewilligte dem Kaiser fünfzig Römermonate auf ein Jahr.

Zu dem langsamen Gange dieses Geschäftes trug besonders die Eifersucht der Fürsten auf ihre Gerechtsamen sehr vieles bey. Der Westphälische Friede hatte ihnen Hoffnung gemacht, daß sie nächstens bey dem Entwurf einer beständigen Wahlkapitulation einen wichtigen Antheil haben werden. Bisher war aber dieser Wunsch unerfüllt geblieben. Als daher der Kaiserliche Principalkommissär auf diesem Reichstage das Ansuchen stellte, daß das Reich dem Kaiser eine hinlängliche Hülfe gegen die Türken bewilligen möchte, drangen die Fürsten sogleich darauf, man sollte zuerst das, was die Festsetzung ihrer Gerechtsamen betrifft, wozu sie vorzüglich die Verfertigung einer beständigen Wahlkapitulation rechneten, zuerst vornehmen, und sie erklärten, sie würden nicht eher die verlangte Reichshülfe bewilligen, als bis dieser wichtige Gegenstand berichtiget sey. Um ihrer Foderung mehr Nachdruck zu geben, errichteten sie am 20sten April sogar einen Verein unter sich, deren Absicht dahin gieng, ihre Gerechtsamen zu schützen. Obwohl sie sich nun nach vielen ernsthaften Einwendungen, da die Gefahr vor den Türken immer dringender wurde, durch wiederholte lebhafte Vorstellung derselben bereden ließen, dem Schlusse der Churfürsten beyzutreten, ehe ihr Verlangen in Ansehung der Kapitulation befriediget ward, so standen sie darum doch von ihrer Foderung nicht ab. Man mußte den Entwurf derselben wenigst zum

nächst-

nächstfolgenden Gegenstand der Reichstägigen Berathschlagung machen. Der Churfürst von Maynz legte auch bereits dem Städtischen Collegium einen Entwurf vor. Wenn aber auch hier der Erfolg lehrte, daß Leute von so verschiedenen Gesinnungen und Absichten in Dingen, die ihr eigenes Interesse betrafen, nicht einig werden konnten: wie konnte man erwarten, daß in einer fremden Angelegenheit, wofür viele Reichsstände den Türkenkrieg ansahen, etwas Fruchtbares zu Stande kommen würde?

Die Türken waren indessen immer weiter gedrungen; sie hatten einen Einfall in Ungarn gethan, hatten Neuheusel, Neutra, Novigrad, Leveng und Freystadt weggenommen, und sogar durch einen Einbruch in Mähren fast ganz Deutschland in Schrecken gesetzt. Diese Bestürzung kam dem Kaiser allerdings wohl zu statten, indem jetzt die Reichsstände schon im Februar des Jahres 1664 beschlossen, den gewöhnlichen Matrikularanschlag an Geld oder Mannschaft dreyfach zu entrichten. Aber kaum war dieser Schluß gefaßt, so ertönten laute Klagen vieler Reichsstände, man lege ihnen eine größere Last auf, als sie zu tragen im Stande seyen; sie baten, man möchte doch eine Aenderung treffen, und ihren Anschlag mindern. Es ist wahr; seit der Zeit, da die Reichsmatrikel zuerst entworfen, und einem jeden Reichsstande angewiesen worden, wie viel er an Mannschaft oder Geld zu entrichten habe, hatte sich in Ansehung der Macht und Verhältnisse derselben sehr viel geändert. Kriege, Tod- und Erbfälle, Verträge und viele andere Umstände hatten manchem Fürsten alte Länder entrissen, manchem andern neue zugetheilet. Es war unbillig, daß ein Fürst, welcher an Besitzungen und Einkünften merklich

lich herabgekommen war, nun eben so viel leisten sollte, als zuvor. Das Widersinnigste bey dieser Sache war dieses, daß diejenigen, deren Vermögen seitdem durch Erwerbung neuer Länder und Renten sehr ansehnlich zugenommen hatte, sich dessen ungeachtet nicht dazu verstehen wollten, mehr zu thun, als wozu sie ehemals bey weit geringern Kräften verbunden gewesen waren. Jedermann war von der Wahrheit dieser Betrachtungen überzeugt; aber Niemand wollte oder konnte diese Verfassung in so kurzer Zeit ändern, und ein richtiges Ebenmaaß herstellen. Leopold mußte es daher geschehen lassen, daß am Ende kaum der dritte Theil der versprochenen Hülfe am bestimmten Orte sich einfand y). Aber auch alsdann hatte man noch mit vielen und großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Es fehlte den Truppen an Proviant, an hinlänglicher Munition, ja beynahe an allem. Da sie von verschiedenen Gegenden her ohnehin sehr langsam zusammen kamen, so wurde ihr Marsch durch diesen Umstand noch ungleich mehr verzögert z).

Als die Reichsarmee endlich in Ungarn eintraf, kam es bald zu dem merkwürdigen Treffen bey St. Gotthard, welches endlich der Sache den Ausschlag gab. Hier lehrte aber der Erfolg augenscheinlich, was der Kaiserliche Principalkommissär schon im verflossenen Jahre auf dem Reichstage vorausgesagt hatte, daß man mit undisciplinirten, im Kriege ungeübten Soldaten wenig ausrichten werde. Denn als die Türken bey dieser Gelegenheit unter einem fürchterlichen Geschrey über die Kreistruppen herfielen, bemächtigte

sich

y) *Wagner* loc. cit. p. 137.
z) Theatr. Europ. p. 1120.

sich der Schrecken dieser mit den Gefahren des Krieges noch nicht bekannten Mannschaft so sehr, daß alles in Unordnung gerieth, und erstlich die ganze Reiterey, und hierauf auch ein großer Theil des Fußvolkes die Flucht ergriff a). Mit Mühe gelang es den Befehlshabern Montecucculi und Hohenlohe die zerstreuten Haufen wieder zum Stande zu bringen. Nun rückten auch die Französischen Truppen, welche Ludwig XIV. König von Frankreich dem Kaiser zur Hülfe geschickt hatte, unter der Anführung des Generals Coligni gegen die Türken an, und in Zeit von einer halben Stunde waren dieselben mit einem Verlust von mehrern tausend Todten gänzlich geschlagen. Obwohl nun dieses Treffen nicht entscheidend zu seyn schien, indem die Kaiserlichen aus Mangel an Brod und vielen andern Bedürfnissen nicht im Stande waren, ihren Sieg zu verfolgen, so hatte der unglückliche Ausgang desselben doch auf die Türken einen so starken Eindruck gemacht, daß sie nun Friedensvorschläge thaten. Dieses Geschäft wurde auch so thätig betrieben, daß schon am 10ten August 1664 im Türkischen Lager bey Vispar der Friede, oder vielmehr ein Waffenstillstand auf 20 Jahre geschlossen ward. Der Kaiser behielt vermöge dieses Vertrages Zattmar und Zabotsch; die Türken blieben im Besitze von Großwardein und Neuheusel. Abaffi mußte an die Türken 60000 Thaler für aufgewandte Kriegskosten erlegen; unter dieser Bedingniß ward ihm Siebenbürgen eingeräumt b).

Die unerwartete Nachricht von der so schnellen Bewirkung des Friedens hatte bey der Reichsversamm-

lung

a) Memorie di *Montecucculi* Lib. III. C. 4.
b) Theatr. Europ. Tom. IX. p. 1124.

lung eine große Verwunderung, aber beynahe eben so viel Mißvergnügen verursachet. Als Theilnehmer an dem Kriege gegen die Türken glaubten die zu Regensburg anwesenden Gesandten, der Billigkeit nach hätte man sie auch an der Schließung des Friedens sollen Theil nehmen lassen. Da dem Kaiserlichen Hofe in der damaligen kritischen Lage viel daran lag, es mit den Reichsständen, besonders mit den Mitgliedern des Rheinischen Bundes nicht zu verderben: so erhielt das Oesterreichische Direktorium im Fürstenrathe von dem Kaiser den Auftrag, diesen Schritt durch die Vorstellung von der Nothwendigkeit desselben zu entschuldigen. Nach der Stände eigenem Geständnisse, hieß es, giengen alle Geschäfte auf dem Reichstage äußerst langsam; darüber hätte die beste Gelegenheit, Friede zu machen, leicht verstreichen können; man habe das Reich einmal von den Drangsalen des Krieges erledigen wollen. Auf diese Vorstellung schienen die Reichsstände beruhiget, und sie begnügten sich nun damit, daß sie für den Rückzug der Reichstruppen durch Deutschland die nöthigen Anordnungen trafen.

Da mit dem Schluße des Friedens der Beweggrund, welcher die Versammlung der Reichsstände veranlaßt hatte, verschwunden war: so hätte man glauben sollen, der Reichstag selbst würde nun nach der Vollendung seines Hauptgeschäfts gleichfalls aufhören. Niemand hatte zur Zeit, als derselbe eröffnet wurde, sich vorgestellet, daß er sich so sehr in die Länge ziehen, oder, wie es sich hernach wirklich zeigte, wohl gar von beständiger Dauer seyn würde. Allein nebstdem, daß man außer dem Schluße in Betreff des oben gedachten Beystandes gegen die Türken in Ansehung der übrigen Gegenstände, welche die Proposition des Kaiserlichen Principalkommissärs den Ständen gleich anfänglich zur

Berathschlagung vorgelegt hatte, seitdem beynahe um keinen Schritt weiter gekommen war, so entwickelte sich, je weiter man fortfuhr, immer ein neuer Gegenstand aus dem andern, und jeder zog eine lange Reihe von Kontroversen und Unterhandlungen nach sich. Um dem dringenden Verlangen der Fürsten zu willfahren, hatte man noch kaum angefangen, von dem Entwurfe einer beständigen Wahlkapitulation zu handeln; man hatte in den übrigen Punkten, welche die Gerechtsamen der Stände, und die gemeine Sicherheit des Reiches betrafen, außer einigen oberflächlichen Vorbereitungen noch beynahe nichts gethan, und es wurden schon wieder neue Dinge an den Reichstag gebracht, welche die Berathschlagungen über die erstern Gegenstände unterbrachen. Die Stadt Erfurt wandte sich an das Reich, und bat um Schutz gegen die Unternehmungen und Absichten des Churfürsten von Maynz, der von der Weigerung der Stadt, eine neue Formel eines öffentlichen Kirchengebets für den Landesfürsten anzunehmen, Anlaß genommen hatte, die Achtserklärung über sie zu bewirken; im Grunde aber unter dem Vorwande des Ungehorsames in Ansehung dieses Punktes heimlich nur darauf losarbeitete, die Stadt, welche bisher noch eine gewisse Freyheit behauptet hatte, seiner Bothmäßigkeit gänzlich zu unterwerfen c). Der Churfürst von der Pfalz, der sich des Wildfangsrechtes in allen denjenigen Oertern am Rhein anmaßte, worinn sich seit dem Westphälischen Frieden Fremde angesiedelt hatten, reichte am Reichstage eine Klage gegen den Churfürsten von Maynz und gegen einige andere Stände ein, welche ihm dieses Recht streitig machten, und bey Gelegenheit dieser Irrung zu Gewaltthätigkeiten geschritten waren.

Man

c) Theatr. Europ. Tom. cit. p. 1102.

Man sah endlich ein, daß man in einer solchen Lage, da die Geschäfte sich gleichsam mit jedem Tage mehrten, unmöglich in einer so kurzen Zeit, als bisher zu einem Reichstage gewöhnlich bestimmt gewesen war, zu einem erwünschten Ende kommen, noch den Reichstag beschließen könne, ohne die wichtigsten Gegenstände unerörtert zu lassen, und die bisher angewandte Zeit und Mühe gleichsam verloren zu haben. Die Reichsversammlung gieng daher seit dieser Zeit gar nicht mehr auseinander. Hiemit kam nun auch die Gewohnheit ab, nach welcher die Fürsten bisher den Reichstagen persönlich beygewohnt hatten. Da es ihnen unmöglich war, beständig zugegen zu seyn: so mußten jetzt Gesandte, die sie zu diesem Ende abschickten, ihre Stelle vertreten. Die Schwierigkeit, woher die Kosten zur Unterhaltung einer beständigen und eben darum kostspieligen Gesandtschaft zu erholen seyen, überwand man in der Folge durch den Schluß, daß die Stände berechtiget seyn sollten, von ihren Unterthanen eine Steuer zu diesem Zwecke zu erheben.

Fünftes Kapitel.

Anspruch des Königs von Frankreich auf die Spanischen Niederlande, und Krieg deswegen. Fruchtlose Bemühungen des Churfürsten von Maynz, den Frieden zu erhalten. Verhalten der Deutschen Reichsstände bey dieser Sache. Kriegsglück der Franzosen. Vermittelung der Streitigkeit durch die Holländer. Friede zu Achen.

So unvermuthet geschwind Oesterreich durch den Frieden bey Vispar zum Genuße der Ruhe von Seite der Türken gelangte, eben so schnell ward dieselbe von einer andern Seite her unterbrochen. Unter den Europäischen Monarchen zeichnete sich damals ganz besonders Ludwig XIV. König von Frankreich aus. Jung, reich, wohl und mit einem blinden Gehorsame bedienet, mit einem zahlreichern und geübtern Kriegsheere versehen, als irgend ein anderer Fürst, brannte er vor Begierde, sich einen großen Namen, und zugleich Eroberungen zu machen. Bis daher hatte er sich nur durch den Beystand ausgezeichnet, den er den Portugiesen gegen die Spanier, den Holländern gegen den unternehmenden Bischof Galen von Münster, den Venetianern in Candia, und selbst dem Kaiser in Ungarn gegen die Türken geleistet hatte. Jetzt aber schien ihm die Gelegenheit gekommen zu seyn, die Waffen in seinem Namen und zu seinem Vortheile zu ergreifen. König Philipp IV. von Spanien, sein Schwiegervater starb, und anstatt den Vormund und Vertheidiger des mit ihm so nahe verwandten jungen

Karls

Karls II, welcher desselben einziger Sohn war, zu machen, trat er mit Ansprüchen auf Brabant, Flandern, Franche Comte, Geldern, Hennegau, Artois und Cambray hervor: weil nach den Rechten dieser Provinzen die Güter, die während der ersten Ehe erworben worden, auch den Kindern dieser Ehe zufallen müßten. Philipp hatte nämlich zwo Gemahlinnen gehabt; mit der einen hatte er eine Tochter Theresia, die in der Folge dem Könige von Frankreich verlobt ward, mit der andern einen Sohn Karl II. erzeugt. Nun bestand in den angeführten Gegenden der Niederlande ein Recht, vermöge dessen die Kinder erster Ehe vor jenen der zweyten in Ansehung der Erbschaft den Vorzug hatten, und auf dieses Recht berief sich Ludwig XIV. Man setzte ihm entgegen, Theresia habe auf die väterliche Erbschaft feyerlich Verzicht gethan; diese Verzicht sey gerecht und unwiderruflich; die Nachfolge in der Souverainetät über die gedachten Herzogthümer und Grafschaften dürfe nicht nach dem gemeinen Rechte, welches unter Privatpersonen gilt, bestimmet werden; ganz anders verhalte es sich in Ansehung der Erbfolge mit den Rechten der Fürsten d).

Ludwig kehrte sich wenig an alles, was gegen seine Ansprüche geschrieben ward, und zog bloß seine sichtbare Überlegenheit, die er in Ansehung seiner Nachbarn und Feinde hatte, zu Rath. Bey ihm war alles vorbereitet: Magazine an den Gränzen genug, zahlreiche Artillerie und Munition, und selbst der Geist seiner Truppen durch die öftern Revüen zu Friedens-

d) Die Deduktionen S. in Diario Europaeo Tom. XV. Append.

denszeiten, und jetzt noch mehr durch seine Gegenwart. Bey den Spaniern fand sich gerade das Gegentheil; die Festungen an den Gränzen waren zerfallen, keine hinlänglich besetzt und versehen. Er durfte sich nur zeigen, und die Pforten wurden geöffnet.

Der König suchte zwar sein Recht nicht sogleich nach dem Tode seines Schwiegervaters durch die Waffen geltend zu machen; vermuthlich wollte er erst erwarten, welche Wendung der Krieg zwischen Engelland und Holland, in welchen er als Alliirter des Letztern einigermassen mit eingeflochten war, nehmen würde. Indessen waren weñige, die nicht einen Angriff entweder auf Spanien selbst, oder doch auf die Niederlande als eine ausgemachte Sache voraussetzten, und schon vorhinein die schönen Friedenshoffnungen, die man auf den Pyrenäischen Traktat gebauet hatte, verschwinden sahen. Niemand war mehr darüber betroffen, als der Churfürst Johann Philipp von Maynz; Er, dessen ganzer Sinn auf die Erhaltung eines immerwährenden Friedens gerichtet war. Damit wenigstens, wenn doch wirklich ein Krieg zwischen Frankreich und Spanien ausbrechen sollte, das Deutsche Reich nicht mit hineingezogen würde, glaubte er, vor allem sey ein gutes Einverständniß des Kaiserlichen und Französischen Hofes höchst nöthig. Voll von diesem Gedanken hatte er bey seiner und des Kaisers persönlicher Anwesenheit zu Regensburg diesem auf alle mögliche Weise die Vortheile, die er aus der Freundschaft mit Frankreich ziehen würde, anzupreisen gesucht; und damit auch, wenn der Fall der Erlöschung des Spanisch-Oesterreichischen Stammes eintreten sollte, kein Krieg entstehen könnte, ertheilte er ihm den Rath, sich vorhinein mit Ludwig darüber zu vergleichen, und wenn er Bedenken trüge, sich einer Unterhandlung zu

unter-

unterziehen, wolle er für seine Person das Geschäft zur Zufriedenheit beyder Monarchen besorgen. Ein Antrag dieser Art war dem Kaiser so fremd, daß er sich in nichts einließ, sondern vielmehr erklärte, die Sache käme ihm zu gefährlich vor. Der Churfürst entsagte darum seiner Lieblingsidee, zwischen Frankreich und dem Deutsch-Oesterreichischen Hause eine ewige Freundschaft zu stiften, bey Weitem noch nicht. Besonders erwachte sie lebhafter als jemals, als noch vor dem förmlichen Ausbruche des Krieges zwischen Frankreich und Spanien durch die großen Zurüstungen des Erstern der Ruf veranlasset ward, der Kaiser werde nicht nur den Spaniern Beystand leisten, sondern ein ansehnliches Korps Truppen werde schon zu dem Marsche nach den Niederlanden ausgerüstet.

Johann Philipp hatte mittlerweile ungeachtet der Weigerung des Kaisers seine Anträge bey Ludwigen gemacht, und nicht nur dessen Genehmigung, und die Vollmacht zur Negociation erhalten, sondern auch dessen Drohungen vernommen, wenn der Kaiser auf seinem Vorsatze beharrte, die Spanier mit Truppen zu unterstützen. Er schrieb hierauf dem Kaiser eigenhändig: „Er habe nicht umhin gekonnt, ihm wohlmeinend vorzustellen, wie sehr aus dieser Volksschickung ein gefährlicher unzeitiger Krieg, aufs Neue Jammer und Elend und große Erbitterung erfolgen, wie die mächtigsten Potentaten sich dadurch entkräften, auch der Erbfeind selbst neue Anschläge auf des Kaisers Erblande richten, nicht weniger England, Schweden, Holland, und andere sich dessen bedienen, und sowohl in Europa als in den Indien um sich greifen würden: welcher große Vortheil aber dem Kaiser und seinem Hause anderwärts zuwachsen könne, wenn solche Volksschickung unterlassen, die Sache in den Niederlanden

in

in statu quo gehalten, und dieselbe auf andere Art mit Volk versehen und bedeckt, mithin berührte und mehr andere daraus entspringende höchst gefährliche Folgen verhütet, und unterdessen vielmehr dahin getrachtet werde, wie zwischen des Kaisers Hause und der Krone Frankreich für jeden Fall auf Abgang der männlichen Königl. Spanischen Descendenz, der, wenn Gott will, sich vielleicht nimmer begeben werde, der Theilung halber ein Vergleich getroffen werden könnte: inzwischen könnte man, ehe ein Fall geschieht, in Frieden und Ruhe bleiben, hernach auch der Kaiser, wenn der Fall wirklich eintreten sollte, mehr Vortheil durch eine eventuelle Theilung, als durch einen zweifelhaften blutigen Krieg gewinnen. Und weil Frankreich bereits beliebt habe, daß er hierinn negoziren möchte, wolle er sich gern, wenn es dem Kaiser gefällig sey, der Handlung unterziehen, und dabey zu dessen Besten sein Aeusserstes thun, und gedenke die Krone Frankreich so zu stimmen, daß verhoffentlich eine gute Wirkung erfolgen soll, wie er dann die dem Hause Oesterreich und gemeinen katholischen Wesen zum Besten erwachsende Nutzbarkeit, und die im widrigen Falle zu besorgende Gefahr dem Kaiser zu Regensburg mit mehrerm dargethan habe, worauf er sich hiermit noch einmal beziehe.„ Dieses Schreiben übersandte er dem Kaiser durch seinen Rath Jodoci, den er eigens deßwegen nach Wien abschickte. Derselbe wußte aber nichts von dem Inhalt, sondern hatte blos den Auftrag, Vorstellungen wegen der üblen Folgen zu thun, die der Marsch eines den Spaniern in den Niederlanden zum Beystande bestimmten Korps Truppen besonders wegen der Drohung, welche Frankreich bereits gethan hatte, nach sich ziehen könnte. Da die Gesinnungen der übrigen Rheinischen Bundesverwandten noch immer dieselben waren, und sowohl der

Durchmarsch, als der Uebergang der Truppen über den Rhein vermöge ihrer Länder von ihnen abhing: so unterblieb für dießmal die Absendung; dem Churfürsten aber antwortete der Kaiser unterm 20sten März 1665 ebenfalls eigenhändig: „Was den Truppenmarsch betreffe, berufe er sich auf Jodoci, dem er seine mündlichen Erklärungen darüber ertheilet; in Ansehung des zweyten Punktes werde der Churfürst ohne Zweifel sich noch erinnern, was er ihm zu Regensburg geantwortet, und wie gefährlich ihm dieses Werk geschienen habe„.

Auffallend bey diesem Hergange war, daß Ludwig, ehe er den Krieg anfing, dem Spanischen Hofe keine förmliche Vorstellung seiner Rechte und Ansprüche übergeben ließ, sondern bloß durch ein Schreiben an die Königinn von Spanien überhaupt sein Vorhaben zu erkennen gab. Noch mehr mußte befremden, daß zu gleicher Zeit in öffentlichen Französischen Schriften behauptet ward, die so feyerlich beschworne Renuntiation sey ungiltig; nie könne ein Verzicht auf eine künftige Erbfolge von einiger Kraft seyn, selbst alsdann nicht, wenn derselbe mit einem Eide bekräftiget worden; was immer jemals zu Frankreich gehöret habe, müsse, es möge nun wie immer von diesem Königreiche abgekommen seyn, demselben bis auf die geringste Kleinigkeit zurückgestellet werden, und man müsse nicht eher aufhören, Krieg zu führen, als bis alles zur Krone wieder zurückgekommen sey. Ein gewisser Aubery gieng noch weiter, und behauptete in seiner Schrift, das ganze Römisch-Deutsche Reich, wie es einst unter Karl dem Großen gestanden, stehe seinem Könige zu e). Wenn durch dergleichen Grundsätze

e) Juſtes pretenſions du Roy ſur l'Empire par Mſr. *Aubery*, a Paris 1667.

sätze die ganze bisherige Europäische Politik bis in den Grund mußte erschüttert werden: so ist es wohl kein Wunder, wenn alles darüber in Erstaunen und Bestürzung gerieth.

Unter denjenigen, welche schriftlich gegen die Französische Anmaßungen zu Felde zogen, that sich besonders der berühmte L'Isola hervor. Nicht zufrieden, Ludwigs vermeintes Devolutionsrecht gründlich widerlegt zu haben, war er der erste, der Europa auf Frankreichs Übermacht und überspannte Vergrößerungsabsichten aufmerksam machte. Es sey, sagte er, eine Hauptmaxime des Französischen Hofes, auswärts beständig einen Krieg zu unterhalten, sich in alles zu mischen, überall den Mittler zu machen, überall sich einen entscheidenden Einfluß zu verschaffen, das Staatsinteresse als die einzige Richtschnur aller Handlungen anzunehmen, ohne auf Religion, Verträge, oder irgend eine andere Pflicht zu achten, und fremde Staaten so viel als möglich, beschäftiget, in auswärtige Angelegenheiten und Kriege verwickelt, und unter sich selbst in Uneinigkeit zu erhalten f). Dieser Schriftsteller berührte auch die Frage, welche das Deutsche Reich angieng: in wie weit dasselbe verbunden sey, dem Burgundischen Kreise als einem Reichsmitgliede Beystand zu leisten; und er glaubte, weil dieser Kreis in den Frieden zu Münster als ein Reichskreis eingeschlossen worden, seyen die Deutschen Reichsstände allerdings verpflichtet, demselben beyzuspringen.

Der hieher gehörige Paragraph des Westphälischen Friedens dienet denjenigen, welche dafür halten,

f) Bouclier d'Etat et de Juſtice; Article VI. p. 181 ſeq. in Diar. Europ, Tom. cit.

daß kaum ein Instrument so viele Zweydeutigkeiten enthalte, als dieses, zu einem neuen Beweis ihrer Meynung. Auf einer Seite reklamirte der Spanische Gesandte zu Regensburg vermöge desselben den Beystand des Reiches; auf der andern stellte Frankreich den Beystand, den man den Spaniern wegen ihrer Niederlande leisten würde, als eine offenbare Verletzung eben desselben Friedens vor. Der König suchte eine solche Meynung den Reichsständen in einem Schreiben vom 13ten May 1667 sehr eifrig einzuprägen. Er hoffe, hieß es darinn, sie werden die Gerechtigkeit seiner Ansprüche einsehen, und darum seinen Entschluß billigen; er gedenke die Provinzen in den Niederlanden, wozu er ein Recht habe, nie anders zu besitzen, als mit den nämlichen Bedingungen, mit derselben Abhängigkeit und denselben Verbindlichkeiten gegen das Reich, wie sie bisher Spanien anerkannt habe. Er zweifle nicht, sie werden über den Westphälischen Frieden eben so gewissenhaft halten, als er ihn immer als heilig beobachtet habe; derselbe würde aber verletzt werden, wenn sie jenen Truppen, welche einige Mächte oder Fürsten gegen ihn nach den Niederlanden schicken würden, den Durchzug gestatteten; widrigenfalls würden sie sich mit Billigkeit nicht weigern können, auch seinen Truppen das Nämliche zu bewilligen, damit er sich seinen Feinden, sey es diesseits oder jenseits des Rheins, widersetzen könne g). Sein Gesandter Gravel, der dieses Schreiben der Reichsversammlung zu Regensburg übergab, begleitete es noch mit einer Denkschrift, worinn er weitläufig zu erweisen suchte, daß das Reich den Spaniern, als einem Mitgliede des Burgundischen Kreises, die verlang-

se

g) Lettre du Roy &c. in Diar. Europ. Tom. 15. Append. p. 334. seq.

te Hülfe nicht leisten dürfe. Dagegen reichten die bevollmächtigten Deputirten des Burgundischen Kreises unterm 18ten Julius neuen Styls ein anders Memorial ein, worinn sie die Aeußerungen des Französischen Gesandten der Länge nach widerlegten. Doch alle auch noch so einleuchtenden Vorstellungen der Spanischen Parthey fruchteten wenig. Was die Stände zum Besten derselben auf dem Reichstage thaten, schränkte sich beynahe einzig und allein darauf ein, daß sie erst alsdann, da der König von Frankreich mit den Waffen in der Hand schon einen Theil jener Länder, worauf er Anspruch machte, verschlungen hatte, ein Schreiben an ihn ergehen ließen, und ihn darinn zum Frieden ermahnten h). Der Churfürst von Maynz, der ohnehin außer seinem Projekte eines beständigen Friedens keinem andern Gedanken einen Platz in seinem Kopfe gestattete, trug, als ihm Castel-Rodrigo, Statthalter in den Spanischen Niederlanden, den Einfall der Franzosen in dieselbe berichtete, und um den Beystand des Reiches ansuchte, nur darauf an, daß die Streitigkeit durch die Vermittelung einiger Churfürsten und Fürsten beygelegt werden möchte. Von den übrigen Reichsständen war noch weniger thätige Theilnahme zu erwarten. Den einen der Churfürsten machte eine jährliche Pension von 800000 Thalern von der Sache seines Vaterlandes abwendig; der andere war ohnehin den Oesterreichern abgeneigt, und hoffte die Polnische Krone aus der Hand des Königs Ludwig zu erhalten; Wieder ein anderer verlor sich so weit, daß er sich für einige tausend Gulden wohl gar in den Schutz, und gleichsam unter die Vormundschaft des Königs von Frankreich begab; er versprach, nur solche Räthe zu halten, welche dem König anständig wä-

h) Theatrum Europ. T. X. p. 474.

wären, und diejenigen, die ihm mißfielen, zu entlassen i). Der Churfürst von Brandenburg, welcher eine Zeit lang den Verführungen der Franzosen herzhaft widerstanden hatte, trat nun selbst in den Rheinischen Bund, gegen welchen er zuvor so sehr geeifert hatte, und versprach, keinem Bewaffneten den Durchmarsch durch seine Länder zu gestatten. Der Landgraf Ernst von Hessen begnügte sich nicht, bey der Gefahr des Burgundischen Kreises gleichgültig zu bleiben, sondern bot dem Könige von Frankreich sogar in einem besondern Schreiben seine beyden Festungen, die er am Rhein zwischen Maynz und Ermenstein hatte, zu seinen Diensten an k). Der König von Dännemark, die Herzoge von Lüneburg und mehr andere beeiferten sich gleichsam in die Wette, sich bey dem Könige von Frankreich beliebt zu machen, und dem Französischen Golde den Zufluß in ihre Chatoulle zu öffnen. Die geistlichen Churfürsten, anstatt ihrem Nachbar, auch nur um ihrer selbst willen, in seiner Gefahr beyzuspringen, sammelten vielmehr, der Vorschrift des Rheinischen Bundes zu Folge, eine Anzahl Truppen, um sie einem jeden entgegen zu setzen, der nach Flandern Hülfstruppen schicken würde. Endlich machte sichs Wilhelm von Fürstenberg zum besondern Geschäfte, an allen Höfen herumzuschleichen, überall die Vortheile, welche die Freundschaft Frankreichs gewähren würde, mächtig zu preisen; man habe sich ja vor den Franzosen nicht zu fürchten; er werde sich mit Wenigem begnügen; es sey besser, daß Spanien einige wenige Städte verliere, als daß ganz Europa

in

i) *Wagner* T. I. p. 213.

k) Lettre du Prince Ernest &c. in des *Lyonne* Memoires au Roy p. 56. seq.

in ein großes Elend verfalle. Die Beredsamkeit dieses nicht ungeschickten Mannes machte, wie ein wohl unterrichteter Geschichtschreiber bemerket, einen desto größern Eindruck, weil er zu gleicher Zeit beynahe Millionen vertheilte, wodurch Europa erkauft wurde l).

Unter solchen Umständen, da die Spanischen Niederlande beynahe ganz ihrem eigenen Schicksale überlassen blieben, war es dem Könige von Frankreich gleichsam ein Spiel, in kurzer Zeit ungemein große Fortschritte zu machen. Er brach am 25sten May 1667 an der Spitze der Hauptarmee nach den Niederlanden auf. Nebst derselben rückten noch zwey kleinere Korps, das eine unter der Anführung des Marschalls d'Aumont, das andere unter dem Marquis von Crequi ins Feld. Letzteres war nur ein fliegendes Korps von 8000 Mann, und hatte den Auftrag, gegen den Rhein zu marschiren, um den Uebergang eines Hülfskorps zu hindern, welches die Spanier etwa vom Kaiser erhalten möchten. In weniger als dreyen Monaten sah man die besten Plätze in Hennegau und in Flandern unter die Herrschaft des Königs fallen. Armentiers, Charleroy, Douay, Tournay, Ath, Oudenarde, Alost und Lille, hatte der König erobert. Der Marschal d'Aumont hatte Bergen, Fürnes, Dixmude und Courtray weggenommen.

Es ist unmöglich, daß solche, den Holländern so nahe, Eroberungen, die ihnen ihre Barriere gegen einen so fürchterlichen Nachbar benahmen, sie nicht in Bewegung sollten gesetzt haben. Ungeachtet der Versiche-

l) *Wagner* loc. cit. p. 213.

sicherung des Königs von seiner aufrichtigen Freundschaft, ungeachtet seiner Betheurungen, daß seine Absicht nicht sey, ihnen nahe zu treten, äußerten sie doch ihr gerechtes Mißtrauen gegen ihn laut, selbst vor dem Angesichte seiner Minister. Um indessen jeder Gefahr so gut als möglich, vorzubeugen, thaten sie dem Könige Vorschläge zu einer gütlichen Beylegung der Streitigkeit, und baten ihn, wenn er ihre Entwürfe nicht annehmlich finden sollte, selbst einige Punkte vorzuschlagen. Sie nahmen es auf sich, die Spanier zur Annahme derselben zu bewegen. Ludwig, der noch immer nicht ganz außer Sorgen war, der Kaiser dürfte den Spaniern zu Gefallen noch Theil an dieser Fehde nehmen, und wohl auch wo nicht alle, doch mehrere Deutsche Fürsten mit hineinziehen, ließ auch wirklich seine Gesinnung in Ansehung dieses Gegenstandes unterm 4ten Julius aus seinem Lager vor Douay an sie gelangen. Anstatt aller übrigen Provinzen, welche der Königinn, seiner Gemahlinn durch den Tod ihres Vaters, des Königs von Spanien, seinem Vorgeben nach, zugefallen waren, foderte er jetzt bloß Franche Comte, das Herzogthum Luxenburg, Cambray, Cambresis, Aire, St. Omer, Bergen, Charleroy, Tournay und Douay mit allen dazu gehörigen Oertern und Rechten, doch mit der Bedingniß, daß die Generalstaaten die Königinn von Spanien zur Einwilligung in die Abtretung dieser Länder bereden; im Falle einer abschlägigen Antwort aber ihre Waffen mit jenen des Königs vereinigen sollten, um die Rechte der Königinn von Frankreich gelten zu machen m). Die Holländischen Großen, welche, damals

m) *Larrey* Histoire de France sous le Regne de Louis XIV. Tom I. p. 530.

mals das Staatsruder führten, van Beuningen, und der Pensionär de Witt genehmigten dieses Projekt, nur mit Ausschluß des Herzogthums Luxenburg, welches, wie sie sagten, den Gränzen ihres Landes über der Maas zu nahe sey. Man brachte auch zugleich für den Fall, wenn der König Karl II. von Spanien ohne männliche Erben mit Tod abgehen würde, ein Theilungsprojekt auf das Tapet.

Um diesen Entwürfen, ehe sie zur Reife gedeihen möchten, entgegen zu kommen, trugen die Spanier zu gleicher Zeit den Generalstaaten Ostende und Namur an, wenn sie in einen Offensiv- und Defensiv-Bund mit ihnen treten wollten, um die Niederlande zu retten; eine große Versuchung für die Holländer, welche ohnehin gern dem Könige die Hände gebunden wünschten! Der Marquis Castel-Rodrigo und der Spanische Gesandte bey den Generalstaaten Don Estevan de Gamarre boten alle ihre Beredsamkeit auf, sie zu überzeugen, daß das Ungewitter nicht bloß den katholischen Niederlanden, sondern zugleich allen sieben vereinigten Provinzen gelte.

Da Ludwig auf der einen Seite durch alle Umstände überzeugt werden mußte, daß die Spanier nicht leicht zu bewegen seyn würden, ein so großes Opfer zu bringen; auf der andern aber sich auf die Standhaftigkeit und Treue der Holländer wenig verlassen konnte: so that er unterm 18ten Nov. einen neuen Vorschlag. Er wolle sich, hieß es darinn, mit der Abtretung jener Plätze begnügen, welche seine Armeen während des letzten Feldzuges eingenommen. Wollten aber die Spanier lieber einen Tausch treffen: so wolle er mit dem Herzogthume Luxenburg, mit Cambray, Cambressis, Douay, Aire, St. Omer,

Ber-

Bergen und Fürnes zufrieden seyn, und Charleroy sollte geschleifet werden. Alle übrigen Eroberungen wolle er den Spaniern zurückstellen. Wollen sie lieber Franche Comte abtreten, als Luxemburg, so wolle er sie dafür annehmen. Doch sollten sich die Generalstaaten in Ansehung dieser großen Herabstimmung seiner Foderungen verbindlich machen, ihre Dienste bey den Spaniern anzuwenden, und sie zur Annahme dieser Bedingnisse zu vermögen; im Falle aber, daß dieses bis zum nächsten März nicht geschehen würde, sollten die Generalstaaten ihre Waffen mit den königlichen vereinigen, um die Spanier zu zwingen, die Hände zum Frieden zu bieten n).

Auch dieser Vorschlag ward von den Spaniern noch zur Zeit verworfen. Sie wollten lieber alles verlieren, als dieses Wenige retten. Ludwig machte daher auch den zweyten Feldzug, und ließ schon am Anfange des Februars 1668 eine Armee unter der Anführung des Prinzen von Conde geradezu nach Franche Comte rücken. Schon am 7ten desselben Monats übergaben die Einwohner von Besançon dem Prinzen die Schlüssel der Stadt. Der König folgte der Armee am 10ten Februar, und bekam Dole durch Kapitulation, worauf sich auch Grey ergab. So ward in einer Zeit von vierzehn Tagen ganz Franche Comte erobert, eine Provinz von 40 Meilen in der Länge, von Norden an bis Süden gerechnet, und von 30 in der Breite. Diese außerordentlichen Fortschritte der Franzosen spornten die Holländer an, das Friedenswerk mit desto größerem Eifer zu betreiben, je mehr

ihre

n) Remarques sur le Procedé de la France, touchant la Negociation de la Paix, in den Memoires de Lyonne p. 10 seq.

ihre Furcht sich dadurch vergrößerte. Sie hatten bereits mit Engelland, mit Schweden und mit einigen Deutschen Höfen Kommunikation darüber gepflogen, ohne deren Gutachten und Beytritt sie in einer so weit aussehenden Sache eigenmächtig nichts unternehmen wollten. Die Spanier hatte indessen die Noth gleichfalls nachgiebiger gemacht, so daß sie nun unter Vermittelung des Pabstes begierig die Hände zum Frieden boten. Unter diesen Umständen traten die Bevollmächtigten von Seite Frankreichs, Englands und der vereinigten Niederlande zu St. Germain zusammen, und kamen endlich am 15ten April 1668 über die Friedenspräliminarien überein. Sie gründeten sich auf dieselben Foderungen, welche der König von Frankreich schon am 18ten Nov. des verflossenen Jahres gemacht hatte. Nun war keine Schwierigkeit mehr vorhanden, daß nicht diese Präliminarien in einen förmlichen Frieden sollten verwandelt werden. Man hatte die Reichsstadt Achen dazu ausersehen, wo er auch am 2ten May desselben Jahres förmlich geschlossen wurde. Frankreich behielt alles dasjenige, was es im verflossenen Jahre erobert hatte, nämlich Charleroy, Bing, Ath, Douay, das Fort Escarpe, Dornick, Oudenarde, Rüssel, Armentier, Cortryck, Bergen, und Fürnes mit allen Zugehörungen, Rechten und Bedingnissen, womit sie Spanien besessen hatte, und gab dagegen dem Könige von Spanien Franche Comte nebst allem demjenigen, was es sonst noch erobert hatte, zurück. Auch wurde festgesetzt, daß der Pyrenäische Friede bis auf das, was der gegenwärtige in Ansehung der beyderseitigen Rechte und Besitzungen änderte, in seiner Kraft bleiben sollte o). Übrigens

gieng

o) Theatr. Europ. T. X p. 762, seq.

gieng die Sache doch gewissermassen nach dem Wunsche des Churfürsten von Maynz hinaus; denn nicht nur er, sondern auch der Churfürst von Cölln und der Bischof von Münster hatten Antheil an der Schliessung dieses Friedens, und unterzeichneten ihn.

Sechstes Kapitel.

Errichtung der Trippelallianz. Verbindung des Königs von Frankreich mit den Kronen England und Schweden, dem Churfürsten von Cölln, und dem Bischofe von Münster. Vergeblicher Versuch Ludwigs, den Churfürsten von Brandenburg zu gewinnen. Krieg mit den Holländern. Bündniß des Churfürsten mit denselben. Friede zu Vossen.

Die durch den Achner Frieden hergestellte Ruhe verbreitete ein allgemeines Vergnügen in Europa, besonders in Deutschland, welches, seiner schlechten Sicherheitsanstalten und großen Gebrechen sich bewußt, doch nie mit sich selbst einig werden konnte, wie diese zu verbessern, und jene zu ihrer Vollkommenheit zu bringen seyen. Auf eine erwünschte Dauer der Ruhe und andere daraus entspringende wohlthätige Folgen zählte man um so mehr, da man sich schmeichelte, daß die sogenannte Trippelallianz dem Frieden zu einer unerschütterlichen Stütze diene, so wie den ehrgeitzigen Absichten Ludwigs einen unübersteiglichen Damm entgegen setze. Da nämlich die Holländer gesehen hatten, daß der König von Frankreich mit den Waffen in der Hand immer weiter um sich grei-

greife, hatten sie, um jede Gefahr von ihrem eigenen Lande abzuwenden mit Herrn Temple und dem Grafen von Dohna, Ministern der Könige von England und Schweden ganz in der Stille ein Bündniß angesponnen, und am 5ten May 1668 glücklich zu Stande gebracht. Die drey verbündeten Mächte sagten sich darinn gegenseitigen Schutz und Beystand zu, im Falle, daß sie von Jemand angegriffen werden sollten. Im Grunde war diese Allianz eine Verbindung, um den Schluß des Friedens zwischen Frankreich und Spanien, der damals noch nicht unterzeichnet war, zu betreiben, und denselben, nachdem er geschlossen war, zu handhaben. Hauptsächlich gieng alles darauf hinaus, die vereinigten Niederlande den raubgierigen Händen eines so unternehmenden Königs, wie Ludwig XIV. war, zu entziehen, und sich jedem weitern Anspruche zu widersetzen, welchen etwa der König einst noch machen möchte p).

Allerdings war dem Könige diese Allianz eine äusserst verhaßte Sache. Allein die hohe Meynung, die er von seiner Macht, seinen unerschöpflichen Reichthümern und der Geschicklichkeit seiner Minister und Gesandten hatte, flößte ihm nicht nur die Hoffnung ein, diesen verhaßten Bund untergraben und zerstören zu können, sondern sich auch an den Haupturhebern desselben, den Holländern, auf eine empfindliche Art zu rächen. Freundschaft mit ihnen war zwar noch von Mazarins und Briennes, ja selbst von Richelieus Zeiten hergebrachter Grundsatz der Französischen Politik; und dieser zu Folge hatte selbst auch Ludwig sich bis-

her

p) *Larrey* Hiſtoire de France ſous le Regne de Louis XIV. Tom. I. p. 537.

her an sie gehalten, doch allezeit unter der Voraussetzung, daß sie die Französischen Absichten besonders auf die nie aus den Augen gelassenen Spanischen Niederlande begünstigen sollten. Nicht so bald hatten sie dahero ihr Mißtrauen gegen die Aufrichtigkeit des Königs geäussert; so fand er sich dadurch ausserordentlich beleidiget, und auf einmal änderte er sein bisheriges politisches System. Die Holländer, die man zuvor aus Staatsabsichten so viel als möglich, zu schonen, und in guter freundschaftlicher Gesinnung zu erhalten gesucht hatte, waren nun der Gegenstand seiner Rachsucht; diese beschloß er bey der nächsten guten Gelegenheit mit Krieg zu überziehen.

Daß die Rache mit Eroberungsplanen vergesellschaftet war, leidet keinen Zweifel. Gelang es ihm, Holland zu unterjochen, so gab es schon keine Macht mehr, die er zu fürchten hatte. Erstreckten sich einmal die Französischen Ufer von Calais bis Emden, was war natürlicher, als daß die nächsten Spanischen Provinzen in den Niederlanden nebst Lüttich seine Herrschaft erkennen mußten, wenn er es nur verlangte? Westphalen, die Länder der Rheinischen Fürsten, die Ems, die Elbe, die Mündungen der Oder, das ganze Baltische Meer stand ihm in diesem Falle offen. Deutschland konnte von mehrern Seiten her beunruhiget, Dänemark in einem einzigen Sommer aufgerieben, die kostspieligen Unternehmungen der Schwedischen Gesellschaft vereitelt, den Flotten und dem Handel Spaniens ein tödtlicher Streich versetzt, und England besonders von dem Besitze der Herrschaft über das Meer verdränget werden. Welchen großen Zufluß die Französische Schatzkammer aus diesem ungemein reichen Lande bekommen würde, läßt sich kaum beschreiben. Kein Land war so reich an gemünztem

und

und ungemünztem Silber, keines hatte einen so großen Vorrath an Bedürfnissen für den Land- und Seekrieg. Frankreich würde sogar die Beherrscherinn des großen Weltmeeres werden, wenn dieser Plan durchgienge.

Vermuthlich hatte Ludwig noch auf einen andern Umstand sein Augenmerk gerichtet, da er mit dem Gedanken umgieng, Holland zu unterjochen. Daß der König von Spanien, der ein sehr schwächlicher Herr war, nach seinem Tode keinen Erben hinterlassen werde, hielt man damals nicht nur für wahrscheinlich, sondern beynahe für eine ausgemachte Sache. Die Generalstaaten hatten in dieser Rücksicht schon damals, als sie an der Stiftung eines Friedens zwischen Frankreich und Spanien gearbeitet, einen Vorschlag zur Theilung derjenigen Länder, welche der König von Spanien hinterlassen würde, auf die Bahn gebracht, weil sie sich leicht vorstellen konnten, daß Ludwig, welcher unter dem Vorwande eines Devolutionsrechtes bereits die Spanischen Niederlande an sich zu ziehen suchte, einst nach der Erlöschung des Spanischen Mannsstammes seinen Anspruch auf alle Staaten dieses Königreiches ausdehnen würde. Im Gegentheile konnte der König von Frankreich aus diesen Bemühungen der Holländer leicht abnehmen, daß sie ihm in seinen Entwürfen, sich auf solche Art zu vergrößern, ein mächtiges Hinderniß seyn, und sich ihm nebst dem Kaiser öffentlich widersetzen würden. Es schien daher nöthig, erst die Holländer zu unterdrücken, und dadurch den Kaiser, der ohnehin zur See wenig vermochte, ihrer Hülfsflotte zu berauben q). Dieses große Hinderniß, welches seinen Absichten im

Wege

q) *Wagner* loc. cit. p. 167 seq.

Wege stand, mit Gewalt wegzuräumen, und die Holländer unter irgend einem Vorwande geradezu anzugreifen, war daher ein Entschluß, den er schlechterdings nicht zurücknehmen konnte. Holland befand sich damals eben nicht in einem solchen Zustande, welcher ihm Furcht hätte einjagen, oder seine Entschlossenheit nur im geringsten erschüttern können. Den Freystaat zerrissen zwo Partheyen, die Oranische und die Löwensteinische, wovon jede ihren mächtigen Anhang hatte, und sich auf Kosten der andern des Staatsruders zu bemächtigen suchte. Die alte Kriegszucht war verfallen, der Militairstand wenig geehret, die Soldaten, Offiziers und Gemeine sparsam bezahlt. Die Festungen befanden sich in schlechtem Vertheidigungsstande; es fehlte an Munition, an Waffen, an Proviant und an Mannschaft. Was konnte wohl Holland allein der Französischen Übermacht entgegenstellen, wenn es vollends Ludwigen gelingen würde, ihm die Alliirten, die es sich durch das dreyfache Bündniß erworben hatte, zu entziehen?

König Karl II. von Engelland war der erste, welcher dem dreyfachen Bunde, vielleicht schon seit seiner Entstehung, niemals aufrichtig ergeben, sich über die Verbindlichkeit desselben wegsetzte, und auf Französische Seite trat. Schon oft hatte der Graf d'Estrades, der während seiner Gesandtschaft in Holland nicht selten große Noth gehabt hatte, das gute Verständniß zwischen Frankreich und diesem Freystaate zu erhalten, seinem Könige einen Wink ertheilet, um eine vortheilhafte Allianz zu schließen, sein Augenmerk lieber auf den König von England zu richten. Er dürfe, schrieb er ihm öfter auf die Freundschaft der Generalstaaten nur so lange rechnen, als er unthätig bliebe, und seine Truppen die Niederlande nicht beträten.

träten. Es sey sicherer und leichter, den König von Engelland in sein Interesse zu ziehen, als eine Republik, welche nie mit gleichgültigen Augen ansehen könne, daß der König seine Herrschaft so nahe an ihre Gränzen hin ausbreite r). In der That war Engelland für Frankreich in Ansehung seiner Lage und Macht ein sehr wichtiges Königreich, und konnte ungemein viel beytragen, die Französischen Absichten entweder zu vereiteln, oder zu unterstützen. Hatten daher die Vorstellungen seines Gesandten d'Estrades schon zur Zeit, als er sie that, auf den König einen ziemlich starken Eindruck gemacht; so ließ er sich bey den gegenwärtigen Umständen noch mehr von demselben einnehmen.

Aber um den König von Engelland vollkommen zu gewinnen, mußte man viele Vorsicht brauchen. Es war schwer, denselben in einen Plan zu verwickeln, welchem sich sein Neffe, der Prinz von Oranien, ohne allen Zweifel widersetzen, und wozu sich höchst wahrscheinlich das Englische Parlament nicht verstehen würde. So entgegengesetzte Interessen waren nicht leicht zu vereinigen. Doch der Französische Hof, stäts unerschöpflich in Rathschlägen, Intriguen und Hülfsmitteln, fand auch hier bald einen Weg, um zu seinem Ziele zu gelangen. Man schickte die Herzoginn von Orleans, eine Schwester des Königs von Engelland, welche einen mächtigen Einfluß auf die Denkart ihres Bruders hatte, zu ihm. Diese spann dort Unterhandlungen in Betreff einer Verbindung zwischen Frankreich und Engelland an, welche man anfänglich geheim hielt. Um der Negoziation mehr Nachdruck zu geben, bediente

r) *Larrey* loc. cit. p. 558.

diente man sich überdieß einer gewissen Demoiselle Querouaille, nachmaliger Herzoginn von Portsmouth, welche die Herzoginn von Orleans mit sich nach Engelland genommen hatte, einer Dame, deren Reizen schwer zu widerstehen war s). Diese geschickten Unterhändlerinnen erreichten bald ihren Zweck, den König von Engelland dem Interesse des Französischen Hofes geneigt zu machen, und der Minister Colbert de Croissi brachte endlich im Jahre 1670 den Traktat zwischen seinem Herrn und dem Könige von Engelland völlig zum Schluße. Letzterer versprach, die vereinigten Provinzen der Niederlande zu Wasser anzugreifen, während daß der König von Frankreich und der Bischof von Münster eben dieses zu Land thun würden. Diesen Prälaten in den gedachten Plan und Bund mit hineinzuziehen, hatte schlechterdings die Noth erfodert. Es war unmöglich, die Niederländischen Provinzen zu Land anzugreifen, ohne durch benachbarte fremde Länder zu gehen. Aus eben diesem Grunde gewann man auch den Churfürsten von Cölln, daß er Theil an der Verbindung nahm. Ersterer war leicht dahin zu bringen, daß er sich in Ansehung dieser Sache mit dem Könige von Frankreich vereinigte. Den unternehmenden ehrgeitzigen Fürsten schmerzte der Verlust, den er im Kriege 1665 erlitten, und Frankreich wußte ihn bey dieser schwachen Seite zu fassen. Mit Freuden ergriff er eine Gelegenheit, welche ihm Hoffnung machte, daß er sich für die Kränkung, die ihm der Friede vom Jahre 1666 verursachet hatte, an seinen Feinden werde rächen, und den empfindlichen Verlust

durch

s) Cette dangereuse Personne etoit une autre Helene, dont il etoit difficile d'eviter les charmes, et ils ne manquerent pas, de faire sur le tendre cœur de Charles II. tout l'effet, que la France avoit esperé. *Larrey* p. 560.

durch andere Eroberungen ersetzen können. Den Churfürsten von Cölln, den ohnehin die erklärten Freunde des Französischen Hofes, die beyden Brüder Franz Egon und Wilhelm von Fürstenberg ganz beherrschten, schläferte man durch das Versprechen ein, man wolle ihm jene Plätze, welche ihm die Holländer weggenommen hatten, wieder einräumen t).

Nicht so leicht war es indessen für den König von Engelland, von seinem Parlamente die nöthigen Subsidien zu dem bevorstehenden Kriege zu erhalten. Zur Theilnahme an der Trippelallianz hatte ihn eigentlich nur der Wunsch der Nation, und der beynahe allgemeine Haß derselben gegen die Franzosen vermocht, und ohne sich der Gefahr einer gänzlichen Verweigerung der Subsidien auszusetzen, durfte er sich nichts merken lassen, daß er von diesem Bündnisse abgehen wolle. Aber auch in Ansehung dieses heicklen Punktes ward bald ein Ausweg gefunden. Der Siegelbewahrer machte dem Parlamente überhaupt die Eröffnung, der König habe mit Schweden, Dänemark, Savoyen, und Spanien wichtige Allianzen geschlossen, welche die Macht des Königreiches befestigen, und dem Englischen Handel große Vortheile bringen würden; um diese Bündnisse zu unterhalten, habe er Subsidien nöthig, übrigens habe die Trippelallianz noch ihre Fortdauer. Er stellte zugleich den versammelten Mitgliedern vor, welche große Rüstungen Frankreich und Holland zum Kriege machten, und wie sehr die Nothwendigkeit fodere, daß man in Engelland eben dieses thue, um die Ehre der Nation und der Monarchie zu erhalten, und damit nicht ihre Nachbarn die Herr-

t) *Larrey* loc. cit. p. 560.

schaft über das Meer an sich reißen. Die Gemeinen ließen sich durch diese Vorstellungen täuschen, und bewilligten dem König eine ansehnliche Summe. Noch nie, saget ein berühmter Geschichtschreiber, hatte sich das Parlament so freygebig bezeigt, und noch nie hatten es der König und seine Minister durch ihre Anschläge weniger verdienet, als dießmal u); denn gewiß ist es, daß diese letztern, anstatt wirklich auf das Beste ihres Vaterlandes Rücksicht zu nehmen, und den König von einem so widersinnigen Schritte, wenn er ihn je aus eigenem Antriebe hätte thun wollen, abzuhalten, durch Französisches Gold gewonnen, ihn vielmehr dazu angeeifert hatten. Hume sagt, dieser Vorfall beweise, daß Carls Minister über die erniedrigende Gewohnheit, sich an fremde Fürsten zu verkaufen, eine Gewohnheit, welche ungeachtet der gewöhnlichen Bösartigkeit der Menschen, doch unter Männern von hohen Aemtern selten zu finden ist, keine Bedenklichkeit sich gemacht, und daß sie sogar ihres Herrn Beystimmung zu diesem entehrenden Verderbniß erhalten haben.

Neben

u) The parliament had never before been in a more liberal humour; and never surely was it less merited by the counsels of the King and of his ministers. *Hume's* History of England vol. VII. p. 467.

v) From this incident it appears, that the infamous practice of selling themselves to foreignprinces, a practice; which, notwithstanding the malignity of the vulgar, is certainly rare among men in high office, had not been scrupled by Charles's ministers, who even obtained their master's consent to this dishonourable corruption. *Hume* loc. cit. p. 464.

Neben dem Könige von Engelland hatte Ludwig sein Augenmerk auch auf den König von Schweden geworfen. Gewann man einmal diesen Monarchen, so war das dreyfache Bündniß getrennet, und das dritte Mitglied desselben, die Republik Holland, konnte alsdann leicht unterdrücket werden. Und gesetzt auch, er wäre nicht zum förmlichen Beytritt zur Französischen Allianz zu bewegen: so war es schon ein großer Vortheil, wenn er nur neutral blieb, und die Holländer durch seine Waffen nicht unterstützte. Das Beyspiel eines so angesehenen Königs mußte, wie man wenigst hoffte, auch in Ansehung der Deutschen Fürsten von großem Gewichte seyn, und sie abschrecken, ihren Nachbarn beyzustehen. Die Französischen Gesandten, wovon sich nun einer nach dem andern gegen die bisherige Gewohnheit am Schwedischen Hofe einfand, gaben sich alle erdenkliche Mühe, die Vortheile zu erheben, welche das Königreich von einer Allianz mit Frankreich zu erwarten habe. Man kannte aber diese Sprache schon, und wußte, von welchem Werthe solche Versicherungen seyen. Die Schwedischen Regierungsräthe, welche während der Unmündigkeit des jungen Königs zugleich mit der Königinn den Staat verwalteten, blieben auf den Vorschlag, den ihnen die Franzosen machten, eine geraume Zeit unschlüßig. Im Grunde waren sie den Holländern gewogen; denn Theils lag den Schweden, wie allen übrigen Mächten daran, daß Frankreich nicht gar zu mächtig heranwachse, Theils zogen sie von den Holländern beträchtliche Vortheile durch den Handel. Wer sollte endlich nicht eingesehen haben, daß, wenn die Niederlande aufgerieben wären, die Freundschaft Schwedens, die man bisher so eifrig gesucht hatte, von keinem Werthe mehr seyn würde? Daß die Franzosen keiner Flotte den Durchzug durch das Meer gestatten wür-

den,

den, als unter Französischer Flagge? So einleuchtend die Wahrheit dieser Betrachtungen war, so gab es doch viele, welche sie entweder wirklich nicht einsahen, oder nicht einsehen wollten. Besonders waren der Kanzler des Königreiches und sein zahlreicher Anhang der Meynung, man müsse doch einmal den Hochmuth der Holländer herabbeugen, die schon keinen mehr ihres Gleichen auf dem Meere dulden, und allen Gesetze vorschreiben wollten. Nachdem Engelland ein anderes System angenommen, habe die Trippelallianz ohnehin aufgehöret. Kurz, die Französischen Unterhändler brachten es durch ihre gewöhnlichen und eben dieselben Künste in kurzer Zeit dahin, daß in Schweden die Parthey ihres Königs die Oberhand erhielt. Man wurde einig, daß diese Krone 10000 Mann zu Fuß, und 6000 zu Pferd zu der Französischen Armee stossen, und der König von Frankreich derselben vom Schlusse dieses Bündnisses an 600000 Thaler, oder, wenn die Stellung einer Armee nicht nöthig wäre, jährlich 400000 bezahlen sollte. Auch machte sich Schweden verbindlich, jeden als seinen Feind zu betrachten, welcher den Holländern in diesem Kriege Beystand leisten würde.

In dieser Lage der Sachen war es fast nicht zu vermeiden, daß nicht auch der Churfürst von Brandenburg mit in das Spiel gezogen wurde, so ungern er an diesen Händeln Theil nahm. Er hatte in Cleve Holländische Besatzung, und überdieß stand er in einer Defensivallianz mit den Generalstaaten, vermöge welcher er verbunden war, denselben gegen ihre Feinde mit Truppen beyzustehen. Es war schwer, in dieser bedenklichen Lage einen Entschluß zu fassen, ohne sich auf der einen oder auf der andern Seite einer Gefahr auszusetzen. Ließ er sie in ihrer Noth ohne Hülfe,

so brach er dadurch die öffentlichen Verträge und Versprechen, die er mit seinem Churfürstlichen Worte bekräftiget hatte: eine Handlung, welche sich mit seiner Ehrliebe und seinem redlichen Charakter schlechterdings nicht vertrug. Stand er ihnen hingegen vertragsmäßig bey, so bekam er den König von Frankreich, und alle, die es mit ihm hielten, zu Feinden. In dem Bündnisse, welches derselbe eben mit der Krone Schweden geschlossen hatte, war bereits ausgemacht worden, wenn auch der König von Frankreich auf Cleve losgienge, welches mit Holländischer Besatzung versehen sey, so wolle man dieses nicht so betrachten, als habe er Deutschland feindselig behandelt; wenn hingegen der Churfürst von Brandenburg sich wegen Cleve regen würde: so wolle man ihn für einen Feind ansehen. Noch größer war die Verlegenheit des Churfürsten, da er sah, daß die Franzosen damit umgiengen, ihn mit in den Bund gegen die Holländer zu ziehen, und zu bewegen, daß er seine Waffen mit den ihrigen gegen dieselben vereinige. Wilhelm von Fürstenberg war der erste, der ihn zu diesem Zwecke zu gewinnen suchte. Er kam unter dem Vorwande, als wäre er von dem Churfürsten zu Cölln abgeschickt, zu ihm, und trug im Namen desselben anfänglich nur darauf an, er möchte mit ihm und andern überlegen, auf welche Art der Krieg zwischen Frankreich und den Niederlanden abgewendet werden, oder wenn dieses nicht möglich wäre, wie man die Ruhe in ihren beyden Ländern erhalten könnte. Er klagte überdieß, um die Absicht seiner Sendung desto mehr zu verbergen, über die große Schläfrigkeit, welche in Regensburg herrsche, und fragte, ob es nicht besser wäre, den Reichstag aufzuheben, der ohnehin den Ausländern nur zum Gespötte diene, weil nichts auf demselben zu Ende komme? Ob man nicht lieber die Churfürsten-

verein erneuern, und eine Zusammenkunft der Churfürsten veranstalten sollte? x). Alles dieses schlug er nur vor, damit man nicht auf den Verdacht gerathen möchte, daß er von Frankreich abgeschickt sey. Nachdem er den Churfürsten auf diese Art vorbereitet hatte, schritt er etwas näher zu seinem Ziele. Was dann, fragte er, in diesen kritischen Umständen zu thun sey? Ob man in dem bevorstehenden Kriege neutral bleiben, oder Theil daran nehmen, und mit wem man es halten solle, mit dem Stärkern oder Schwächern? Dem Churfürsten von Cölln gelte es gleich viel; derselbe glaube aber doch, man müsse die Parthey desjenigen ergreifen, für welchen sich England erklären werde.

Brandenburg hatte allerdings selbst viel Grund zum Mißvergnügen gegen die Holländer, die sich der Herrschaft über so viele Städte in seinem Lande anmaßten, auch sonst vieles unternahmen, was dem Churfürsten nicht angenehm seyn konnte. Auch konnte man wohl vermuthen, die Schweden, Dänen und andere würden nicht ungern sehen, wenn die Holländer gedemüthiget würden; wenn sie aber den König von Frankreich so große Fortschritte machen sähen, so konnte man sich wohl zum voraus Rechnung machen, daß sie sich mit allen Kräften bestreben würden, dieselben zu hemmen. Aber diese Gründe waren viel zu schwach, um die stärkern, die ihm riethen, nichts gegen die Holländer zu unternehmen, zu entkräften. Uebrigens hielt er es für das Zweckmäßigste, sie zu ermahnen, daß sie der Krone Frankreich, wenn dieselbe Beschwer-

den

x) *Pufendorf* de reb. gest. Friderici Wilhelmi Magni Lib. *XI.* p. 739.

den gegen sie hätte, Genugthuung leisten sollten, und ihnen zu erklären, daß er ihnen widrigenfalls seinen Beystand versagen würde.

Fürstenberg ließ sich indessen durch die Aeußerungen, welche der Churfürst bereits gethan hatte, nicht abschrecken. Vergebens stellte dieser ihm vor, eine Verbindung gegen die Holländer verbiete ihm die Lage seiner Länder, besonders würden Cleve und alle seine Besitzungen in Westphalen bis an die Weser ihren Anfällen ausgesetzt seyn. Vergebens bestand er darauf, man müsse die Streitigkeit durch Vermittelung beylegen, wozu er sich erbot. Fürstenberg fuhr fort, zu fragen, was dann zu thun sey, gesetzt die Vermittelung liefe fruchtlos ab, und der Krieg wäre unvermeidlich? Er gestand endlich, der Churfürst von Cölln habe beschlossen, der Parthey des Königs von Frankreich zu folgen. Er sey von demselben nie beleidiget worden, und könne im Gegentheile viel Gutes von ihm erwarten; von den Holländern hingegen habe er viel Schlimmes erduldet, nie etwas Gutes empfangen. Zuletzt legte er dem Churfürsten sogar die Formel eines Bündnisses nicht nur zwischen Churcölln und Brandenburg zur Erhaltung der Sicherheit ihrer Staaten, und selbst zur Erhaltung des Friedens, sondern für den Fall, wenn der Krieg wirklich entstehen sollte, auch zwischen diesen beyden Churhäusern und den Franzosen vor y).

Um auf den Grund der Sache zu kommen, zum Theil auch um zu sehen, was sich zur Abwendung des Krieges thun ließe, schickte der Churfürst den Lorenz Ge-

y) *Pufendorf* loc. cit. p. 741.

Georg Crocow nach Frankreich. Den Holländern hatte er schon zuvor durch seine Minister Vorstellung thun lassen, sie sollten ihr Möglichstes versuchen, um das Ungewitter von sich abzuwenden. Sie hatten auch endlich, als sie deutlich genug wahrnahmen, daß die Französischen Zurüstungen ihnen gelten, den Peter Groot nach Frankreich geschickt, und sich erboten, alles, wodurch sich der König gekränkt finden möchte, sogleich abzuändern, und ihm Genugthuung zu verschaffen. Allein diese Gesandschaft würde, wenn sie auch früher an Ludwigs Hofe angekommen wäre, ihren Zweck verfehlet haben. Um so mehr mußte sie jetzt fruchtlos abziehen, da sich demselben bereits so günstige Aussichten auf vortheilhafte Allianzen geöffnet hatten. Crocow, anstatt den König zum Frieden bereden zu können, erhielt vielmehr eben denselben Antrag, den schon Fürstenberg seinem Herrn gethan hatte, daß sich nämlich derselbe mit dem Könige verbinden möchte. Bald darauf ertheilte man ihm die Nachricht, ein Bündniß zwischen Frankreich und Engelland sey bereits zu Stande gekommen; nur wolle es der König von Engelland noch geheim gehalten wissen, bis mit dem Kriege der Anfang gemacht worden, welcher bis zum künftigen Jahre verschoben werde. Nun verdoppelte die Franzosische Parthey ihre Bemühungen, den Churfürsten von Brandenburg und mehr andere Deutsche Fürsten zur Theilnahme an diesem Kriege zu bewegen. Man bot jenem an, man wolle ihm, wenn es je das Kriegsglück erlauben würde, Wesel und alle ihm zugehörigen Oerter einräumen. Die übrigen Deutschen schläferte man Cöllnischer Seits mit der Versicherung ein, man habe ja nicht die Absicht, den König von Frankreich noch mächtiger zu machen, sondern nur die Holländer ein wenig zu demüthigen, damit die Stände des Reiches die von denselben

selben ihnen vorenthaltene Oerter durch Traktaten wieder erlangen mögen. Sollte der Franzose zu weit gehen, so würden sich alle vereinigen, ihn zum Frieden zu zwingen z).

In dieser kritischen Lage hielt es der Churfürst für das Räthlichste, daß diejenigen, deren Länder der Gefahr zunächst ausgesetzt seyn würden, zum Schutze derselben ein Bündniß unter sich schließen sollten. Diesem Vorschlage zu Folge kamen die Direktoren des Westphälischen Kreises, der Churfürst von Brandenburg, der Pfalzgraf von Neuburg, und der Bischof von Münster zu Bielefeld zusammen, um über ein Vertheidigungsbündniß zu handeln. Dasselbe kam auch am 7ten April 1671 zu Stand. Die versammelten Fürsten versprachen sich gegenseitigen Beystand, wenn einer von ihnen feindlich angegriffen, oder gegen die Reichsgesetze und den Westphälischen Frieden mit Durchzügen, Quartieren, Contributionen, und dergleichen belästiget würde. Die Wirkung dieses Bündnisses hemmte aber bald der Ehrgeiz des Bischofes von Münster, welcher das Kommando über die Landtruppen weder dem Churfürsten noch dem Pfalzgrafen überlassen wollte. Da sich endlich immer mehr zeigte, daß der Bischof von Münster und der Churfürst von Cölln, den man auch in den Bund aufgenommen hatte, von den Franzosen gewonnen seyen: so unterließ der von Brandenburg die Bestättigung des Traktats, und hiemit fiel der ganze Entwurf in sein vorheriges Nichts zurück. Da der Plan mit diesen Fürsten mißlungen war, beschloß der Churfürst, sich an die Schweden, welche damals ihre Allianz mit Frankreich noch nicht geschlos-

z) *Pufendorf.* ibid.

schlossen hatten, an den Kaiser und die Deutschen Reichsstände zu wenden, daß sie zur Erhaltung des Friedens Kriegsrüstungen vornehmen möchten.

Daß von den Deutschen Reichsständen in Ansehung dieses Punktes wenig ersprießliches zu erwarten sey, hätte man freylich leicht voraussehen können. Es mögen zwar wenige Fürsten gewesen seyn, welche nicht einsahen, der Sturz des Holländischen Freystaates könne nicht ohne Erschütterung ihres eigenen Vaterlandes geschehen. Auch würde das Deutsche Reich, wenn es demselben beliebt hätte, 80000 Mann, oder wohl eine noch weit größere Macht in das Feld zu stellen, diesen Verlust kaum empfunden haben, und hätte sich dem ganzen Europa furchtbar machen können. Aber es fehlte an Eintracht und Gemeinsinn unter den verschiedenen Mitgliedern. Jeder Fürst stand in andern Verhältnissen mit auswärtigen Mächten; jeder hatte andere Absichten, ein anderes Interesse. Der außerordentliche Hang der Reichsstände zur Freyheit hatte dem Kaiser außer dem äußerlichen Prunk beynahe keine Macht übrig gelassen. Ihr Wunsch gieng dahin, daß die Macht des Erzhauses Oesterreich vermindert werde, und sie sahen es für einen Vortheil an, daß demselben durch den Westphälischen Frieden Elsaß entzogen worden, und in die Hände der Franzosen gekommen war. Nachdem das Französische Geld angefangen hatte, bey ihnen einen Werth zu bekommen, verschwand jener alte Ruf Deutscher Treue, Standhaftigkeit und Redlichkeit; und Verrätherey war schon kein fremder Name mehr. Kriege, so gemeinnützig und nothwendig sie seyn mochten, wollten sie, weil dieselben dem Privatinteresse des einen oder des andern entgegen waren, lieber durch andere führen laffen, als selbst führen. Selten fand sich ein Reichsstand,

ſtand, der die Bürden, Truppen zu ſtellen, Quartiere zu tragen, Sold zu bezahlen, ohne Murren trug, und ſeine ſeit langer Zeit zuſammengerafften Schätze willig dem Vaterlande hinopferte a). Dazu kam noch die ungemeine Langſamkeit im Gange der Geſchäfte auf dem Reichstage, welche bey den ewigen Berathſchlagungen, Überlegungen der Gründe für und wider die Sache, Bedenklichkeiten, Proteſtationen, Erinnerungen beynahe nichts zu einem gedeihlichen Schluße kommen ließ; die offenbare Unthätigkeit der Geſandten bey der größten Thätigkeit.

Bey einer ſolchen Verfaſſung gelang es den ſtäts geſchäftigen Franzoſen, welche jeden Umſtand ſchlau zu benützen wußten, viel eher die Deutſchen, wenn ſie je nicht gemeinſame Sache mit dem Könige von Frankreich machen wollten, wenigſtens in ihrer Unthätigkeit zu erhalten, als dem Churfürſten von Brandenburg, ſie gegen die Franzoſen in Bewegung zu ſetzen. Die Franzöſiſchen Miniſter liefen ſchon von der Zeit an, da Ludwig den Entſchluß gefaßt hatte, die Holländer mit Krieg zu überziehen, von einem Deutſchen Hofe zum andern herum, um die Fürſten, die ſich um das Zukünftige wenig bekümmerten, durch ihre gewöhnlichen Künſte einzuſchläfern. Und ſie trafen viele an, welche das Schickſal der Niederlande nicht mehr rührte, als wenn die Tartarn die Chineſiſche Mauer mit Gewalt überſtiegen hätten. Die Schweden, obwohl ſie ſelbſt Mitglieder des Deutſchen Reiches waren, hatten in der Folge ſogar die Dreuſtigkeit, die Deutſchen Stände öffentlich auf dem Reichstage zu einem Bündniſſe mit Frankreich einzuladen.

a) *Wagner* Hiſtoria Leopoldi Tom. I. p. 278.

laden b). Der Churfürst von Maynz sah es freylich ein, wie viel dem Deutschen Reiche an der Erhaltung der Holländer liege. Aus diesem Grunde verwandte er sich nicht nur bey Ludwigen, um die Freundschaft zwischen ihm und der Niederländischen Republik wieder herzustellen; sondern ermahnte auch den Kaiser, er möchte für die Wohlfahrt des Reiches sorgen, damit nicht bey Entstehung eines Krieges auch den Rheinischen Prinzen eben dasselbe widerfahre, was der Französische Hof jüngst bey seinem unvermutheten Ueberfalle gegen den Herzog von Lothringen verhänget hatte. Dagegen gab es aber immer zehn andere Reichsstände, welche in dieser Sache entweder nichts thun konnten, oder wollten. Die Länder des Churfürsten von Trier lagen zunächst an den Gränzen Frankreichs, und konnten zuerst von dem Könige verschlungen werden. Derselbe foderte auch wirklich, der Churfürst sollte in Coblenz und Ehrenbreitstein Französische Besatzungen einnehmen. Der von Cölln hatte sich ohnehin, wie der Bischof zu Münster bereits dem Könige gänzlich ergeben. Auf den von Bayern wirkte der Einfluß der nahen Verwandtschaft; denn der Churfürst von Cölln war sein Bruder, und zudem behauptete an seinem Hofe Herrmann Fürstenberg, ein Mann von eben derselben Denkungsart, wodurch sich seine Brüder bekannt machten, den ersten Platz. Dazu kam noch eine große Summe Geldes, wodurch man den Churfürsten unter der Vormundschaft Frankreichs erhielt. Durch diese Hülfsmittel hatte man es wirklich so weit gebracht, daß er nicht nur den Franzosen nach seiner Willkühr handeln ließ, sondern in der Folge den Kaiserlichen Truppen sogar den Durch-

Burg

b) *Wagner* loc. cit.

zug durch sein Land verwehrte, auf dem Reichstage die Foderungen des Königs öffentlich unterstützte, und seinem Bruder Hülfsvölker zuschickte. Der Churfürst von Sachsen liebte die Ruhe, und war von der Gefahr desto weniger gerührt, je weiter sein Land von derselben entfernt war. Doch versprach er, ohne Groll gegen Jemand dem Reiche getreu zu bleiben, und schloß mit dem Landgrafen von Hessen und den Herzogen von Lüneburg ein gegenseitiges Vertheidigungsbündniß. Dem Churfürsten von der Pfalz machte der Haß seiner Nachbarn wegen des neulich mit ihnen gehabten Streits über das Wildfangsrecht den Französischen Beystand nöthig. Überdieß hielten ihn die Bande der Verwandschaft von einem Entschluß gegen Frankreich ab; denn seine Schwester war an den Herzog von Orleans vermählet. Der Pfalzgraf von Neuburg strebte nach der Polnischen Krone, und man glaubte, er hoffe dieselbe aus Französischen Händen zu erlangen. Der Herzog von Braunschweig-Hannover war schon im Begriffe, seine Truppen zu der Französischen Armee zu stoßen; nur seine Verwandten, die Herzoge von Zelle und Lüneburg hielten ihn noch zurück. Die übrigen kleinern Fürsten hatten ohnehin wenig Gewicht, und zitterten um so mehr vor Frankreichs Macht, je mehr sie sich ihrer Schwäche bewußt waren, besonders, da die Französischen Emissärs öffentlich drohten, der Donnerkeil, den man den Holländern schmiede, werde auf sie selbst fallen, wenn sie diese unterstützen werden. Der einzige war also wohl der Churfürst von Brandenburg, der sich vorgesetzt hatte, sich den Franzosen, wenn sie zu bedenkliche Fortschritte thun sollten, mit Ernst zu widersetzen.

Als Ludwig sah, daß er denselben nicht in sein

Intereſſe ziehen, und gegen die Holländer reitzen könne: ließ er durch den von Fürſtenberg ihm den Antrag machen, er möchte wenigſt eine ſtrenge Neutralität beobachten. Dieſer Antrag war beſonders dem Pfalzgrafen von Neuburg willkommen, und er gab ſich viele Mühe, den Churfürſten zur Annahme deſſelben zu bereden. Dieſer hatte aber bereits den Entſchluß gefaßt, den Holländern, jedoch nur in dem Falle zu Hülfe zu kommen, wenn Ludwig ſeine Waffen zu gewaltig ausbreiten, und dadurch das Europäiſche Gleichgewicht in Gefahr kommen würde. Doch hielt er ſeine wahre Geſinnung vor den Franzoſen noch zur Zeit geheim, welches ſie nicht wenig in Verlegenheit ſetzte. Dieſe verdrüßliche Zweydeutigkeit, welche der Churfürſt beobachtete, nöthigte ſie zu wiederholten malen, in ihn zu dringen, er möchte ſich doch einmal deutlich erklären, welcher Parthey er folgen wolle. Ehe er ſeinen Entſchluß durch eine ausdrückliche Erklärung bekannt machte, oder durch eine öffentliche Handlung verrieth, ſchickte er noch einige Miniſter nach Schweden und Dänemark ab, um die Geſinnungen dieſer beyden Höfe auszuforſchen. Erſterer war damals eben in Unterhandlungen mit Frankreich begriffen, und bald darauf, nämlich am 27ſten März 1672 kam das ſchon oben erwähnte Bündniß zwiſchen beyden Kronen zu Stande. Dieſer Umſtand beſtimmte endlich den Churfürſten von Brandenburg, ſich am 20ſten April mit den Holländern aufs Neue zu verbinden, und ihnen ſeinen Beyſtand vertragsmäßig zuzuſichern c).

Was bey dieſem ganzen Hergange am meiſten auffiel, war der Umſtand, daß ſich der Kaiſerliche Hof

c) *Pufendorf.* l. c, p. 794.

Hof bisher so stille gehalten hatte, und beynahe ganz unthätig geblieben war. Vielen kam dieses um so mehr unbegreiflich vor, da es einem jeden in die Augen fallen mußte, daß, wenn es den Franzosen gelänge, die Republik Holland zu unterjochen, auch die Spanischen Niederlande der unfehlbare Raub derselben seyn würden. Einige legten es bereits dem Oesterreichischen Hofe zur Last, daß derselbe versäumet habe, das Bündniß Schwedens mit der Krone Frankreich zu hintertreiben, welches man, wie sie sagten, leicht hätte thun können d). Man war nämlich von Seite Schwedens wirklich schon im Begriffe gewesen, mit dem Kaiser einen Traktat zu schließen; Oesterreichischer Seits hatte man aber noch eine Bedenklichkeit in Betreff eines gewissen Punktes gehabt, und darüber war die Unterhandlung ins Stecken gerathen. Diesen Vorfall hatten die Franzosen benützt, und die Schweden auf ihre Seite gezogen. Allein man darf nur die damaligen Zeitumstände etwas genauer zusammenhalten, um es weniger sonderbar zu finden, daß sich Leopold in Betreff dieser Angelegenheit so zurückhaltend betrug. Nebst dem, daß er vermöge besonderer Traktaten Bedenken trug, seine Waffen gegen einen mit Spanien verwandten König zu kehren, und aus diesem Grunde schon ehemals gezögert hatte, der Trippelallianz beyzutreten, fühlte er sich vermuthlich zu schwach, aus eigenen Kräften einen weitaussehenden Krieg auszuhalten, und auf Unterstützung von Seite des Deutschen Reiches durfte er sich wenig verlassen. Wie wenig die Deutschen geneigt seyen, wenn die Republik Holland oder die Spanischen Niederlande in Gefahr kämen, selbige durch ernstliche Maaßregeln

d) *Pufendorf.* ibid. p. 779.

geln gemeinschaftlich abzuwenden, hatten sie schon damals gezeigt, als man sie zur Theilnahme an der Trippelallianz einlud. Außer denen von Maynz und Trier, bey denen man eine Bereitwilligkeit wahrnahm, wollte kein einziger Reichsstand mit dieser Sache etwas zu thun haben, und die ganze Unterhandlung auf dem Reichstage lief fruchtlos ab. Sehr wahrscheinlich waren auch die Unruhen, die um eben diese Zeit in Ungarn ausgebrochen waren, ein großes Hinderniß für den Kaiser, sich in andere Angelegenheiten zu mischen.

Weil der Kaiser solche Maaßregeln ergriffen hatte, welche auf die Unterdrückung der protestantischen Religion in Ungarn abzielten, weil ferners die Ungarn die Deutschen Besatzungen, womit Leopold alle seine Festungen in Ungarn versehen hatte, nicht dulden wollten, zum Theil auch aus mehr andern Ursachen, entspann sich in diesem Königreiche eine fürchterliche Verschwörung. Die Vornehmsten der Nation waren die Häupter derselben. Man hielt, wie dieses bey solchen Gelegenheiten gewöhnlich der Fall ist, mehrmalen Zusammenkünfte, entwarf Plane, und dreyzehn Comitate traten endlich in ein Bündniß zusammen, warben Kriegsvolk an, und ernannten den Ragoczy zu ihrem Oberhaupte. Die scharfen Todesstrafen, welche Leopold an den Urhebern der Empörung, an den Grafen von Tettenbach, Serini, Nadasti und Frangipani vollziehen ließ, erbitterten die übrigen mißvergnügten Großen nur noch mehr; und da sich hierauf die Ungarischen Stände weigerten, auf einem Landtage, den er ausgeschrieben hatte, zu erscheinen, wenn er nicht zuvor eine allgemeine Amnestie bekannt machen würde: so fand er für nöthig, 30000 Mann nach Ungarn abzuschicken, um die Rebellen zu bezwingen.

Wenn

Wenn gleich diese Unruhen in der Hauptsache bereits gestillet waren: so erfoderte doch die Klugheit, noch ferner auf der Hut zu seyn; und in einer solchen Lage war es für den Kaiser bedenklich, sich in die Angelegenheiten Hollands zu mischen, und Truppen in entfernte Provinzen zu einer Zeit zu senden, da man dadurch seine eigenen in Gefahr setzen konnte. Die vornehmste Ursache aber, warum der Kaiser bisher einen unthätigen Zuschauer abgegeben hatte, lag unstreitig in den Kunstgriffen der Franzosen selbst. Gerade zur Zeit, da der König von Frankreich die bedenklichsten Kriegsrüstungen vornahm, schrieb er an den Kaiser, er möchte ja wegen derselben keinen bösen Verdacht schöpfen, gegen das Deutsche Reich werde er nichts unternehmen, mit allen seinen Anstalten sey es nur darauf angesehen, seine Feinde ein wenig zu züchtigen. Um den Kaiser nebst dem Könige von Spanien und allen katholischen Fürsten noch mehr in eine falsche Hoffnung von Sicherheit einzuwiegen, ließ er durch Priester und Mönche überall ausstreuen, er habe im Grunde keine andere Absicht, als die Ketzerey selbst in ihrem festesten Schlosse anzugreifen, indem die mächtigsten Stützen derselben, die Engelländer und Holländer selbst bemühet wären, sich gegenseitig in den Untergang zu stürzen e). Durch solche Blendwerke brachte er es dahin, daß der Kaiser, ein Herr von vieler Redlichkeit und eben so großem Religionseifer, es sich zur Gewissenssache machte, den Franzosen in seinen Unternehmungen zu hindern, und dem Umsturze der Niederlande ruhig würde zugesehen haben, wenn ihn nicht der Churfürst von Brandenburg aufgeweckt hätte. Im ganzen katholischen Deutschlande fand die-

e) *Pufendorf.* lib. *XI.* §. 50. p. 797.

se abentheuerliche Versicherung des Königs so viel Glauben, daß alles laut darüber frohlockte, alles schon im Geiste die protestantische Religion völlig vertilgt sah, und die Protestanten selbst anfiengen, sich zu fürchten f). Leopold glaubte auch um so weniger, daß die Spanier in Gefahr kommen dürften, da er erst vor Kurzem, nämlich am ersten November 1671 ein Bündniß mit dem Könige von Frankreich geschlossen hatte, welches seines Erachtens deutliche Spuren einer sehr friedfertigen Gesinnung Ludwigs gegen den katholischen König verrieth. Das Hauptsächlichste desselben war, daß Ludwig auf das Feyerlichste versprach, den Achner Frieden mit Spanien zu halten, so daß es dem Kaiser frey stehen sollte, dem Könige von Spanien die Gewährleistung desselben zuzusagen. Dagegen behielt sich Ludwig vor, daß, wenn außerhalb der Kreise und Lehen des Deutschen Reiches, welches die Stände oder Vasallen desselben besitzen, zwischen dem allerchristlichsten König auf der einen, und den Königen von Engelland, von Schweden, und den Staaten der vereinigten Niederlande auf der andern Seite ein öffentlicher Krieg entstehen sollte, wobey jedoch der gedachte Achner Friede von Seite des allerchristlichsten Königs unverletzt bleiben würde, der Kaiser in Ansehung dieser von demselben versprochenen Beobachtung des besagten Friedens gleichfalls verspreche, und sich verpflichte, sich auf diesen Fall, außer einer gütlichen Verwendung seiner Dienste, in einen solchen Krieg nicht einzumischen, und weder durch sich selbst, noch durch andere, noch mit ihnen zu ihrer Vertheidigung, noch mit andern zu eben diesem Zwecke eine Verbindung gegen den allerchristlichsten König einzugehen, noch den besagten Königen von Engelland und Schweden, oder den

f) *Wagner* loc. cit. p. 278.

den Staaten der vereinigten Niederlande, wenn sie Feinde des allerchristlichsten Königs seyn werden, in diesem oben gemeldeten Falle irgend eine Hülfe entweder an Waffen, oder an Geld, Rath, oder auf irgend eine andere Art zu leisten oder zuzuschicken g).

Diese arglistige Aeußerung in einer öffentlichen Urkunde gab den Versicherungen, welche Ludwig in der Folge durch Mönche ausstreuen ließ, ein starkes Gewicht. Leopold zweifelte nicht mehr, die großen Zurüstungen des Königs von Frankreich seyen gegen Niemand andern, als gegen Engelland, Holland und Schweden, und zu keinem andern Zwecke, als zur Ausrottung der protestantischen Religion bestimmet. Eben dieser Umstand, und sein in diesem Bündniße gethanes

g) Ut itaque eo magis mutua amicitia inter Imperatorem et Regem Christianissimum posthac servetur, utraque pars alterius, nec non Regis Catholici utilitatem, honorem ae commodum promoveat, quin etiam sua Majestas caesarea intuitu et ex causa modo promissae a Rege Christianissimo observantiae dictae pacis Aquisgranensis se obligat, et spondet, quod si illaesa permanente. ex parte Regis Christianissimi modo memorata pace extra circulos et feuda Imperii, quos aut quae status aut Vasalli Imperii possident, inter Regem Christianissimum ex una, deinde Reges Angliae et Sueciae et unitos ordines Belgii ex altera parte insurgeret bellum apertum, quod in talem casum et eventum Imperator excepta pacifica interpositione suorum officiorum se non velit immiscere tali bello, nec per se. nec per alios, nec cum his ad illorum defensionem, nec cum aliis ad hunc finem et effectum facere confœderationem contra Regem Christianissimum, nec dicto Regi Angliae, Sueciae aut Ordinibus unitis Belgii, si erunt hostes Regis Christianissimi, in casum supra memoratum dare aut submittere ullum auxilium sive armis sive pecunia, consilio, vel ullo alio modo. *Londorp.* Acta publ. Tom. *IX.* p. 820.

gethanes deutliches Versprechen hielt ihn ab, zur Vereitelung der Französischen Absichten das Geringste zu unternehmen. Da aber mittlerweile sich an den Tag legte, daß Ludwig nichts weniger als einen Krieg mit Engelland und Schweden vorhabe, sondern vielmehr beyde Könige zu gewinnen gewußt hatte, damit sie seine Absichten auf Holland beförderten: mußte nothwendig Erstaunen über die Art entstehen, wie man sich habe täuschen lassen, und Unwillen des Kaisers trat nun an die Stelle der vorherigen freundschaftlichen Gesinnung gegen den Französischen Hof. Diese vortheilhafte Wendung begünstigte ungemein die Absichten des Churfürsten von Brandenburg, welcher in dieser Angelegenheit nicht anders, als gemeinschaftlich mit dem Kaiserlichen Hofe zu Werke gehen wollte. Er hatte bereits den Fürsten von Anhalt an den Kaiserlichen Hof geschickt, und durch denselben dort vorstellen lassen, der Kaiser möchte es doch dahin bringen, daß auf dem Reichstage durch die Stimmen der Stände Krieg gegen Frankreich erkläret werde; er möchte den Churfürsten von Cölln, und den Bischof von Münster von ihrem schädlichen Unternehmen abmahnen, und sorgen, daß die Freyheit der Stadt Cölln, welcher der Churfürst hart zusetzte, aufrecht erhalten werde. Diesem Antrage gab die Nachricht, die man um diese Zeit erhielt, daß der Churfürst von Cölln bereits Kaisersheim, Bonn und andere Oerter durch Französische Truppen habe besetzen lassen, und der König sich auch aller Städte im Clevischen bemächtiget habe, einen besondern Nachdruck. Leopold und Friederich Wilhelm vereinigten sich sogleich durch ein förmliches Bündniß, die Friedensverträge von Cleve, Oliva und Achen aufrecht zu erhalten, für die Freyheit der Stadt Cölln, und der Holländischen Republik zu sorgen, und die Stadt Bremen gegen den König von Schweden,

welcher sie unter seine Bothmäßigkeit zu bringen suchte, zu vertheidigen h).

Gramonville, Französischer Gesandter zu Wien, merkte bald, daß eine Veränderung in den Gesinnungen des Hofes vorgegangen sey, so sorgfältig auch Leopold sich bemühte, seinen Entschluß anfänglich geheim zu halten, weil er erst noch die Anschläge der Feinde näher ausforschen wollte. Jener nahm alle seine Beredtsamkeit zu Hülfe, um den Hintergangenen, wie er sich ausdrückte, ihren Irrthum zu benehmen. Er bewirkte sich sogar die Erlaubniß, öffentlich in der Versammlung des Staatsrathes den Entschluß des Königs, und die Gründe, welche ihn dazu bestimmten, oder die wahre Beschaffenheit der Unternehmungen desselben darstellen zu dürfen i). Seine wortreiche Rede hatte aber keine andere Wirkung, als daß man sie bald darauf in einer beißenden Schrift widerlegte, und der Kaiser auch mit den Holländern sich in ein Bündniß einließ, worinn er ihnen seinen Beystand versprach.

Mittlerweile hatte der König Ludwig, und worüber fast ganz Europa erstaunte, in Gesellschaft mit ihm auch der König von Engelland den Holländern den Krieg erkläret. Das Manifest des erstern war vom 7ten April 1672, und zählte die Ursachen her, welche den König zur Ergreifung der Waffen gegen die Holländer bewogen hatten. Sie hatten sich, hieß es, zum Nachtheile der Krone Frankreich, mit andern in Bündnisse eingelassen, die Verbreitung beleidigender Ge-

h) *Pufendorf.* Lib. XI. §. 51. p. 797 seqq.
i) *Wagner* loc. cit. p. 287. seqq.

Gemälde und Schriften geduldet, und sich überhaupt undankbar gegen Frankreich betragen: die Hauptursache des Grolls, welchen Ludwig gegen sie gefaßt hatte, war wohl diese, daß sie seinem Vergrößerungsplan durch die Trippelallianz einen Damm entgegengesetzt hatten. Es war wohl im Grunde nichts billiger, als daß sie auf solche Art das Ihrige zu retten suchten; aber der König von Frankreich nahm dieses als eine Beleidigung auf.

Zuerst brach der Verabredung zu Folge der König von Engelland los. Noch ehe er den Holländern den Krieg förmlich erklärt hatte, griff er sie unvermuthet zur See an. Er wußte, daß eine reiche Holländische Flotte um diese Zeit aus Smyrna zurück komme, und paßte ihr auf. Unweit Ostende kam es zum erstenmale zum Gefechte. Aber hier lehrte bald die Erfahrung, wie viel der Patriotismus, und das Bewußtseyn, daß man für seine eigene Sache fechte, vermag. Lastschiffe nahmen es mit Kriegsschiffen auf, und am Ende des Treffens konnten sich die Engelländer nicht des geringsten Vortheiles rühmen. Seit dieser Zeit kam es noch einigemale zum Treffen, und allemal trugen die Holländer entweder offenbar den Sieg davon, oder verhielten sich wenigst so, daß der Ausgang des Treffens zweifelhaft war. Desto glücklicher war hingegen der König von Frankreich. Er rückte im April 1672 mit vier Armeen ins Feld; die eine, 53000 Mann stark, führte er selbst an; doch hatte er den berühmten Turenne zur Seite; über die andere hatte der Prinz von Conde, über die dritte der Marschall Crequi den Oberbefehl; die vierte, worüber der Herzog von Luxenburg das Kommando hatte, rückte den beyden geistlichen Fürsten zur Hülfe an. Mit unglaublicher Schnelligkeit thaten die Französischen Heere

außer-

außerordentliche Fortschritte. In ungefähr 2 Monaten eroberte Ludwig mehr als drey Provinzen von Holland, und vierzig Städte, worunter einige, als Rheinbergen, Arnheim, und Utrecht sich ergaben, ehe noch der Schall einer Kanone sie erschreckt hatte, fielen in seine Hände k). Unter allen that Nimwegen unter dem Kommandanten von Weldern dem Türenne den stärksten Widerstand. Nachdem der König in dieser kurzen Zeit Geldern, Utrecht, Zütphen, erobert hatte, rückte er beynahe bis an die Thore von Amsterdam. Es war gleichsam ein Wunderwerk, daß Länder, die von so vielen großen Flüßen beschützet, von so vielen festen Schlössern umgeben, durch so viele Wälle und Sümpfe unzugänglich, und von einem streitbaren und tapfern Volk angefüllt waren, so geschwind, und gleichsam durch einen einzigen plötzlichen Anfall dem Franzosen zur Beute wurden. Aber das Wunderwerk höret auf, ein solches zu seyn, wenn man bedenket, daß das Volk des bisher lange genossenen Friedens wegen, der Waffen nicht mehr gewohnt, und zur Empörung geneigt, und bey dem ungemein heißen Sommer der Übergang über die vertrockneten Flüsse überaus leicht war. Überhaupt befanden sich die Holländer, wie schon oben gemeldet worden, in einem sehr schlechten Vertheidigungsstande, so, daß Ludwig sich im Stande sah, ohne viele Schwierigkeiten fast überall den Meister zu spielen, und einige Große in den Niederlanden schon auf den verzweifelten Entschluß geriethen, dem Könige als Sieger die ganze Republik Holland gegen gewisse Bedingnisse zu übergeben l). Nur die Standhaftigkeit der Einwohner

von

k) *Rinks* Leben und Thaten Leopolds, Th. II. S. 209.
l) *Wagner* loc. cit. p. 296.

von Amsterdam, welche sich diesem Entschluße herzhaft widersetzten, und ihr Land dadurch schützten, daß sie es unter Wasser setzten; und die Hoffnung auf den Beystand der Alliirten, des Kaisers und des Churfürsten Friederich Wilhelms von Brandenburg richtete ihren Muth wieder auf.

Indessen gieng es mit der Hülfe, die diese ihnen leisteten, zimlich schläfrig zu. Leopold sah sich noch zur Zeit durch zu wenig Bündnisse verstärkt; außer jenem mit Brandenburg hatte er noch keines zu Stand gebracht, und auch gegen diesen Bundesgenossen hatte man ihm Mißtrauen eingeflößet; er hatte sogar dem Französischen Gesandten Gramonville versprochen, die Armee, welche er dieses Jahr ins Feld stellen wird, werde keine Feindseligkeiten gegen Frankreich ausüben m). Der Churfürst von Brandenburg brach erst am 19ten August 1672 mit seinen Truppen von Berlin auf; ein Theil derselben zog nach Westphalen, zu dem andern stieß Montecucculi zu Gamstädt im Hildesheimischen. Obwohl nun Friedrich Wilhelm rieth, man sollte gerade zu über die Weser nach Westphalen rücken: so war doch Montecucculi dazu nicht zu bewegen, sondern brachte es dahin, daß die Brandenburgischen Truppen mit ihm nach dem Rhein marschirten. Kaum waren sie eine Strecke fortgerückt, als sie schon mehr mit Schwierigkeiten, die ihnen ihre eigenen Landsleute und Freunde machten, zu kämpfen hatten, als mit den Feinden. Der erste, der ihnen den Durchzug durch sein Land weigerte, war der Churfürst von Trier. Er hatte den Franzosen versprochen, keiner von den streitenden Partheyen denselben

m) *Wagner* loc. cit. p. 296.

selben zu gestatten, und fürchtete ihre Rache, wenn er sein Wort brechen würde. Als man hierauf gegen Frankfurt zugieng, erhielt man auch hier eine abschlägige Antwort, und fand die Brücke abgebrochen. Wenn er die Brücke, sagte der Churfürst von Maynz, den Kaiserlichen frey ließe, so würden auch die Franzosen eben dasselbe fodern. Türenne und Baubrun würden aus Elsaß herbeyeilen, und das ganze Maynzer Land eine Beute ihrer beyden Armeen werden. Man beschloß nun, durch das Pfälzische Gebiet über den Rhein zu gehen; aber der Churfürst von der Pfalz drohte, er wolle in Oppenheim Französische Besatzung einnehmen, wenn man in seinem Gebiete über den Rhein gehen wolle. Er beklagte sich ferner in anzüglichen Ausdrücken, daß der Kaiser zur Zeit, da alles des Friedens genieße, eine Armee durch die Länder der Fürsten führe, welche der Krieg gar nicht angehe, daß er dadurch einen gefährlichen Krieg nach Deutschland ziehe n). Während daß die Alliirten die Zeit mit solchen fruchtlosen Versuchen und daraus entstandenen Streitigkeiten zubrachten, rückte der Winter heran, und die Armeen zogen nach Westphalen in die Winterquartiere. So ward beynahe der ganze erste Feldzug mit Marschen zugebracht, ohne daß nur eine einzige ernsthafte Unternehmung erfolgt war. Nur von Seite der Holländer ward der Bischof von Münster, welcher Gröningen belagerte, genöthiget, unverrichteter Dinge von dieser Festung abzuziehen; im Gegentheile ward seine eigene sehr gute Festung Coverden bey einem starken Nebel überrumpelt und eingenommen.

Nicht

n) *Wagner* p. 290 seq.

Nicht viel lebhafter war, wenigst am Anfange, der Feldzug des Jahres 1673. Da Türenne die Feinde sogar in den Winterquartieren beunruhigte, waren alle Generale der Kaiserlichen und Brandenburgischen Armee der Meynung, man müsse ihm entgegen gehen, und den durch Marsch und Kälte entkräfteten Feind angreifen. Aber um diese Zeit gieng Friedrich Wilhelm schon mit ganz andern Gedanken um, und seine Minister, welche schon lange wünschten, daß er von diesem Kriege abstehen möchte, hintertrieben die Ausführung dieses Planes, damit nicht etwa ein einziges Treffen ihm den Rückweg zur Aussöhnung mit Frankreich abschneiden möchte. Der Churfürst verlangte eine Bedenkzeit über diesen Vorschlag; aber während derselben verstrich die gute Gelegenheit, und Turenne, der die Gefahr in seiner gegenwärtigen Lage sah, zog sich nach Dortmund, wo er mehr Sicherheit hatte. Man kann wohl aus diesem und mehr andern Vorfällen nicht viel anders schließen, als daß es seit dem Anfange dieses Krieges keinem von den dreyen Alliirten wahrer Ernst gewesen, etwas Entscheidendes zu unternehmen; es traf aber auch dießmal ein, was bey solchen Gelegenheiten gemeiniglich geschieht, daß eine Parthey die Schuld mißlungener Entwürfe auf die andere warf.

Besonders stark klagte der Churfürst, daß er beynahe von allen Seiten hintergangen worden. Nicht nur Montecucculi hatte durch sein Zögern, durch seine Unthätigkeit, und durch verschiedene andere Kunstgriffe seine Absichten größtentheils vereitelt, sondern auch die Holländer ihm die versprochenen Subsidien nicht bezahlt; und, damit das Maaß der Beschwerlichkeiten voll würde, so hatten auch die Deutschen Stände, durch deren Länder seine Truppen ziehen

muß-

mußten, grosse Klagen deswegen erhoben, und ihn ungeachtet seiner Versicherungen, daß er diesen Krieg nur zum allgemeinen Besten unternehme, durch nichts unterstützt o). Solche Ereignisse gaben wenig Aufmunterung zu künftigen Unternehmungen, und wirkten so stark auf ihn, daß er bald in allem Ernst auf Mittel dachte, sich auf irgend eine vortheilhafte Art diesem verhaßten Geschäfte zu entziehen. Weil die Spanier durch einen offenbaren Angriff gegen die Franzosen der Sache der Alliirten einen großen Vorschub hätten geben können: drang er mit vielem Eifer in sie, dieses zu bewirken. Er war aber nicht im Stande, sie dahin zu bringen, daß sie sich in Bewegung setzten. Er schickte hierauf Gesandte nach Engelland, und suchte den König zu bereden, daß er Friede mache. Denn es war zu vermuthen, daß, wenn einmal Engelland sich zurückzöge, auch Ludwig desto leichter die Hände zum Frieden bieten würde, und in diesem Falle wäre er, wenn ein allgemeiner Friede erfolgte, von dem Vorwurfe befreyet, daß er seine Alliirten einseitig verlassen habe. Aber auch hier verfehlte er seinen Zweck. Durch sechs Monate seit der Vereinigung der Kaiserlichen und Brandenburgischen Truppen hatten erstere genug gezeigt, daß sie nicht gesonnen seyen, mit den Franzosen anzubinden, und während dieser Unthätigkeit hatte Friedrich Wilhelm beynahe alle seine Westphälischen Besitzungen verloren. Er schrieb daher an den Kaiser: „Da er sehe, daß er von allen seinen Bundesgenossen verlassen sey, so sey ihm nichts anders übrig, als daß er selbst für sich sorge. Seine besten Besitzungen seyen in den Händen der Feinde; die übrigen würden von seinen eigenen Soldaten ausgezehrt;

die

o) *Wagner* p. 290. seq.

die Niederländer hätten seit einem halben Jahre nichts bezahlt; die ganze Last des Krieges läge auf ihm allein; dieselbe auszuhalten sey er nicht im Stande. Niemand werde es ihm daher verdenken, wenn er diejenigen Entschlüsse ergreifen werde, welche die Noth erzeugt „ p).

Es gehöret unter die sonderbaren, zuweilen, und meist gerade zur Zeit, wo man es am wenigsten wünschet, sich ereignenden Fälle, daß der Kaiser gerade jetzt, da der Churfürst im Begriffe war, aus Mangel an Unterstützung sich von ihm zu trennen, ernstlich entschlossen war, das gemeinschaftliche Vorhaben der Alliirten nachdrücklich zu befördern. Nie hätte daher ein solcher Entschluß des Churfürsten zu einer ungelegenern Zeit kommen können, als eben jetzt. Da die Kaiserlichen Minister sich viele Mühe gaben, ihn von seinem Vorhaben zurückzuhalten; so mußte Crocow entgegen vorstellen, „die unvermeidliche Noth treibe seinen Herrn zu einer Trennung von den Verbündeten; wenn er sich zu diesem Schritte nicht verstände, so würde er alle seine Besitzungen jenseits der Weser dem Feinde als eine Beute überlassen müssen. Wenn er auch gezwungen sey, Separattraktaten einzugehen: so werde er doch über dem Bündnisse mit dem Kaiser zur Vertheidigung des Reiches fest halten. Wenn man ihm aber nicht sogleich ein Mittel zeige, wodurch seine Lage gebessert werden könne; so werde es der Kaiser nicht mißbilligen, wenn er sich seinem Vaterland erhält. Es sey auch ein himmelweiter Unterschied zwischen seinem Bündnisse mit dem Kaiser, und dem mit den Holländern. In jenem habe er, wiewohl wider seinen eigenen

p) *Pufendorf* §. 84. p. 839.

nen Wunsch, nichts anders versprochen, als daß er seine Bemühungen, Deutschland zu schützen, mit dem Kaiser vereinigen wolle. Weil daher die Holländer ihn durch die Nichterfüllung des Vertrages in eine solche Noth verfallen ließen: so sey es ihm, besonders da sich mit ihnen niemand, auch nicht einmal der Kaiser, auf solche Bedingnisse, wie er, hatte einlassen wollen, wohl erlaubt, diese Fesseln zu zerreißen. Nichts würde ihn bey der Nachwelt entschuldigen können, wenn er allein die ganze Last des Krieges zum offenbaren Verderben seines Hauses auf sich laden würde „ q).

Dieser letztere Punkt, welchen Crocov in seiner Vorstellung berührte, daß es nämlich dem Brandenburgischen Hause zum größten Schaden gereichen würde, wenn Friedrich Wilhelm länger seinen Bündnissen getreu bliebe, mag wohl zu seinem Entschlusse, sich von seinen Alliirten zu trennen, mehr beygetragen haben, als alle seine oben angeführten Beschwerden. Friedrich Wilhelm hatte allem Ansehen nach keine schlechte Spekulation gemacht. Die Holländer besassen seit geraumer Zeit vertragsmäßig einige Plätze, die ihm zugehörten, und deren Zurückgabe er eben darum, weil sie ihnen als eine treffliche Schutzwehre an den Grenzen dienten, von ihnen nicht hoffen durfte. Machte er sich nun den König von Frankreich durch den Abtritt von dem Bündnisse der Gegenparthey verbündlich: so ließ sich erwarten, daß ihm derselbe am Ende diese Plätze aus Erkenntlichkeit einräumen würde. Er fürchtete zugleich, diese Oerter möchten einst über Kurz oder Lang dem Churfürsten von Sachsen, oder dem Könige von Schweden eingeräumt werden, welche

q) *Pufendorf* §. 85. p. 841. seq.

welche ihm das Herzogthum Cleve schon lange streitig gemacht hatten. Daß der König von Frankreich begierig eine solche Gelegenheit ergreifen werde, den Kaiser dadurch zu schwächen, daran war wohl nicht zu zweifeln r).

Um den Churfürsten zu vermögen, daß er bey seiner Parthey bleibe, und den Krieg fortsetze, stellten ihm die Kaiserlichen Minister vor: der Kaiser werde 30000 Mann nach den Niederlanden schicken, die Spanier werden 15000 hinzufügen, und wenn es nöthig seyn sollte, werde man diese Zahl noch erhöhen. Man werde auch über diese Angelegenheit zu Regensburg einen Vortrag thun, wo die Schlüße ohne Zweifel nach Wunsch ausfallen werden. Man habe auch Hoffnung, die Holländer werden künftig die bedungenen Subsidien richtig bezahlen. Endlich werde man sich auch bemühen, die Herzoge von Zelle und Wolfenbüttel in dasselbe Interesse zu ziehen.

Was das Deutsche Reich betrifft, dessen Theilnahme zu bewirken man versprach, so hatte es wenig Anschein, daß von dieser Seite etwas Fruchtbares zu hoffen seyn dürfte. Schon in verfloßenem Jahre hatte der Churfürst zu Regensburg Vorstellungen thun lassen, um das Reich zur Theilnahme an diesem Kriege zu bewegen. Er richte aber so wenig aus, daß viele Stände vielmehr sein Unternehmen auf der gehäßigen Seite betrachteten, und das Bündniß des Kaisers mit ihm als eine Sache tadelten, welche den Reichsgesetzen entgegen sey, und Deutschland in einen Krieg verwickeln werde. Einige waren offenbar den Franzosen günstig, andere verriethen durch ihre Äußerungen

und

r) *Wagner* loc. cit. p. 304.

und ihr Betragen deutlich ihre Eifersucht gegen den Churfürsten f). Überhaupt nahm man während dieses ganzen Handels an den deutschen Fürsten eine Verlegenheit wahr, die man ehemals nie in einem so hohen Grade an denselben bemerket hatte, und es ist dieses eine von den traurigen Folgen des dreißigjährigen Krieges, daß die Nation fast alles Vertrauen auf sich selbst verloren hat.

Während daß die kaiserlichen Minister bemühet waren, den Churfürsten von seinem Vorhaben abzuhalten, schickte der Pfalzgraf von Neuburg, der schon lange, wahrscheinlich aus Furcht vor den üblen Folgen des Krieges, die Herstellung der Ruhe gewünscht hatte, seinen Rath Stratemann zu ihm nach Minden, und erbot sich, die Aussöhnung desselben mit dem Könige von Frankreich zu bewirken. Da jener erklärte, er würde den Frieden nicht ausschlagen, wenn er billige Bedingnisse erhalten könnte: so schickte der Pfalzgraf eben diesen Stratemann nach Paris, daß er die Gesinnung des Königs ausforsche. Nach seiner Zurückkunft meldete derselbe, der König sey einem Frieden nicht abgeneigt. Wenn aber der Churfürst seine Westphälischen Besitzungen vor dem allgemeinen Frieden erhalten wollte: so sey nothwendig, daß er sich in den Holländischen Krieg nicht weiter mische. Er könne sich aber vorbehalten, daß es ihm, wenn Frankreich das deutsche Reich angreifen würde, frey stehen sollte, demselben beyzustehen. Nachdem Friedrich Wilhelm alle Umstände und alle Gründe für und wider die Sache genau erwogen; beschloß er, den Frieden auf diese Bedingnisse anzuneh-

f) *Pufendorf.* l. c. §. 69. p. 822 seq.

nehmen. Stratemann und Franz Meinders mußten sich zu dem Könige begeben, damit die Friedensformel, welche ersterer mit sich gebracht hatte, mit einigen Veränderungen in den Ausdrücken in ein förmliches Instrument verwandelt werde. Der Traktat kam zu Vossen am 6ten Junius 1673 zu Stand. Friedrich Wilhelm versprach darin, den Feinden Frankreichs keine Hülfe mehr zu leisten, und daß alle Holländische, oder andere fremde Truppen seine Plätze räumen sollten. Der König von Frankreich hingegen machte sich verbindlich, ihm alles, was er bisher im Herzogthum Cleve, im Fürstenthum Minden, in der Grafschaft Mark und Ravensberg, und in andern Gegenden besetzt habe, zurückzustellen, jedoch mit Ausnahme einiger Besitzungen am Rhein, nämlich der Städte Wesel und Rees, welche er indessen bis zum Ende des Krieges mit seinen Truppen besetzt halten wolle. Dem Churfürsten ward die Freyheit vorbehalten, dem deutschen Reiche beyzustehen, wenn Frankreich dasselbe angreifen würde. Hingegen setzte der König zum voraus fest, es sollte als kein Angriff des Reiches betrachtet werden, wenn er gegen einen solchen Fürsten zu Feld ziehen würde, der ihn angegriffen, oder den Feinden der Krone Frankreich mit Verletzung des Westphälischen Friedens Beystand leistete t). Nachdem dieser Friede geschlossen war, schickte Friedrich Wilhelm seinen Minister Crocov nach Wien zu dem Kaiser, und ließ sich dieser Handlung wegen, als wozu ihn die Noth gezwungen habe, entschuldigen.

Der

t) *Pufendorf.* §. 95. p. 851.

Der Abtritt des Churfürsten von dem Bündnisse war für den Kaiser eine um so mehr unangenhme Ereigniß, da das bisherige Gleichgewicht unter den Kriegführenden Partheien zu Land dadurch merklich gestört war. Nichts desto weniger beharrte er auf seinem schon zuvor gefaßten Entschluße, sich der Sache der Holländer mit Ernst anzunehmen. Jetzt war eine thätige Betreibung dieses Geschäftes vermittelst der Waffen wirklich um so zuversichtlicher zu erwarten, da Lobkowitz, welcher dieselbe bisher am meisten gehindert, seinen Einfluß am kaiserlichen Hofe größtentheils verloren hatte. Eine Armee von 30,000 Mann war bestimmet, seine Bundesgenossen zu unterstützen. Als der französische Feldherr Turenne merkte, daß diese Macht gegen ihn anrücke: so zog er, nachdem er die Brandenburgischen Plätze geräumet hatte, nach Waldeck, Nassau, Solms, Wetzlar, und dehnte seine Truppen bis gegen Frankfurt aus. Um aber einen sichern Rückzug zu haben, nahm er die Reichsstädte in Elsaß, Hagenau, Landau, Kaisersberg, Kronweißenburg, Ober-Ehenheim, Münster im St. Gregorienthale, Türkheim und Roßheim weg. In Holland hatten die Franzosen schon im Junius Mastricht erobert. Da inzwischen der Churfürst von Trier sich für den Kaiser erkläret, und Coblenz und Ehrenbreitstein mit kaiserlichen Völkern hatte besetzen lassen; so übten nun die Franzosen in seinem Lande eine fürchterliche Rache aus, und verheerten es weit und breit. Die Stadt Trier ward von ihnen belagert und erobert. Eben so feindselig handelten sie im Maynzischen. Seligenstadt mußte sich auf ihre Drohungen ergeben; Groß-Ost, welches sich ihnen nicht hatte unterwerfen wollen, plünderten sie aus. In der Folge rückten sie unter Turenne durch das Würzburgische bis an Rotenburg,

und bedrohten sogar die kaiserlichen Erbländer mit einem Einfalle. Indessen hatte sich aber Montecucculi nach dem Unterrheine gezogen, und dort seine Armee mit den Truppen des Prinzen von Oranien vereiniget. Nachdem dieses geschehen war, rückte er geraden Weges auf Bonn los, welche Stadt auch am 13ten November 1673 in seine Hände fiel. Dieser Stadt folgten bald mehrere, so daß die Franzosen in dieser Gegend ziemlich stark ins Gedränge kamen.

Siebentes Kapitel.

Kongreß zu Cölln unter Schwedischer Vermittelung. Große Schwierigkeiten bey demselben. Gefangennehmung des Prinzen Willheim von Fürstenberg. Trennung des Kongresses. Abtritt des Königs von Engelland, des Churfürsten von Cölln, und des Bischofes von Münster von der Allianz mit Frankreich, und Friede derselben mit den Holländern. Neues Bündniß gegen Frankreich. Beschluß eines Reichskrieges. Schwedisch-Brandenburgischer Krieg.

Mitten unter diesen kriegerischen Bewegungen fieng gegen alle Erwartung eine günstige Aussicht nach Frieden an, sich zu öffnen. Die Schweden waren es, die sich als Stifter desselben darstellten, und den gesammten Partheien zur Aussöhnung unter ihrer Vermittelung riethen. Keine davon schlug ihr Ansinnen

aus

aus, obschon die Verbundenen, besonders der Kaiser mehr als eine Ursache hatten, gegen die Schwedische Aufrichtigkeit Verdacht zu schöpfen. Den Schweden schrieb man es zu, daß der Churfürst von Brandenburg von der Allianz abgetreten, welches, wie man glaubte, den Verlust von Mastricht nach sich gezogen. Der größte Theil der Schwedischen Reichsräthe stand offenkündig in französischem Solde. Daß sie mit Frankreich erst vor kurzem Bündnisse geschlossen, war gleichfalls nicht unbekannt, und auffallend war es dabey, daß die nach Cölln, wo die Friedensunterhandlungen sollten gepflogen werden, bestimmten Schwedischen Gesandten Sparr und Ehrenstein sogar ihre Reise- und andere Kosten von Frankreich erhielten. Dessen ungeachtet erschienen von allen in diesem Krieg interessirten Mächten Gesandte. Von Seite Frankreichs zeigten sich der Herzog von Chaunes, Courtin und Barillon; von Engelland Jenkings und Williamson, von Spanien Don Emanuel de Lyra und Oudenhoven. Der Kaiser hatte den Grafen von Königseck und den Baron L'Isola, der Churfürst von Brandenburg den Freyherrn Otto von Schwerin den jüngern zu diesem Geschäft abgeschickt. Beverning und Harren vertraten die Stelle der Holländer.

Nachdem diese Gesandten ihre Vollmachten übergeben hatten, thaten die Schweden, als die Urheber dieses Kongresses, und Vermittler des Friedens den Vortrag. Es ließ sich leicht voraussehen, daß, wenn der Krieg während dieser Unterhandlungen fortdauerte, der verschiedene Erfolg desselben auch verschiedene Empfindungen bey den unterhandelnden Partheien, und eben darum auch manigfaltige Veränderungen in ihren Gesinnungen und Entschlüßen hervorbringen würde; und in diesem Falle mußte eine aufrichtige gegenseiti-

ge Annäherung aller entgegengesetzten Partheien, die doch zu einem gründlichen Friedensschluß unumgänglich nöthig war, ungemein erschweret werden. Um dieses Hinderniß zu entfernen, und dadurch den ruhigen Fortgang der Unterhandlungen zu befördern, trugen die Mediatoren sogleich darauf an, daß ein Stillstand der Waffen zwischen den Kriegführenden Partheien bewirket werden möchte. Graf Tott mußte sich in dieser Absicht in das Lager des Königs von Frankreich bei Mastricht begeben, und denselben zu bewegen suchen, daß er diesen Vorschlag bewillige. Allein hier zeigte sichs bald durch die Vereitelung dieses ersten Entwurfes, wie viele Schwierigkeiten man noch in der Folge zu überwinden haben werde. Ludwig erklärte, er könne sich zu einem Waffenstillstande nicht verstehen, bis der Kaiser sich erkläret haben werde, ob er den Holländern beyspringen wolle, oder nicht u). Obwohl nun der Wunsch der Schwedischen Mediatoren in Ansehung dieses Punktes unbefriediget blieb: so fuhren sie doch in ihrem Geschäfte, einen Frieden zu bewirken, unverdrossen fort. Weil es jetzt darauf ankam, zu erfahren, worin die Foderungen der Kriegführenden Partheyen bestehen: so legten dieselben, nachdem die Holländer sich zu keiner Erklärung, was sie abzutreten gesonnen seyen, hatten verstehen wollen, die ihrigen vor. Frankreich verlangte als ein Aequivalent für die eroberten Plätze alles dasjenige, was zwischen der Maas und Schelde begriffen ist. Engelland, welches ohnehin noch keinen Platz in den Niederlanden erobert hatte, wollte sich mit zweyen Seehaven begnügen. Der Bischof von Münster foderte die Stadt Schwoll, das Großamt von Jol-

u) Theatr. Europ. Tom. XI. p. 410.

Jollard, die Twente, Lochem, Groll, Borkelao und die Stadt Brevort. Auch bestand er darauf, daß die Linien und andere Schanzen geschleifet werden sollten.

Das auffallendste bey dieser Unterhandlung war wohl dieses, daß keiner von den Feinden der Holländer daran dachte, ob er eine gegründete Ursache gehabt habe oder nicht, die Waffen gegen sie zu ergreifen, und daß dessen ungeachtet ein jeder von ihnen allein entschädiget werden wollte. Natürlich mußte eine so widersinnige Foderung jene aufbringen, und eben darum das Friedensgeschäft erschweren. Anfänglich zeigten sie sich zwar aus Liebe zum Frieden zur Abtretung einiger Oerter an Frankreich geneigt, und die Mediatoren erschöpften beinahe alle ihre Erfindungskraft, um ihnen bald diese, bald jene Oerter, welche jene abtreten sollten, in Vorschlag zu bringen, und ihnen aus den vielen Entwürfen wenigst einen oder den andern annehmlich zu machen. Im Grunde schienen aber beide Partheien in allen diesen Vorschlägen wenig Befriedigung zu finden. Die Holländer insonderheit verließen sich, wie es scheinet, auf die nunmehro mit Dänemark und Oesterreich geschlossene Allianz und nähere Verbindung mit Spanien, so, daß endlich die ganze Unterhandlung zur Kaltsinnigkeit gedieh, und die Bevollmächtigten schon am Anfange des Septembers im Begriffe waren, von Cölln abzureisen. Nur die eifrigen Bemühungen der Schweden, welche fortfuhren, neue Vorschläge auf die Bahn zu bringen, konnten sie noch zurückhalten.

Da bereits der Kaiser und die Spanier den Krieg gegen die Franzosen beschlossen, die Engelländer ein Seetreffen verlohren hatten, und Coverden vergebens war belagert worden: so machten diese Umstän-

stände so viel Eindruck auf die Gegenparthey, daß sie nun selbst ihren Ton ein wenig herabstimmte. Der König von Frankreich foderte nur Utrecht an der Maas, Breda, Herzogenbusch und einige andere Oerter, und daß man dem Churfürsten von Brandenburg und dem Pfalzgrafen von Neuburg Genugthuung leiste. Der König von Engelland wollte sich nun damit begnügen, daß der Friede von Breda beobachtet werde, daß man ihm die aufgewendeten Kriegskosten ersetze, und eine jährliche Pension für den Heringsfang bezahle. Der Erzbischof von Cölln und der Bischof von Münster verlangten nebst einer bestimmten Summe Geldes nur Ober-Yssel, und einige Oerter in Friesland v). Aber auch diese Foderungen waren schon groß genug, um eine nähere Verbindung der streitenden Partheyen zu hindern. Den geistlichen Fürsten sprachen die Holländer alles rund ab; von Breda und Herzogenbusch wollten sie schlechterdings nichts hören. Da die Gegenparthey dessen ungeachtet auf ihren Foderungen bestand: so erklärten jene: „Es thue ihnen leid, daß Frankreich und Engelland nebst ihren Bundesgenossen sie ohne rechtmäßige Ursache nicht nur überfallen hätten, sondern auch in diesem Kriege noch zu verharren, und ihren Staat zu Grund zu richten gedächten, auch davon nicht abstehen wollten, als auf solche Bedingnisse, welche das unvermeidliche Verderben ihrer Republik, und eine ewige Sklaverey für derselben Einwohner nach sich zöge. Sie seyen daher genöthiget, die Sache der göttlichen Vorsehung zu überlassen, hielten sich aber inzwischen im Gewissen für verbunden, alles, was in ihren Kräften stände, zur Beschirmung ihrer Einwohner wider die unbillige Un-

v) *Pufendorf.* l. c. l. XII. §. 4. p. 873.

Unterdrückung beyzutragen. Diesemnach würden sie nicht zu verdenken seyn, daß sie ihre Zuflucht zu ihren Freunden genommen, und sich genauer mit ihnen verbunden haben, um vermittelst derselben ihre Sachen wieder in den vorigen Stand zu setzen. Sie müßten ihnen hiemit die Eröffnung thun, daß sie unter ihren andern Freunden mit Ihro kaiserlichen und katholischen Majestäten nebst dem Herzoge von Lothringen sämmtlich und gegeneinander traktirt hätten, welche Traktaten nicht nur allein bestättiget, sondern deren Bestättigung auch bereits ausgewechselt worden. Die Sachen seyen folglich in einem solchen Zustande, daß ohne Dazwischenkunft dieser Alliirten, und insonderheit des Herzoges von Lothringen der Lauf dieser Unterhandlungen auf keine Weise fortgesetzt werden könne, es sey dann, daß die Minister des gedachten Herzoges bey denselben zugelassen werden" x).

Diese Sprache verrieth wohl laut genug, wie sehr sich seit kurzer Zeit die Gesinnung der Holländer geändert habe. Wahrscheinlich würde man aber dessen ungeachtet noch ein Mittel gefunden haben, die streitenden Theile näher zusammenzubringen, hätten jene nicht zugleich mit dem Kaiser die Sache des Herzoges von Lothrigen zu der Ihrigen gemacht, und darauf bestanden, daß derselbe an den Unterhandlungen Theil haben müsse.

Ludwig hatte diesen Herzog im Jahre 1668 unvermuthet angegriffen, und aus seinem Herzogthume vertrieben. Jedermann erstaunte über eine so außerordentliche Handlung, welche zuvor durch keine Anzei-

ge

x) Theatr. Europ. T. c. p. 413.

ge der Ursachen war gerechtfertiget worden. Erst, nachdem die Gewaltthätigkeit schon begangen war, machte der König die Beweggründe dieses Verfahrens bekannt: Der Herzog habe zum Nachtheile der Krone Frankreich die Aufnahme in die Trippelallianz gesucht, einige Plätze befestiget, und seine Truppen vermehret. Wohin wohl alles dieses zielte, als auf einen Angriff gegen den König, während daß derselbe auf einer andern Seite mit seinen Feinden zu thun hätte? Das Erstaunen war jetzt, da man diese Ursachen vernommen, beinahe eben so groß, als es zuvor gewesen war, da man noch keine gekannt hatte. Jedem Unpartheyischen mußte es in die Augen fallen, daß es gesuchte, mit Gewalt herbeygezogene Beweggründe seyen, wodurch der König sein Verfahren beschönigen wollte. Die Reichsstände zu Regensburg, an welche sich der Herzog unter andern gewandt hatte, faßten den Schluß, man müsse den Kaiser bitten, daß er sich für den Herzog bey dem Könige verwende, und desselben Wiederherstellung bewirke. Der Kaiser ließ sich diesen Antrag gefallen, und schickte den Grafen von Windischgrätz nach Paris, der ungeachtet aller seiner gründlichen Vorstellungen von dieser Gesandschaft keine andere Frucht davon trug, als die Überzeugung, daß dieselbe fruchtlos gewesen. Seit dieser Zeit bemühte sich der Herzog, fern von seinem Lande, alte Freunde zu erhalten, neue sich zu erwerben, und durch ihre Unterstützung sich wieder in den Besitz seines Herzogthums hineinzuarbeiten. Auf diesen Zweck war auch die Allianz gerichtet, in welche der Herzog mit dem Kaiser und den Holländern trat.

Je mehr diese auf dem Kongreß zu Cölln darauf drangen, daß ihre neuen Alliirten, der Kaiser, der König von Spanien, und der Herzog von Lothrin-

gen

gen in den Friedenshandlungen mitbegriffen seyn, und auch selbst daran Theil haben sollten, desto mehr sträubten sich die französischen Minister dagegen. Was den Kaiser, und den König von Spanien betrifft, so waren sie zwar eben nicht sehr entgegen. Aber gegen die Aufnahme des Herzoges von Lothringen in die Friedenshandlungen eiferten sie heftig. Der König, sagten sie, habe sich bereits erboten, denselben in sein Herzogthum wieder einzusetzen. Wenn sich die Holländer mit dieser Versicherung nicht wollten begnügen lassen: so müsse man nothwendig auf den Schluß verfallen, daß sie wenig Neigung zum Frieden haben. Ludwig fühle wahrlich keinen Beruf, sich in dieser Sache die Hände binden, oder Gesetze vorschreiben zu lassen. Sie hätten auch keine Vollmacht, sich in Unterhandlungen wegen Lothringens einzulassen, oder den Gesandten des Herzoges den Zutritt zu diesem Kongreß zu gestatten y). Allerdings war es ein sonderbares Ansinnen, daß man in die Unterhandlungen über den Frieden zwischen Frankreich und Holland die Angelegenheit des Herzoges von Lothringen einmischen sollte, welche mit jenen gar nichts gemein hatte. Die Schwedischen Mediatoren stellten dieses den Holländern nachdrücklich vor, und gaben sich viele Mühe, sie von dieser Foderung abzubringen. Da aber diese schlechterdings nicht davon abstanden, und die Gegenparthei sich schlechterdings nicht darauf einließ: so fand sich zwischen beyden die alte Kaltsinnigkeit wieder ein, und die Unterhandlung kam aufs Neue ins Stocken.

In-

y) Theatr. Europ. p. 415.

Indessen schien mitten durch diese trüben Aussichten ein Strahl von Hoffnung durchzublicken, daß, wenn gleich die Bewirkung einer allgemeinen Aussöhnung aller streitenden Partheyen kaum zu hoffen war, vielleicht wenigst ein Separatfriede mit irgend einem einzelnen alliirten Frankreichs, besonders mit dem Churfürsten von Cölln zu Stand kommen dürfte. Die Einnahme der Stadt Bonn durch die Kaiserlichen war es eigentlich, welche zuerst eine Veränderung in der Gesinnung desselben hervorbrachte. Die kaiserlichen Minister wußten diese günstige Wendung so gut zu benützen, daß der Churfürst bereits zu verstehen gab, er würde, wenn man ihm seine Residenzstadt Bonn frey geben wollte, den Frieden nicht ausschlagen. Er wollte in diesem Falle von der Allianz mit Frankreich abstehen, und dem Kaiser indessen einige Städte zum Unterpfand einräumen. Auch wollte er sich zu einer leidentlichen Einquartirung in seinen Landen verstehen, bis seine Städte, die unter das Reich gehören, von der französischen Besatzung würden verlassen seyn, wozu er sich bey der Krone Frankreich verwenden würde. Die Entscheidung seiner Streitigkeit mit den Generalstaaten wolle er Schiedsmännern überlassen z). Man freute sich schon dieser günstigen Aussicht auf Frieden wenigst zwischen einzelnen Partheyen, und schöpfte eben darum neue Hoffnung, auch die übrigen Theilnehmer an diesem Kriege miteinander aussöhnen, und so einen allgemeinen Frieden zu Stand bringen zu können; als eine höchst unerwartete Ereigniß allen fernern Unterhandlungen gänzlich ein Ende machte.

Der

z) Theatr. Europ. T. XI. p. 416.

Der Prinz Wilhelm von Fürstenberg, der bisher die Franzosen so offenbar begünstiget, und durch Verführung vieler deutscher Reichsfürsten, und durch gefährliche Intriguen verschiedener Art den kaiserlichen Hof gegen sich aufgebracht hatte, war gewohnt, alle Tage nach der Mittagstafel zu der Gräfin von der Mark zu fahren. Als er am 14ten Februar 1674 eben dieser Gewohnheit folgte: überfielen unvermuthet einige kaiserliche Officiers und Soldaten in einer einsamen Strasse seinen Wagen, und hielten ihn an. Sogleich entstand zwischen seinen Leuten, (er war schon zuvor gewarnet worden, und hatte deswegen ein größeres Gefolge mit sich genommen) und der angreifenden Parthei ein so hitziges Gefecht, daß von beiden Seiten einige auf dem Platze blieben. Die Kaiserlichen behielten aber die Oberhand; Fürstenberg ward gefangen genommen, erst nach Deutz und Bonn, alsdann nach Wien, und endlich in das Schloß zu Neustadt gebracht.

Es ist unglaublich, welche außerordentliche Sensation dieser Vorfall theils unter den anwesenden Gesandten bey dem Kongreß zu Cölln, theils an verschiedenen Höfen machte, und wie laut alles gegen ein solches Verfahren lärmte. Der Magistrat zu Cölln war der erste, der sogleich nach dieser That die Stadtthore schließen, und alle Theilhaber an derselben in Verhaft nehmen ließ, auch einen eigens Abgeordneten nach Wien schickte, um die Ursachen dieses Betragens zu vernehmen. Die französischen Gesandten erhoben überaus heftige Beschwerden, und erklärten, sie wollten zu keinen fernern Konferenzen mit den übrigen Gesandten schreiten, wenn man den Prinzen nicht sogleich wieder in seine vorige Freyheit setzte, und ihm Genugthuung verschaffte. Obgleich Ludwig es im

Grun-

Grunde nicht ungern sah, daß er dadurch einen scheinbaren Anlaß erhalten, den Kongreß zu Cölln abzubrechen; so vermißte er doch sehr ungern ein so taugliches Werkzeug, Deutschland in Verwirrung zu setzen, und überschrieb nach Regensburg und an alle Höfe bittere Klagen über diese seiner Meinung nach verabscheuungswürdige Handlung. Besonders erklärten auch die Schwedischen Vermittler dem kaiserlichen Gesandten Johann Fischer, niemand sey durch diese That mehr beleidiget, als ihr König. Auf seinen Betrieb sey die Stadt Cölln zum Sitze der Unterhandlungen erwählet worden. Man habe sich bisher der Sicherheit wegen nicht so wohl auf die Bürgschaft des Magistrats, als vorzüglich auf die Erklärung, welche der Kaiser zu Regensburg gethan hatte, verlassen a). Esaias Pufendorf, Schwedischer Minister zu Wien erhielt auch durch einen eigenen Courrier die Weisung, selbst am kaiserlichen Hofe sich über dieses Verfahren zu beschweren, und Genugthuung deswegen zu fodern. Er stellte auch in einer deswegen überreichten Schrift sehr nachdrücklich vor: unmöglich könne er glauben, dasjenige, was dem Prinzen von Fürstenberg widerfahren, sey auf Befehl des Kaisers geschehen; die Ehre aller Könige und Prinzipalen sey durch eine solche Handlung empfindlich gekränket worden, und, indem man nebstdem sein feyerlich gegebenes Wort in Betreff eines sichern Geleites gebrochen, habe man zugleich die heiligen Rechte der Gesandschaften verletzt. Vermöge des vom Kaiser gegebenen Wortes hätte der Ort Cölln nicht nur allen Gesandten, sondern auch den Prinzipalen selbst, und ihren Officiren und Dienern hinlängliche Sicherheit geben sollen. Am Schlusse dieser Vorstellung drang er darauf, daß Fürsten-

berg

a) *Pufendorf.* l. c. §. 9. p. 879.

berg auf eine Art, wie es seine Ehre und Würden fodern, wieder zurückgebracht, und die Urheber einer so außerordentlichen That nach Verdienst bestraft werden sollen b).

Der Kaiser ließ diese Klagen und Foderungen nicht unbeantwortet. Sowohl der Reichstag zu Regensburg, als der Kongreß zu Cölln ward von den Gründen unterrichtet, warum man sich für berechtiget gehalten, den Prinzen in Verhaft zu nehmen. Derselbe sey kein Gesandter gewesen; er habe nie ein Beglaubigungsschreiben oder eine Vollmacht vorgewiesen, noch jemals eine Meldung davon gethan, auch nie denjenigen Titel, welcher den Gesandten gebühret, erhalten oder gefodert. Da der Churfürst von Cölln selbst gegenwärtig gewesen, habe ohnehin eine cöllnische Gesandschaft nicht Statt finden können. Gesetzt aber, er wäre wirklich ein Gesandter gewesen: so hätte man sich doch mit Recht seiner Person versichern können. Wer es wohl wagen würde, zu behaupten, man habe vermitelst der Würde eines Gesandten die Freyheit, alles Beliebige gegen das Vaterland ungestraft zu unternehmen? Gesandtschaften seyen deswegen eingeführt worden, um die gegenseitige Freundschaft der Fürsten und Wohlfahrt der Völker zu befestigen. Wer dieses heilige Amt durch Worte oder Thaten mißbrauchet, wer dem Leben desjenigen Fürsten, zu welchem er geschickt worden, nachstellet, den Saamen der Empörung ausstreuet, die Staatsverfassung offenbar umzustürzen suchet, mache sich dadurch der Freyheiten, welche die Gesandten sonst genießen, verlustig, und könne wohl mit allem Rechte bestrafet werden. In Ansehung des Prinzen von Fürstenberg sey

der

b) Theatr. Europ. Tom. XI. p. 567.

der Kaiser um so mehr dazu berechtiget, da ihm derselbe auf mehr als eine Art unterworfen sey. Er sey nicht nur ein Vasall des deutschen Reiches, sondern auch des Erzhauses Oesterreich. Meineidig sey er zu den Feinden übergangen, bekleide die Stelle eines Obersten über ein französisches Regiment, und habe den kaiserlichen Avokatorien keine Folge geleistet. Die Verbrechen dieses in ganz Europa verhaßten Fürsten seyen zu bekannt, als daß es nöthig wäre, sie weitläufig herzuzählen. Des Hochverraths sey er gewiß offenbar schuldig. Er sey der Anstifter des gegenwärtigen Krieges gewesen, und man habe ihn sich rühmen gehört, die Veranstaltung des holländischen Krieges habe ihn ein fünfzehnjähriges Nachdenken gekostet. Er habe den Churfürsten von Cölln zu so weit aussehenden Anschlägen verleitet, und es erhelle durch die That, wie viel er zum Schaden des Römischen Reiches unternommen. Überdieß habe er die kaiserliche Majestät durch anzügliche Reden und Lästerungen beleidiget. Die Könige von Engelland und Frankreich seyen der Meinung gewesen, sie müßten sich durch einen großen Krieg wegen der entehrenden Münzen und Gemälde rächen, welche zu Haag öffentlich verkaufet worden; ob dann wohl der Kaiser zu so groben Beleidigungen gleichgültig schweigen sollte? Die Sicherheit, welche der Stadt Cölln durch den Kaiser zugesagt worden, gehe den Prinzen nicht an. Wäre er ein Gesandter gewesen, oder hätte er sich einem solchem Amte gemäß betragen, so würde er nicht nur in dieser Saadt, sondern im ganzen Reiche sicher gewesen seyn. Einem Privatmann aber, der ein böser Bürger und ein Verräther ist, gebühre nirgends eine Freystätte c).

Bald

c) *Wagner* Hist. Leopoldi. T. I. p. 332. seq.

Bald darauf kam eine öffentliche Schrift zum Vorschein, welche die Beschuldigungen gegen den Prinzen weitläufiger auseinander setzte, und das Verfahren des kaiserlichen Hofes rechtfertigte. Die Schweden gaben sich zwar sehr viele Mühe, diese Behauptungen zu widerlegen. Aber sie mochten sprechen und schreiben, was sie wollten: Fürstenberg blieb in seinem Arrest.

Es ist wahrscheinlich, daß eine von den wichtigern Ursachen der Gefangennehmung dieses Fürsten diese gewesen, daß er den Churfürsten von Cölln von seinem Entschluße, sich dem Interesse des Erzhauses Oesterreich zu nähern, gerade in dem entscheidendsten Zeitpunkte neuerdings abwendig gemacht, und die Unterhandlungen in Betreff eines Privatfriedens zwischen dem Kaiser und dem Churfürsten von Cölln gehindert habe. Aber sein Hauptverbrechen mag wohl ein anderer, dem Erzhause gefährlicher Plan gewesen seyn. Die Franzosen giengen noch immer mit dem Entwurf um, jenes so viel, als möglich zu schwächen. Im Einverständnisse mit ihnen soll Fürstenberg den Vorsatz gehabt haben, die Krone Böhmen dem Erzhause zu entziehen, und demjenigen zu geben, welchen Frankreich zum Kaiser erheben würde. Wenigst gieng dieses Gericht seit der Zeit, da der österreichische Kanzler Hocher den Fürsten zu Protokoll vernommen hatte, unter verschiedenen Personen herum d). So viel ist indessen gewiß, daß er zum Besten der Krone Frankreich ganz Deutschland in Unruhe und Verwirrung gesetzt, und der französischen Herrschaft überall festen Fuß zu verschaffen gesucht hat.

Auf

d) *Pufendorf* l. c. §. 33. p. 905.

Auf das Schicksal der Friedenshandlungen zu Cölln hatte indessen die Standhaftigkeit des Kaisers, welcher den Fürsten ungeachtet aller Vorstellungen nicht losließ, einen entscheidenden Einfluß gehabt. Die französischen Gesandten hatten gleich anfänglich erkläret, sie würden keinen Konferenzen ferner beywohnen, und sich gänzlich von Cölln wegbegeben, wofern man nicht den Prinzen sogleich auf freyen Fuß stellte. Sie schrieben auch unverzüglich an den König, und baten um Verhaltungsbefehle. Diese erfolgten in kurzer Zeit, und der Inhalt derselben gieng dahin, daß sich die Gesandten aus Cölln entfernen sollten. Der Churfürst von Brandenburg, dem die Herstellung eines gründlichen Friedens so sehr am Herzen lag, that alles was in seinen Kräften stand, dieses zu hindern, und die Schwedischen Mediatoren folgten seinem Beyspiele. Da die Franzosen immer auf der Loslassung des Fürsten bestanden: so schlugen die Schweden vor, man sollte dieselbe zur Bedingniß des künftigen Friedens machen. Eben dieser Meynung waren die Engelländer, die Holländer und die zween geistlichen Fürsten. Aber Ludwig nahm auf alle diese Versuche um so weniger eine Rücksicht, je mehr er die Auflösung des Kongresses zu Cölln wünschte, und rief seine Gesandten zurück. Es war leicht vorauszusehen, daß er sich bemühen werde, die Schuld der mißlungenen Friedenshandlungen auf den Kaiser zu wälzen. Man sehe deutlich, sagte er, daß der Kaiser nichts anders gesucht habe, als das Friedensgeschäft zu vereiteln. Nebst dem Verfahren des Kaisers mit dem Fürsten Wilhelm von Fürstenberg gab aber der König noch eine andere Ursache an, die ihn bewog, alle fernern Unterhandlungen aufzuheben. Die Kaiserlichen hatten zu Cölln einen Wagen angehalten, worauf in Fäßern dem Vorgeben nach Brandtewein, in der That

aber

aber eine Summe Geldes befindlich war, welche nach Neus zur Bezahlung der dort stehenden Französischen Besatzung sollte geführt werden. Daß dieses in einer Stadt geschehen, welche selbst auf dem Reichstage während der Friedenshandlungen für neutral erkläret worden, rügte Ludwig sehr scharf, da im Gegentheil der Kaiser der Meinung gewesen war, man könne es nicht dulden, daß aus einer Stadt, welche zum Sitze der Friedenshandlungen bestimmet worden, der Krieg neue Nahrung erhielte.

Auf solche Art zerschlug sich zwar der Kongreß; ohne jedoch gänzlich unfruchtbar gewesen zu seyn: denn der König Karl von Engelland, der Churfürst von Cölln, und der Bischof von Münster thaten Verzicht auf das Französische Bündniß. Sie hatten deutlich wahrgenommen, daß Frankreich, bloß für seinen eigenen Vortheil besorgt, sich wenig um sie bekümmerte. An den Beschwerlichkeiten des Krieges sollten sie Theil haben, aber nicht an der Beute; auch folgten die Gelder nicht so freygebig, wie sie es von dem reichen Ludwig erwartet hatten. Dieses war nämlich damals Französische Sitte, in Versprechungen kein Ziel und Maaß zu halten, so lange dem Hofe daran gelegen war, einen Dritten in seine Netze zu locken, und ihn seinem Schicksale zu überlassen, sobald er im Gedränge war, und demselben keine wichtigen Dienste mehr leisten konnte.

Mit dem Könige Karl hatte es noch ein anders Verhältniß. Die englische Nation, welche gegen die Franzosen von jeher einen bittern Haß im Busen nährte, trug zu den Kosten des Krieges nichts bey. Diejenigen, welche zu diesem Kriege gerathen hatten, beschuldigte sie sogar des Hochverraths. Ein großes Un-

gewitter würde über ihr Haupt herabgestürzt seyn, hätten sie dasselbe nicht mit Hülfe des Parlaments und durch schnelle Herstellung des Friedens zerstreuet. Da überdieß die Krone Spanien schon seit geraumer Zeit erkläret hatte, sie könnte nicht länger neutral bleiben, wenn man die Feindseligkeiten gegen Holland fortsetzte: so vergrößerte sich die Abneigung der Nation gegen diesen Krieg, indem man eine starke Abnahme des Handels, und einen daher rührenden empfindlichen Verlust voraussah, im Falle, daß ein Bruch mit diesem Königreich erfolgen sollte e). Während daß der König von Engelland, durch diese Umstände erschüttert, wankte, gelang es den Holländern, ihn durch Bitten, durch Bescheidenheit und gefälliges Betragen zu besänftigen. Durch alles dieses bewogen, beschloß er dann, mit ihnen einen Separatfrieden auf eben dieselben Bedingnisse zu schliessen, welche der Spanische Gesandte vorgeschlagen hatte. Der Traktat wurde auf den Fuß des Friedens von Breda gegründet. Alle Besitzungen wurden eben so, wie man sie vor dem Kriege gehabt hatte, zurückgegeben. Die Holländer machten sich verbindlich, an Engelland eine Summe Geldes zu bezahlen. Dieser Friede wurde gleich nach seinem Schluße öffentlich bekannt gemacht, und es ist zweifelhaft, ob die Freude darüber in Holland, oder in Engelland größer gewesen ist.

Dem Beyspiele des Königs von Engelland folgte in kurzer Zeit der Bischof von Münster. Zu seiner Bereitwilligkeit, einen Frieden einzugehen, hatte eine große Verschwörung, welche von einigen seiner Unterthanen aus dem Militär- und Civilstande gegen ihn ge-

e) *Hume's* History of England, vol. 7. p. 513. u. f.

gemacht worden, das meiste beygetragen; Man hatte den Anschlag gefaßt, sich an einem bestimmten Tage seiner Person zu bemächtigen, und ihn seinen alliirten Gegnern auszuliefern. Der gemeine Ruf beschuldigte einige kaiserliche Officiers eines geheimen Einverständnisses mit den Verschwornen f). Obwohl der Plan bereits durch einen Theilnehmer noch zur rechten Zeit verrathen, und die Urheber gestrafet worden: so war die Entfernung der Gefahr doch nicht im Stande, dem Bischofe die Furcht zu benehmen, es möchten künftig noch ähnliche Dinge gegen ihn versuchet werden. Da um eben diese Zeit ein mißlungener Versuch, seine Festung Coverden wieder zu erobern, ihm für die Zukunft alle Hoffnung dazu benahm, und ein gegen Westphalen heranrückendes Herr seinem Lande noch ein weiters Unheil verkündigte: so trat er wider seinen Willen von dem Französischen Bündniß ab, und unterzeichnete einen Frieden, worin er den Holländern alles zurückgab, und von dem ganzen Kriege nichts anders davon trug, als das Vergnügen, welches ihm die Befriedigung seiner kriegerischen Neigung verschaffet hatte. Nicht eben so geschwind bequemte sich der Churfürst von Cölln zum Frieden. Es scheinet, er habe sich seiner bisherigen Abhängigkeit von dem Prinzen von Fürstenberg geschämet, und selbige dadurch verläugnen wollen, daß er sich jetzt standhafter bewies, als man es wegen des Eindruckes vermuthen konnte, den die Eroberung seiner Residenzstadt Bonn auf ihn gemacht hatte. Der Friede ward dessen ungeachtet, wiewohl erst am 11ten May 1674, auf die Bedingnisse geschlossen, daß der Churfürst alle während dieses Krieges eroberte Städte und Oerter zu-

f.) *Wagner* Hist. Leop. p. 334.

zurückgeben, die Holländer aber ihm Rheinbergen ohne weitern Anspruch auf diesen Platz überlassen sollten g).

Durch den Abtritt dieser drey Alliirten des Königs von Frankreich bekam die Holländische Parthei sichtbar das Uebergewicht über ihn, besonders da bald darauf auch der Churfurst von Brandenburg, und der von der Pfalz sich an dieselbe anschlossen. Ersterm war in seinem zu Vossen mit Frankreich geschlossenen Frieden die Freyheit vorbehalten worden, die Waffen zu ergreifen, wenn Frankreich das deutsche Reich feindlich behandeln würde, und selbigem beyzustehen. Ludwig ermangelte nicht, ihn gleichsam dazu aufzufodern, indem seine Truppen, während daß er und seine Minister immer von seiner aufrichtigen Liebe zum Frieden sprachen, durch das Land des Bischofes von Würzburg bis nach Rotenburg drangen, und selbst die kaiserlichen Erblande mit einem Einfalle bedrohten. In diesen Umständen, da die Gefahr immer größer wurde, drang der Kaiser sehr nachdrücklich in den Churfürsten, er möchte wieder zur Parthey der Alliirten treten, und seine Waffen zur Aufrechthaltung der Friedensschlüße von Münster, Cleve und Achen mit den Kaiserlichen vereinigen. Nicht weniger munterte ihn seine eigene Sehnsucht nach Frieden, und der Wunsch, die Gefahren des Krieges von dem deutschen Boden zu entfernen, dazu auf. Ludwig gab sich zwar ungemein viele Mühe, ihn von einem Schritte abzuhalten, der ihm so sehr entgegen war. Da er ihm um eben diese Zeit dem Frieden von Vossen zu Folge seine Clevischen Städte, die ihm bekanntlich sehr am Herzen lagen, wieder ein-

ge-

g) *Londorp*, Acta publ. Tom. X. p. 169.

geräumet hatte: so suchte er jetzt den vortheilhaften Eindruck, den diese Zurückgabe seines Erachtens auf den Churfürsten gemacht hatte, durch eine neue Gefälligkeit zu verstärken. Sein Minister Verjus mußte ihm sogar Hoffnung machen, daß man ihm gegen gewisse Bedingnisse noch während dieses Krieges Wesel und Rees zurückstellen werde, welche sich der König indessen vorbehalten hatte; und weil man wußte, wie eifrig Friedrich Wilhelm den Frieden wünsche: so erklärte jener, er habe den Auftrag, einige Vorschläge zu thun, wodurch der Friede in Deutschland befördert werden könnte h). Doch der Churfürst erkannte die Französischen Versprechungen für das, was sie wirklich waren, für feine Kunstgriffe, ihn von der gemeinen Sache des Vaterlandes abwendig zu machen, nnd schrieb dem Kaiser, den die Intriguen der Franzen in Sorgen gesetzt hatten, zurück: wenn er gleich einige Privatvortheile erlangt habe, so werde er nichts destoweniger ein Bündniß mit ihm und den übrigen Alliirten zum allgemeinen Besten sich gefallen lassen. Vollkommen bereit, den Verträgen, welche zwischen dem Kaiser, den Spaniern und den Generalstaaten schon bestanden, beyzutreten, gab er auch sogleich seinem Minister Crocow die Vollmacht, mit denselben zu schließen.

Die erste Schwierigkeit, welche bey diesem Geschäft aufstieß, war, daß der Kaiser, die Spanier, und die Holländer die Unterhandlungen mit einander gemeinschaftlich zu pflegen verlangten, der Churfürst hingegen sich nur mit jedem einzeln einlassen wollte. Den Fortgang der Unterhandlungen hielt zunächst der Um-

h) *Pufendorf.* l. c. §. 31. p. 901.

Umstand nicht wenig auf, daß den Alliirten die Foderungen, welche Friedrich Wilhelm machte, zu überspannet schienen. Der Kaiser, welcher ein Heer von 40,000 Mann ins Feld zu stellen versprochen hatte, erhielt von den Holländern bei weitem nicht so viel an Subsidien, als jener für die Unterhaltung eines weit geringern Heeres verlangte. Man verglich sich aber am Ende doch, indem jede Parthey etwas nachgab. Am längsten konnte der Churfürst mit den Spaniern nicht zu Ende kommen. Der Spanische Gesandte hielt nicht nur mit der größten Strenge über den Aufträgen, die er von seinem Hof erhalten hatte, sondern war wohl selbst die Triebfeder, daß ihm so harte Befehle zugeschickt wurden. Seiner Meynung nach foderte der Ernst des Spanischen Charakters, nicht leicht nachzugeben. Die wichtigsten Gelegenheiten verstrichen zuweilen eines geringfügigen Umstandes wegen, und die kaiserlichen Minister machten ihm öfter als einmal Vorwürfe deswegen. Zuletzt wurden aber auch diese Schwierigkeiten, die er bisher gemacht hatte, gehoben, und das Bündniß kam zwischen dem Kaiser, der Krone Spanien, den Generalstaaten und dem Churfürsten von Brandenburg am 1ten Julius neuen Styls zu Stand. Gegen eine Summe von 200,000 Reichsthalern, wovon die Hälfte Spanien, und die andere Hälfte Holland bezahlen mußte, und mit der Bedingniß, daß ihm überdieß zu den Kriegsbedürfnissen monatlich der fünfte Theil dessen, was in dem Traktat vom Jahre 1672 bestimmt gewesen war, entrichtet werde, verpflichtete er sich, zur schleunigen Herstellung eines billigen und dauerhaften Friedens, 16,000 Mann ins Feld zu stellen i).

Seit-

i) *Pufendorf* §. 35. p. 906. seqq.

Seitdem nach der Beendigung des in der Hauptsache fruchtlosen Kongresses zu Cölln die Holländer theils durch den Abtritt des Königs von Engelland und der zween geistlichen Fürsten von der Allianz mit Frankreich, theils durch das neue Bündniß zwischen ihnen, dem Kaiser, der Krone Spanien, und dem Churfürsten von Brandenburg ansehnlich verstärket worden, war jedermann bedacht, den Krieg nach Kräften fortzusetzen. Aus Frankreich hörte man von nichts als von neuen Mitteln, Geld von dem Volke zu erpressen. Ludwig drohte dem halben Europa mit einer Macht von 300,000 Mann wohlgerüsteter, und eben so wohlgeübter Krieger. Gegen denselben setzte sich der Kaiser mit einer ansehnlichen Armee in Rüstung. General Souches sollte mit einem Theile derselben in die Niederlande, Bourneville mit dem andern nach dem Rhein aufbrechen. Die Holländer versprachen 45,000 Mann aufzustellen, und der Spanische Gouverneur der Niederlande Monterey sagte 30,000 zu. Mit einer solchen Macht wollte man nun Frankreich selbst angreifen, anstatt die Feindseligkeiten desselben abzuwarten. Da es vor Kurzem dem Feldherrn Montecucculi so leicht geworden, durch einen einzigen geschickten Marsch den Marschall Turenne auf viele deutsche Meilen zurück und über den Rhein zu drängen: so glaubten manche, sie würden eben so leicht bis nach Paris vorrücken können. L'Isola hatte nach dieser glücklichen Begebenheit den Muth gehabt, zu sagen: nicht zu Cölln, sondern vor den Pforten zu Paris müsse der Friede unterschrieben werden. Als wenn nicht ein heimelweiter Unterschied wäre, sich gegen ein Heer zu vertheidigen, welches ohne eigenes Interesse bloß auf Befehl seines Anführers ficht, und einen Feind auf seinem eigenen Boden anzugreifen, wo es

um sein eigenes Hab und Gut zu thun ist, und der Enthusiasmus seine Kräfte verdoppelt.

Die Hoffnung einer glücklichen Unternehmung vergrößerte sich, da endlich das Reich anfieng, sich in Bewegung zu setzen. Vergebens hatte bisher ein Kommissionsdekret nach dem andern die Reichsstände zur Theilnahme an diesem Handel aufgefodert. Der Französische Einfluß auf so viele Fürsten des Reiches, die Feilheit so vieler deutscher Minister, und die in Deutschland gewöhnliche Gleichgültigkeit bey auswärtigen Händeln ließ so wenig Hoffnung zu einem thätigen Erfolg übrig, daß man billig gänzlich daran verzweifelte, bis endlich in einzelnen Theilen Deutschlands hier uud da Spuren eines wiewohl noch schwachen Gemeingeistes rege wurden. So betrübt und niedergeschlagen, zum Theil auch von Frankreich gewonnen die Stände der vordern Kreise waren, so entschlossen fiengen dagegen die obgleich von der Gefahr entferntern Nieder- und Obersächsischen Kreise an, sich zu zeigen. Auf einer Versammlung des letztern zu Leipzig wurde am 31ten Julius 1673 die Zusammensetzung des Ober- und Niedersächsischen Kreises mit dem Fränkischen und in euentum mit dem Bayerischen und Schwäbischen festgesetzt. Das Nämliche ward auch auf der Versammlung zu Mühlhausen, welcher Deputirte aus diesen beyden Kreisen, so wie aus dem Fränkischen beywohnten, am 11ten August bestättiget, obgleich der ebenfals anwesende Französische Gesandte Gravel umständlich darzuthun suchte, wie sehr seinem Könige die Wohlfahrt des deutschen Reiches am Herzen liege, und wie bereit derselbe sey, seine Völker aus Deutschland zurückzurufen, wenn nur der Kaiser eben dasselbe thue k). Es ward aber noch kein Ernst gezeigt, daß

k) Theatr. Europ. T. c. p. 385.

daß man von Seite der deutschen Reichsstände wirklich Hand an das Werk legen wolle, bis die wiederholte feindselige Behandlung der Churpfälzischen Lande einen bis dahin noch ungewohnten Eindruck auf sie machte.

Der Churfürst Karl Ludwig hatte seit dem Anfange seiner Regierung sich die Erhaltung guter Nachbarschaft, und selbst der Freundschaft Frankreichs zum Hauptaugenmerk gemacht, auf welche er in der Folge um so sicherer zählen zu dürfen glaubte, da seine Schwester Ludwigs Bruder, den Herzog von Orleans geheyrathet hatte. Allein er hatte sich in seiner Rechung sehr betrogen. Nicht nur erlaubte sich die Französische Garnison in Philippsburg ewige Plackereien gegen das Pfälzische Gebiet, sondern Turenne, sey es aus Unmuth über sein fehlgeschlagenes Unternehmen, oder ganz Deutschland in Schrecken zu setzen, übte auf seinem Rückzuge durch die Pfalz mehr als feindliche Ausschweifungen durch Morden, Brennen, und Eintreibung ungeheurer Kontributionen aus 1). Die Pfälzischen Räthe sagten dem Französischen Gesandten Marquis de Bethüne in einer Konferenz, daß das Land durch diesen Marsch völlig ausgesaugt, und bey-

1) *Voltaire* le siecle de Louis XIV. Tom. II. p. 4. seq. edit. 1768, der dem Könige von Frankreich zwar gerechte Vorwürfe darüber machet, daß er ein Land, mit welchem er noch nicht in offenbarem Kriege stand, so grausam behandeln ließ, bey allem dem aber die Sache so vorstellet, als wäre derselbe zu entschuldigen. Nach dem Bericht einiger Geschichtschreiber soll der Churfürst von der Pfalz von Unmuth über die Mißhandlung seines Landes hingerissen, den Feldherrn Turenne auf ein Duel herausgefordert haben, welches aber Voltaire bezweifelt.

beynahe zu Grund gerichtet worden m). Es ist unbegreiflich, daß Männer, wie ein Turenne, ein Conde, entweder die Nothwendigkeit einer Kriegszucht nicht einsahen, oder nicht im Stande waren, sie zu handhaben. Wenn auch die deutschen Armeen noch nicht so verfeinert waren, daß sie nicht zuweilen Ausschweifungen begangen hätten: so mußten ihnen doch die Fränzösischen Heere außerodentlich weit nachstehen, besonders der Armee unter Friedrich Wilhelm von Brandenburg, und der kaiserlichen unter Montecucculi.

Dem Churfürsten von der Pfalz, der sich bis daher durch die so oft wiederholten Zusicherungen der Freundschaft von Seite Frankreichs, wie so viele andere deutsche Höfe, hatte einschläfern lassen, schien das zuträglichste zu seyn, wenn er bey Ludwig über das Betragen der Truppen Turennes Beschwerden führte, und den Ersatz des verursachten Schadens foderte. Nichts als leere, obschon vielversprechende Worte konnte er erhalten. Dieß geschah indessen nur öffentlich. Zu Hause zeigte er sich vielmehr beleidiget, daß sich der Churfürst nicht dazu verstehen wollte, den Französischen Druck mit Geduld zu ertragen. Wie? sagte er zu seinen Ministern, der kleine Churfürst von der Pfalz will es wagen, sich dem Könige von Frankreich zu widersetzen? n). Um sich wenigst für das Künftige sicher zu stellen, wandte sich Karl Ludwig an die benachbarten Kreise, und da er von diesen nicht sogleich eine befriedigende Antwort erhielt, an den Kaiser, der ihm nicht nur Beistand an Truppen, sondern auch thätige Verwendung für seine Sa-

che

m) Theatr. Europ. T. XI. p. 574.

n) *Pufendorf* L. XII. §. 30. p. 899.

che am Reichstage, und bey den Versammlungen der Kreise versprach. Dadurch ermuntert, verfiel er auf den Gedanken, dem Kaiser ein förmliches Bündniß anzutragen. Ehe aber solches geschah, oder vielleicht geschehen konnte, fand einer seiner Räthe oder Vertrauten Mittel, dem Französischen Hofe nicht nur von diesem Vorhaben, sondern auch von den Punkten, worauf die Verbindung beruhen sollte, Nachricht zu geben: er mag sie nun aus dem Munde des Churfürsten, oder durch Einsicht der Instruktion, die für den zu diesem Geschäfte ausersehenen geheimen Sekretär Johann Friedrich Seiler ausgefertiget worden, erfahren haben.

Das Wunderbarste dabey war, daß, ehe noch zu Wien die Unterhandlungen darüber angefangen worden, der noch zu Cölln anwesende Französische Gesandte Courtin sich gegen die Schweden äußerte, „der Churfürst von der Pfalz habe einen Traktat mit dem Kaiser geschlossen, worin er sich verpflichtet habe, mit Frankreich zu brechen, und wenn man es begehren würde, dasselbe anzugreifen o). In dem hernach zu Stand gebrachten Traktat versprach der Kaiser dem Churfürsten 2000 Mann zu Fuß und 500 zu Pferd erfolgen zu lassen, sobald er es begehren werde. Dagegen machte sich letzterer anheischig auf Verlangen der kaiserlichen Generalität nicht nur diese ihm überlassene Völker, sondern auch seine eigene, so viel es ohne Abbruch der nöthigen Garnisonen geschehen könne, zur kaiserlichen Armee stossen zu lassen. Dafür sollte er eine Summe von 50,000 Reichsthaler genießen. (Diese ihm wirklich zugesagte Summe forderte der Chur-

o) Theatr. Europ. T. c. p. 575.

Churfürst als eine von den Traktaten des Westphälischen Friedens und des Nürnbergischen Exekutionsrezesses zugesagte Schuldforderung). Darneben sollte er die Stadt Germersheim dem Kaiser in die Hände liefern. (Nicht Germersheim, sondern Kaiserlautern bedung sich der Kaiser mit seinen eigenen Völkern besetzen zu dürfen). Der König, fuhr Courtin fort, habe daher den Marquis de Bethüne an den Churfürsten gesandt, um diesem Vorhaben zuvorzukommen, und ihm Genugthuung wegen des Vergangenen, und Sicherheit wegen des Künftigen anzubieten: würde dieses nichts fruchten, so sollte Bethüne den zween Generallieutenants Rochefort und Vaubrun es wissen lassen, ihre Ordre zu vollziehen, nämlich Germersheim zu besetzen, ehe noch dieser Ort dem Kaiser überliefert seyn würde " p). Zuvorzukommen war eine der Lieblingsmaximen Ludwigs, und in seinem Sinne war es Schande, sich den Krieg eher erklären zu lassen, als selbst zu erklären. Dießmal hatte er aber gewiß Ursache, es sich gereuen zu lassen.

Berhüne erschien in der That am Anfange des Februars bey dem Churfürsten, stellte ihn wegen des Bündnisses zur Rede, und als derselbe auf sein churfürstliches Ehrenwort versicherte, daß ihm nichts davon bekannt sey, erbot sich Bethüne, ihm eine Abschrift desselben in lateinischer Sprache, ein offenbar unterschobenes Machwerk vorzuzeigen. Da der Churfürst dessen ungeachtet fortfuhr, die Behauptung des Franzosen zu verneinen, wie er es auch würklich damals konnte; säumte Bethüne nicht, den beyden Generalen die Weisung zu geben, sich zu Folge der königs-

p) Theatr. Europ. Tom. XI. p. 575.

niglichen Befehle von Germersheim Meister zu machen, welches um so leichter geschehen konnte, da das Schloß nur 30 Mann zur Besatzung hatte. Karl Ludwig, dadurch ungemein betroffen, beschwerte sich schriftlich bey den Generalen über diese gewaltsame Handlung; allein Vaubrun antwortete nicht, und Rochefort schrieb zurück: er hätte die Ehre, ein gebohrner Franzose, und des mächtigsten Königs auf dem ganzen Erdboden Diener zu seyn, dem er allein Rechenschaft seines Thuns und Lassens zu geben habe q).

Vielleicht würde sich der Churfürst noch länger zurückgehalten haben, als offenbarer Feind der Krone Frankreich aufzutreten: hätten nicht die Franzosen von nun an durch Rauben, Morden und Brennen alle seine Geduld vollends ermüdet. Er schloß daher ein Bündniß mit dem Kaiser, dessen Punkte in der Hauptsache wirklich diejenigen waren, welche dem Könige von Frankreich verrätherischer Weise waren entdecket worden. Auch wandte er sich seit dieser Zeit zu wiederholten Malen an den Churfürsten von Brandenburg um Hülfe, und ließ eine Vorstellung nach der andern zu Regensburg thun.

Da mittlerweile die Franzosen auch die Straßburger Brücke zernichtet, und sich der in Elsaß noch übrigen Reichsstädte Colmar und Schlettstadt, die ihre in dem Westphälischen Frieden ihnen zugesicherte Reichsunmittelbarkeit ungeachtet vieler Beeinträchtigungen wenigst dem Aeußern nach bis daher behauptet, und anderen Erhaltung dem Reiche sowohl wegen seines Handels mit den Gegenden jenseits des Rheins, als auch

wes

q) Theatr. Europ. loc. cit.

wegen der allenfalls nöthigen Übersetzung der Truppen außerordentlich viel gelegen war, bemächtiget hatten; da sie zugleich in dem Lüttichischen und Trierischen, und an mehrern Orten die nämlichen Unmenschlichkeiten, wie in der Pfalz, ausübten, und der Kaiser nicht nachließ, dringende Auffoderung an das Reich ergehen zu lassen: so erfolgte endlich am 31sten März 1674 das merkwürdige Reichsgutachten, worin sich sämmtliche Stände des Reiches verbindlich machten, dem Churfürsten von der Pfalz, und andern von fremder Gewalt bedrängten Ständen nach Inhalt der Reichskonstitutionen, und des Westphälischen Friedensinstruments von Reichswegen und dergestalt an die Hand zu gehen, und nachdrückliche Rettung zu verschaffen, damit derselbe des gewaltthätigen und feindseligen Ueberzugs wieder befreyet, und neben den übrigen Churfürsten und Ständen im friedlichen Stand erhalten werden möge, wobey insonderheit auch die einstmalige Feststellung des puncti Securitatis, auch die wirkliche Aufbringung der Mannschaft in den Kreisen, wo es daran noch ermangelt, vornehmlich aber eine rechtschaffene einmüthige Zusammensetzung zwischen dem höchsten Oberhaupt, und dessen Gliedern, für besonders ersprüßlich und nothwendig gehalten worden r). Diesem Reichsgutachten folgte am 7ten April ein zweyter Schluß des Reichstages nach, daß man auch dem Churfürsten von Trier und anderen bedrängten Ständen mit unverlängter, rechtschaffener, wirklicher Zusammensetzung, wie es die Rettung des allgemeinen Vaterlandes, der Westphälische Friede und die Reichssatzungen ohnedem erfodern, an die Hand gehen wol-

le,

r) Pachners von Eggenstorf Sammlung der Reichsschlüße Th. 1. S. 705.

le, damit derselbe von aller dergleichen Bedrängniß förderſamſt befreyet werde, und hinführo allerdings entübriget bleibe, wie auch wegen alles erlittenen Schadens geziemende Genugthuung erhalten möge f). Es ist merkwürdig, daß, so lange der Französische Minister Gravel sich auf dem Reichstage zu Regensburg befand, ungeachtet wiederholter dringender Bitten der bedrängten Reichsstände um Beystand, ungeachtet aller kaiserlichen Kommissionsdekrete es nie konnte dahin gebracht werden, daß etwas Ernstliches zum Besten der leidenden Stände gegen den König von Frankreich beschlossen wurde; Sobald aber durch die persönliche Entfernung dieses Ministers, welcher vom Kaiser unterm 19ten März 1674 die Weisung erhalten hatte, Regensburg in dreymal vier und zwanzig Stunden zu verlassen, auch sein mächtiger Einfluß auf die Reichsversammlung entfernt war, die gedachten Schlüße ohne viele Schwierigkeit zu Stand kamen.

Von mehrern Orten her, und besonders aus Sachsen und Franken setzten sich Truppen nach und nach in Marsch; aber bey weitem nicht mit solchem Eifer, daß der gemeinen Sache, und dem gedrückten Churfürsten von der Pfalz sonderlich geholfen ward. Der Kaiser drang zwar in mehrern Kommissionsdekreten darauf, daß das Reich sich bereit halten, und seine Völker ohne Zeitverlust mit den Kaiserlichen vereinigen möchte. Aber es rückte das Monat Julius heran, und es war in Ansehung der zu diesem Kriege nöthigen Anstalten von Seite des Reiches noch nicht alles berichtiget. Indessen hatte Ludwig, der mit dreyen Armeen ins Feld gerückt war, die wichtigsten Fortschrit-

f) Pachner loc. cit. S. 706.

schritte gethan. Außerdem, daß er mit einer Armee, an deren Spitze er selbst erschienen war, in wenigen Wochen ganz Burgund unter seine Botmäßigkeit brachte, gieng der Prinz von Conde mit der andern auf die Holländer los, und mit der dritten brach Türenne in Deutschland ein. Auf diesen stieß am 6ten Junius die kaiserliche Armee bey Sinsheim; dort kam es zwischen beyden zu einem ernsthaften Treffen, nach welchem die Franzosen das Schlachtfeld behaupteten. Bald darauf rückte Türenne wieder im Pfälzischen ein, und erneuerte seine Grausamkeiten. Indem er hierauf den Kaiserlichen, welche sich gegen Straßburg hin gezogen hatten, auf den Fuß folgte, ließ sich Bourneville mit ihm bey Holzheim in ein Treffen ein, welches weder zum Vortheile der einen, noch der andern Parthey entscheidend war. Hätte man die Ankunft des Churfürsten von Brandenburg, der eben mit 20000 Mann auf dem Marsche war, abgewartet; so hätte wahrscheinlich dieses Treffen eine ganz andere Wendung genommen. Da nun Turenne nach der Ankunft der Brandenburgischen Armee sich bis an die Gebürge von Lothringen zurückzog: so war auch in der Folge dieses Feldzuges wenig mehr ausgerichtet. Es gieng dieser Armee, wie jener in den Niederlanden, wo der Eigensinn des Generals Souches, welcher nicht unter dem Oberfehle des Prinzen von Oranien stehen wollte, das Vorhaben, Oudenarde zu erobern, nebst mehr andern Planen vereitelte, und außer dem zwar blutigen, aber unentscheidenden Treffen bey Seneff nichts Merkwürdiges vorfiel. Die Armee, welche es mit Turenne zu thun hatte, war zahlreich, und würde, wenn der bey solchen Gelegenheiten unumgängliche nöthige Geist der Eintracht sie belebt hätte, große Unternehmungen ausgeführt haben. So wie sie aber aus mehrern, nicht allerdings in vollkommener Harmonie

ste-

stehenden Theilen zusammengesetzt war, hinderte immer ein Feldherr die Entwürfe des andern. Entschloß sich der kaiserliche General Bourneville zu irgend einem Schritte: so mißbilligte ihn der Churfürst von Brandenburg; that hingegen dieser letztere einen Vorschlag: so ward derselbe von dem kaiserlichen Generale verworfen. Auf solche Art verstrich die beste Gelegenheit, den Turenne anzugreifen, ehe er sich durch eine beynahe unüberwindliche Verschanzung an den Gebürgen von Lothringen sicherte, und weder Philippsburg ward förmlich belagert, wozu man anfänglich gerathen hatte, noch Breysach erobert. Nach einigen wenigen bedeutenden Gefechten und Eroberungen bezogen vielmehr die Truppen die Winterquartiere im Elsaß. Als aber Turenne sie ruhig in ihren Standörtern sitzen, und in eine falsche Hoffnuug von Sicherheit eingewiegt sah: brach er unvermuthet, mitten im rauhen Winter aus seinen Schlupfwinkeln hervor, und drang auf sie ein. Da sich Bourneville sogleich nach Mühlhausen gezogen hatte, um den Brandenburgern und Lüneburgern, die sich in großer Eile bey Colmar gesammelt hatten, näher zu seyn, rückte Turenne mit unglaublicher Geschwindigkeit gegen diesen Ort vor, und griff sie an. Der Verlust der Deutschen in diesem Treffen war zwar viel geringer, als jener der Franzosen; auch in dem bald darauf erfolgten Treffen bey Colmar, wo sich die ganze Armee der Alliirten zusammengezogen hatte, verloren jene weit mehr Leute, als diese; dessen ungeachtet fanden sie, zum Theil auch wegen Mangels an Lebensmitteln, nöthig, Elsaß zu verlassen, und giengen wieder über den Rhein zurück in die Winterquartiere.

Ein ungleich ernsthafters Ansehen bekam die Sache, als sich im folgenden Jahre 1675 aus diesem

Krieg ein neuer entwickelte, indem der König von Schweden in das Gebiet des Churfürsten von Brandenburg einfiel. Seit der Zeit, da Ludwig die Länder der deutschen Fürsten, die mit dem Französisch-Holländischen Kriege in gar keiner Verbindung standen, feindlich behandelt hatte, fürchtete die Französische Parthey mit Recht, der für die Erhaltung des Friedens in Deutschland so sehr besorgte Churfürst möchte gegen die Krone Frankreich neuerdings die Waffen um so gewisser ergreifen, da ihm der Friede zu Vossen ausdrücklich diese Freyheit auf den Fall ertheilet hatte, wenn Frankreich Feindseligkeiten gegen das deutsche Reich ausüben würde. Um dieses zu hindern, hatte ihm die Krone Schweden um eben diese Zeit angetragen, mit ihr gemeine Sache zu machen und gleichsam eine dritte Parthey zu bilden, welche den Kaiser, wenn er je nicht selbst zum Frieden die Hände bieten wollte, durch die Gewalt der Waffen dazu zwingen sollte. Da Schweden zugleich in Allianz mit Frankreich stand: so schien dem Churfürsten gefährlich, sich auf dieselbe Art, wie man verlangte, mit diesem Königreiche einzulassen. Er lehnte daher das Bedenkliche, was dieser Vorschlag hatte, von sich ab; schloß aber doch, oder erneuerte vielmehr ein Defensivbündniß mit Schweden. Was man von Französischer und Schwedischer Seite befürchtet hatte, traf wirklich ein: der Churfürst verband sich bald darauf mit dem Kaiser, der Krone Spanien und den Generalstaaten zur Aufrechthaltung der Friedensschlüße von Münster, Cleve und Achen; und kaum hatte er sich in Marsch gesetzt, um sich gemeinschaftlich mit seinen Alliirten den Franzosen zu widersetzen, als der am Schwedischen Hofe befindliche Gesandte Feuquieres in einer öffentlichen Audienz am 17ten August in Namen seines Königs den König von Schweden ersuchte, dem-

selben mit seinen Waffen schleunig gegen den Churfürsten von Brandenburg beyzustehen. Dieser habe durch seinen neuesten Schritt nicht nur den Westphälischen Frieden verletzt, sondern auch das erst neuerlich mit Schweden errichtete Bündniß gebrochen, und undankbar an dieser Krone gehandelt, welche ihm zu einem vortheilhaften Frieden verholfen hatte. Er habe Geld von Spanien und Holland genommen, den Holländern Truppen gegeben, und rücke nun an der Spitze einer Armee heran, um eine Parthey zu verstärken, welche offenbar genug bekennet, daß sie keinen Frieden wolle. Sein Herr erwarte einen Beystand von Schweden in doppelter Rücksicht: einmal in Ansehung der zwischen beyden Mayestäten bestehenden Freundschft, und dann in Kraft der Traktaten, zu deren Beobachtung jetzt der Fall eingetreten sey t). Feuquieres übte damals eine beynahe unumschränkte Herrschaft im Schwedischen Staatsrath aus. Der Brandenburgische Minister Brand, dem der Churfürst den Auftrag gab, zu Stockholm die Nothwendigkeit des Schrittes, den er gethan hatte, vorzustellen, fand wenig Gehör. Ueberall hörte er von der um sich greifenden Macht des Kaisers, und von desselben zu weit aussehenden Planen sprechen, welche bey den Ständen nothwendig ein gerechtes Mißtrauen erzeugen müßten. Der Franzose arbeitete mit aller Anstrengung seiner Kräfte dahin, daß Schwedische Truppen nach Deutschland übersetzen sollten, uud noch nie hatte er so viel Geld ausgetheilt, als eben jetzt. Aus eines jeden Munde ertönten keine andern Reden, als solche, welche

t) Propoſition de Mſr. l'Ambaſſadeur de France Mſr. le Marquis de *Feuquieres* au Roy de Suede bey Pachners Reichsſchlüße Th I. S. 758. f.

che die Sache der Franzosen vertheidigten; keine Nachricht erhielt Beyfall, als welche diesen günstig war, und von widrigen Schicksalen des Kaisers, der Spanier und der Holländer handelte u).

Während daß der Französische Gesandte zu Stockholm die Schweden gegen den Churfürsten von Brandenburg aufzubringen bemüht war, suchte der Schwedische Gesandte, Eduard Ehrenstein zu Haag ihn bey den Generalstaaten anzuschwärzen. In einem ihnen übergebenen Memoire rechnete er es ihnen sehr hoch an, daß sie sich mit ihm eingelassen; dadurch, sagte er, sey daß Friedensgeschäft ins Stecken gerathen, und der Krieg habe neue Nahrung erhalten; auf die Reichsstände sey der Druck um so mehr gefallen, da der Sitz des Krieges und die Last der Standquartiere in ihre Länder übersetzt worden. Den König von Schweden habe man zugleich in die Nothwendigkeit versetzt, Truppen nach Deutschland abzuschicken, um seine Provinzen zu decken v.)

Sonderbar war freylich diese Sprache aus dem Munde eines Mittlers, dessen Amt erfordert hätte, weder die eine, noch die andere Parthey zu vertheidigen, sondern bloß eine beyderseitige Aussöhnung zu bewirken. Daß die Friedensunterhandlungen zu Cölln abgebrochen worden, konnte man wohl nicht den Alliirten allein zur Last legen; daß der Churfürst seine Truppen durch die Länder deutscher Reichsstände geführt hatte, daran war wohl Frankreich allein Schuld, welches zuvor die Länder deutscher Fürsten angegriffen hatte;

u) *Pufendorf* l. c. §. 44. p. 919.

v) *Pufendorf* §. 62. p. 941.

hatte, und ein Schluß der Reichsversammlung hatte ausdrücklich verordnet, daß man dem Burgundischen Kreise zu Hülfe kommen sollte. Endlich machte der Umstand, daß sich der Churfürst mit den Holländern gegen die Franzosen vereinigte, dem Könige von Schweden gewiß nicht nöthig, zur Deckung seiner Länder eine Armee nach Deutschland zu schicken, besonders da jener seine Truppen gerade von der Schwedischen Nachbarschaft weg in weit von derselben entfernte Gegenden abführte. In der That konnten sich Männer von Einsicht kaum überzeugen, daß der Schwede die Grenze seines Mittleramts so sehr überschreiten, und die Provinzen, die er sich mit so vielem Ruhm erworben, durch einen Angriff auf den mit so mächtigen Bündnissen verschanzten Churfürsten der Gefahr Preis geben würde. Man glaubte vielmehr, derselbe suche ihn nur dem Franzosen zu Gefallen von der kaiserlichen Parthey abzuziehen. Aber der Erfolg lehrte bald, daß man sich in dieser Meynung betrogen hatte. Schon am 22sten December 1674 rückten einige Schwedische Regimenter aus Bremen durch Mecklenburg in die Uckermark ein, ohne daß eine Kriegserklärung, oder nur irgend eine Anzeige der Ursache vorgegangen war. Am 27sten desselben Monats folgte die ganze Armee dahin nach. An die Reichsversammlung zu Regensburg schrieb der König: es sey bekannt, wie viele Bemühungen er angewandt habe, um einen guten und dauerhaften Frieden zwischen den streitenden Partheyen herzustellen; und obwohl dieselben durch fremde Schuld vereitelt worden, so bestrebe er sich dessen ungeachtet noch immer eifrig, diesen heilsamen Zweck zu erreichen. Da aber der Churfürst dadurch, daß er auswärtigen Hülfe zugeschickt, die ausdrückliche Verordnung des Westphälischen Friedens außer dem Reiche niemand wider die Kronen Frankreich und Schwe-

den Beystand zu leisten, übertreten, und überdieß dadurch, daß er mehr Truppen in das Feld gestellet, als wozu er von Reichswegen verpflichtet war, die mit Schweden geschlossenen Verträge offenbar verletzt habe: so sehe er sich genöthiget, andere Maaßregeln zu ergreifen, und er hoffe, das deutsche Reich werde die Billigkeit seines Entschlußes einsehen x). Diesen Gründen setzte er noch verschiedene andere bey, wodurch er sein Unternehmen zu rechtfertigen suchte.

Es läßt sich leicht erachten, daß dieser unvermuthete Eintritt Schwedischer Truppen in ein fremdes Gebiet um so mehr Aufsehen erregt habe, da Friedrich Wilhelm bisher weder durch Thaten, noch durch Worte eine feindliche Gesinnung gegen diese Krone geäußert hatte. Den Schweden leuchtete das Auffallende dieses Schrittes selbst so sehr in die Augen, daß sie Bedenken trugen, sogleich weitere Feindseligkeiten gegen den Churfürsten auszuüben, und vielmehr das Bisherige durch die Versicherung zu beschönigen suchten, ihre Absicht sey nicht, den Ländern des Churfürsten feindlich zu begegnen, so lange derselbe sie nicht angreifen würde, und wofern er nur seine Truppen, womit er zu den Kaiserlichen gestossen, zurückrufen würde, so wollten sie ihn gleichfals sogleich zufrieden stellen. Da sich leicht einsehen ließ, von welchem Werthe diese Versicherung sey, so säumte der Churfürst nicht, sich um Freunde zu bewerben, und die Holländer, den Kaiser, den König von Dänemark und mehr andere Fürsten um Beystand zu ersuchen, welches die Schweden nicht wenig in Verlegenheit setzte, besonders da der Holländische Gesandte Heemskerk dem Schwe-

x) Pachner l. c. S. 795.

Schwedischen bereits erkläret hatte: daß, wofern die Schweden den Churfürsten angriffen, seine Herrn sich ihnen sogleich mit ihrer ganzen Macht widersetzen würden. Dazu kam noch, daß auch der Spanische Minister Monterey versicherte, die Spanier würden dem Churfürsten auf alle Fälle Hülfe leisten. Die Schweden ließen daher kein Mittel unversucht, die Generalstaaten von ihrem Entschluße, dem Churfürsten beyzustehen, abwendig zu machen, und wünschten vermittelst fruchtbarer Unterhandlungen ihren Zweck zu erreichen, worauf aber diese antworteten: ehe nicht die Schwedischen Truppen vom Brandenburgischen Boden abgeführt worden, sey an eine Unterhandlung gar nicht zu denken. Zu gleicher Zeit suchten jene auch des Königs von Dänemark sich zu versichern, daß er sich nicht in diese Sache mische, und den Churfürsten nicht unterstütze. Der Französische Gesandte Terlon bot demselben 300,000 Reichsthaler an, die ihm zu Theil werden sollten, wenn er sich ruhig verhielte, und 800,000 wenn er den Churfürsten von Brandenburg mit Krieg überziehen würde y). Der Schwedische Gesandte Brahe brachte ein Defensivbündniß zwischen Dänemark und Schweden in Vorschlag, und legte sogar schon einen Entwurf desselben vor. Gegenwärtig schien es um so nöthiger, diesen König zu gewinnen, da man mit Recht befürchten konnte, die Erinnerung an das, was er erst vor Kurzem von den Schweden gelitten, möchte ihn verleiten, zur Befriedigung seiner Rachsucht mit dem Churfüsten von Brandenburg gemeine Sache zu machen. Der Erfolg lehrte auch, daß diese Furcht nicht ungegründet gewesen,

y) *Wagner* l. c. p. 373. seq.

sen, wenn gleich der König fein genug war, seine wahre Gesinnung anfänglich zu verbergen.

Beynahe sechs Monate waren bereits verstrichen, daß die Schwedischen Truppen die Uckermark besetzt hielten, und niemand hatte seit dieser Zeit einen ernstlichen Schritt gethan, sie daraus zu vertreiben. Die Truppen des Churfürsten standen fern von seinen Ländern in ihren Standquartieren; mit den Holländern konnte derselbe eines Bündnisses halber wegen gewisser Bedenklichkeiten in Betreff des Handels nicht sogleich einig werden; der König von Dänemark zauderte; der Kaiser urd die Spanier hatten am Rhein und in den Niederlanden alle Hände voll zu thun. Das Erstaunen der Schweden war daher nicht geringe, als sie den Churfürsten mit einigen Schwadronen gegen alle Erwartung plötzlich vor ihren Augen sahen. Er hatte, nachdem er im May seine Truppen aus den Winterquartieren zusammengezogen, sich mit denselben in Marsch gesetzt, und kam am 11ten Junius in aller Stille in Magdeburg an. Dort gönnte er dem ermüdeten Soldaten zween Tage lang eine Erholung, und damit der Feind von seiner Ankunft nichts erfahren möchte, ließ er indessen die Stadtthore schließen. Am zweyten Tage Abends um 9 Uhr gieng die gesammte Reiterey nebst Dragonern und 10 Kanonen über die Elbebrücke; derselben folgte der Kern der Infanterie 1000 Mann stark, auf 146 Wägen, wovon jeder zugleich mit einem Kahne beladen war. Als das Heer bey der Havel angelangt war, setzte es über, und überfiel am 15ten Junius die sorgenlosen Schweden zu Ratenau mit solcher Geschwindigkeit und Gewalt, daß ihnen kein anders Mittel mehr übrig war, als sich entweder zu ergeben, oder zu sterben. Da einmal diese Grenzfestung in seinen Händen war, mußte das

übri-

übrige Fußvolk in größter Eile von Magdeburg aufbrechen, um den Feind an seinen übrigen Posten anzugreifen. Der General Wrangel befand sich damals mit dem größern Theile der Armee bey Havelberg; der andere Theil stand bey Brandenburg. Friedrich Wilhelm rückte mit seiner Armee zwischen beyden Heeren heran, und hinderte sie dadurch, sich miteinander zu vereinigen. Als die Schweden sahen, daß nur ein glückliches Treffen ihnen den Rückweg über die Havel öffnen könne, stellten sie sich bey Fehr-Bellin in Schlachtordnung. Es war schwer, in dieser Lage sie anzugreifen. Der Churfürst hatte noch keine Infanterie bey sich; die Reiterey war durch die bisherigen Märsche ermüdet; der Feind war noch unzertheilt, mit Reiterey und Fußvolk versehen, durch die lange genossene Ruhe gestärkt. Dennoch unternahm Friedrich Wilhelm, obwohl beynahe alle seine Feldhern es widerrithen, das Wagestück, sie anzugreifen. Was bisher beynahe noch unerhört war: die Reiterey allein erfocht über die ganze Schwedische Armee einen der glänzendsten Siege. Die Schweden, welche dem Schwerte, oder der Gefangenschaft entgangen waren, zerstreuten sich in der Flucht in das Mecklenburgische. Diese außerordentliche Unternehmung ward überall gepriesen und bewundert, weil sie geglücket war.

Ohne Zweifel hätten nach diesem glücklichen Treffen in kurzer Zeit große Dinge unternommen werden können, wenn die Freunde des Churfürsten, die ihm ihren Beystand versprochen hatten, ihm mit mehr Eilfertigkeit zu Hülfe gekommen wären. Die Holländer hatten zwar am 15 Junius den Schweden den Krieg angekündiget; eben dieses hatten die Spanier an demselben Tage gethan. Erstere rüsteten auch bereits eine Flotte aus, welche in das Balthische Meer aus-

lau-

laufen sollte. Allein nach einem so glücklichen Anfange des Churfürsten von Brandenburg waren diese Anstalten wohl nicht hinlänglich, die Schweden rasch zu verfolgen, und in gehöriger Geschwindigkeit Eroberungen zu machen. Indeß scheint es doch, als hätten erst die vorläufigen Siege des Churfürsten die Wankenden ermuntert, sich ernstlich mit ihm zu vereinigen. Das deutsche Reich ersuchte bereits den Kaiser in einem Reichsgutachten vom 17ten Julius, nicht nur Inhibitorien und Avokatorien gegen Schweden ergehen zu lassen, sondern auch die beyden Sächsischen und den Westphälischen Kreis zur wirklichen Hülfleistung aufzufodern, worauf der Kaiser ungesäumt am 2ten August ein Schreiben an die Stände des Niedersächsischen Kreises ergehen ließ, und ihnen auftrug, ohne Verzug das reichsverfaßungmäßige Duplum an Mannschaft dem Churfürsten und jedem Bedrängten zur Hülfe zu stellen z). Da der König von Schweden auf solche Art als ein Reichsfeind erkläret worden: so mußte vermöge eines bald darauf ertheilten kaiserlichen Befehles auch seine Stimme bey der Reichsversammlung ruhen a). Nützlicher als alle dergleichen Schlüße, welche dem Feinde wenig schadeten, weil sie nie ganz in Erfüllung kamen, war dem Churfürsten der thätige Beystand des Königs von Dänemark, welcher endlich doch als kriegführende Parthey öffentlich auftrat. Dem Plane zu Folge, den man verabredet hatte, sollte vor allem Pommern, und zwar an dreyen Orten zugleich angegriffen werden. Dieser Entwurf wurde auch eben so gut ausgeführt, als er gemacht worden. Während daß der Churfürst auf der

ei-

z) Pachner l. c. S. 838 und 852.

a) Pachner Th. II. S. 2.

einen Seite Glützow, Spandau, Wollin, Wolgast und einige andere Oerter in seine Hände bekam, eroberte der König von Dänemark Damgard, Rostock und Wismar.

Was dem Churfürsten von Brandenburg noch überdieß einen großen Vorschub gab, war der Umstand, daß endlich auch der Bischof von Münster in ein förmliches Bündniß mit ihm getreten war. Da dieser unternehmende Fürst, dessen Lieblingsbeschäftigung ohnehin der Krieg zu seyn schien, sogleich die Waffen gegen die Schweden ergriff: so hatte jener das Vergnügen, zu sehen, daß seine Feinde beynahe zu gleicher Zeit, da er und die Dänen ihnen die eben genannten Oerter in Pommern abnahmen, durch die Tapferkeit der Truppen von Münster, und von den Herzogen von Lüneburg, die sich mit ihm vereiniget hatten, Bremen und alles herumliegende Gebiet bis auf Stade verlohren.

Da der Churfürst von Brandenburg alle seine Truppen von der Armee der Alliirten gegen die Schweden abführen mußte: so hatten zwar jetzt die Franzosen um einen Gegner weniger in den Niederlanden und am Rhein; dessen ungeachtet fanden sie nicht weniger Widerstand als zuvor, indem die Alliirten erst jetzt anfiengen, einen wahren Ernst zu zeigen. Der General Souches, dem man den schlechten Erfolg der Waffen in den Niederlanden im verflossenen Jahre zugeschrieben hatte, war bereits abgesetzt worden. Jetzt wurde auch Bourneville, dessen bisheriges Betragen in diesem Kriege zu vielen Klagen Anlaß gegeben hatte, von der Armee entfernet, und an seine Stelle trat Montecuculi. Bisher hatte die Eifersucht unter den so verschiedenen Heerführern sehr viel geschadet, in-

dem

dem sich ihre Meynungen und Entschlüße oft sehr durchkreuzten, und mancher irgend eine vorgeschlagene Unternehmung entweder gar nicht, oder schläfrig genug ausführte, weil sie nicht von seiner eigenen Erfindung herrührte, oder mit seiner Denkungsart und Neigung nicht übereinstimmte. Um diesen nachtheiligen Umstand zu entfernen, beschloß man, daß die Armee einer jeden Parthey durch ihren eigenen Feldherrn, und jede an einem andern Platz sollte angeführt werden. Die Kaiserlichen sollten am Rhein fechten, die Alliirten an der Mosel, und die Holländer und Spanier in Flandern.

Durch die Franzosen dazu genöthiget, fanden sich dießmal die Kaiserlichen ziemlich frühe im Feld ein. Jene waren mitten im Winter aus ihren Quartieren hervorgebrochen, und hatten den Rest der kaiserlichen Truppen, der sich noch im Elsaß befunden hatte, aus dieser Gegend verdrängt. Diese Ereigniß war um so mehr unangenehm, weil man diese Truppen im verflossenen Jahre eben darum im Elsaß zurückgelassen hatte, damit sie einem kaiserlichen Heere, welches im nächsten Frühjahre im Elsaß einrücken sollte, den Eintritt erleichterten. Zu diesem Verlust kam noch, daß Vaubrun, nachdem er auf die bemeldte Art Elsaß von den Feinden gereiniget hatte, in der Gegend von Philippsburg und in Breißgau durch Morden und Brennen alles fürchterlich verwüstete. Da man überdieß Nachricht bekam, daß Turenne gesonnen sey, bey Straßburg über den Rhein zu gehen: so eilte Montecucculi, um ihm zuvorzukommen, und den Krieg ins Elsaß zu spielen. 18,000 Mann, welche zuvor in den Niederlanden gefochten hatten, wurden aus der Gegend von Jülich und Cölln zurückgerufen; die Übrigen, welche in Schwaben und Franken zerstreuet wa-

-ren,

ren, wurden bey Ulm gemustert. Bis aber alle zu einem solchen Unternehmen nöthigen Anstalten getroffen waren, hatte Turenne schon Straßburg erreicht, und über den Rhein gesetzt Da dem kaiserlichen Feldherrn ungemein viel daran lag, daß der Krieg in Elsaß geführt werden möchte, wo man den Franzosen am meisten wehe thun zu können hoffte, so machte derselbe einen Versuch nach dem andern, den Türenne irre zu führen, und auf irgend eine unerwartete Art nach Straßburg zu kommen. Allerdings war es für einen wichtigen Gewinn anzusehen, wenn er diesen Hauptplatz, als den Mittelpunkt des Krieges in seine Hände bekäme. Aber Montecucculi mochte Marsche und Gegenmarsche so viele machen, als er wollte: Turenne gieng ihm immer an der Seite her, und jener konnte nie zu seinem Ziele gelangen, bis endlich jenen bey Sasbach, wo er Anstalt zu einem Treffen machte, eine Kanonenkugel vom Pferde stürzte, worauf die Franzosen, durch den Verlust eines so treflichen Anführers erschreckt, sich zurückzogen. Die Kaiserlichen griffen sie auf ihrem Rückzug an, verursachten ihnen einen beträchtlichen Verlust, und zogen endlich ungehindert in Straßburg ein.

Als die Armee der Alliirten, welche sich an der Mosel befand, Nachricht von dem Tode Türenne's, und von den glücklichen Vorschritten der Kaiserlichen erhalten hatte: fand sich auch bey derselben neuer Muth ein, und der Krieg ward dort beynahe mit mehr Lebhaftigkeit geführt, als im Elsaß. Eben ward der Feldherr Crequy, der die Französische Armee in dieser Gegend kommandirte, im Begriffe, nach Elsaß aufzubrechen, und die dort stehenden Franzosen zu verstärken; als er vernahm, daß die Alliirten einen Versuch, Trier zu erobern beschlossen, hätten. Ohne Ver-

zug änderte er daher seinen Vorsatz, und eilte dieser Gegend zu. Man fand es unumgänglich nöthig, ihn erst zu schlagen, ehe er Verstärkung an sich ziehen konnte, und der Wunsch gieng vollkommen in Erfüllung. Crequy, nachdem er eine beträchtliche Niederlage erlitten, warf sich in die Stadt Trier; mußte aber endlich, da die Alliirten derselben hart zusetzten; und die Garnison beynahe sich empörte, die Stadt und sich selbst den Feinden übergeben.

Achtes Kapitel.

Friedenskongreß zu Nimwegen unter Englischer Vermittelung. Streitigkeiten über das Ceremoniel. Fortschritte der Franzosen in Flandern. Langsamer Gang der Unterhandlungen. Bemühungen der Franzosen, die Holländer von dem großen Bunde zu trennen. Versuche der Alliirten, dieses zu hindern. Friede zu Nimwegen.

Da jetzt der Krieg auf allen Seiten mit so vieler Thätigkeit geführt wurde: so hätte man jeden Gedanken an eine Aussöhnung der immer mehr gegeneinander erbitterten Partheyen beynahe als eine Chimäre betrachten sollen. Dennoch ward eben jetzt eine Zusammenkunft der in diesen Krieg verwickelten Mächte zu Nimwegen zur Herstellung eines gründlichen und dauerhaften Friedens vorgeschlagen, und von allen Theilen bewilliget; und was besonders merkwürdig ist:

die

die Urheber waren wieder die Schweden; also gerade diejenigen, welche bald darauf selbst als Kriegführende Parthey öffentlich auftraten, und eben dadurch die Schwierigkeiten in Ansehung einer gütlichen Ausgleichung so vieler streitenden Theile vergrößerten.

Von der Zeit an, da der von ihnen vorgeschlagene Kongreß zu Cölln fruchtlos abgelaufen, hatten sie ihren Vorsatz, einen Frieden zu stiften, nie aufgegeben; und kaum waren die damals zu Cölln anwesenden Gesandten auseinander gegangen; als der König von Schweden Gesandte an alle an diesem Kriege theilnehmende Mächte abschickte, und durch dieselben die Friedensunterhandlungen fortsetzte. Nach Frankreich mußte der Graf Toth gehen, nach Engelland der Baron Sparr. Bey den Generalstaaten erschien der Kanzler Ehrenstein, bey der Reichsversammlung zu Regensburg der Bremensche Rath Marschalk; zu Wien hatte Oxenstiern dieses Geschäft zu betreiben. Dieser letztere trug daselbst gerade zu darauf an, daß man die Unterhandlungen entweder zu Cölln neuerdings wieder fortsetzen, oder wenigst einen andern Ort dazu vorschlagen sollte. Außer Cölln hielt er keine Stadt für schicklicher zu einem solchen Geschäfte, als Hamburg. Nur möchte man, wie er hinzusetzte, billige Bedingnisse auf die Bahn bringen. Auch äußerte er die Hoffnung, daß, wenn ein allgemeiner Waffenstillstand festgesetzt würde, den Friedenshandlungen dadurch der Weg desto leichter würde geöffnet werden; und wenn der Kaiser den Prinzen von Fürstenberg losließe: so würde die Krone Frankreich in Ansehung der Friedensbedingnisse nachgiebiger werden, und auch dem Herzoge von Lothringen seine Länder, die ihm ohnehin schon versprochen worden, wieder zurückstellen,

und ihm, damit er den Friedenshandlungen beywohnen könne, ein sichers Geleit geben b).

Der Kaiser zeigte sich nicht abgeneigt, sich in neue Unterhandlungen einzulassen, wofern dieselben entweder zu Bremen, oder zu Hamburg, oder zu Lübek, oder zu Achen gepflogen würden, welches erst durch die Übereinkunft aller dabey interessirten Partheyen festgesetzt werden müßte, so wie auch ein Waffenstillstand nur von der gemeinschaftlichen Bewilligung derselben abhänge. Übrigens äußerte sich Leopold, er hoffe, die Krone Schweden werde auf der Befreyung des Prinzen von Fürstenberg, woraus ohnehin nur eine neue Nahrung des Krieges zu fürchten seyn würde, und auf der Zurückgabe des den Franzosen zu Cölln abgenommenen Geldes, zu dessen Wegnahme man gute Ursachen gehabt habe, nicht bestehen. In einer zweyten, dem Schwedischen Gesandten zugestellten Aeußerung lehnte Leopold die Loslassung des Prinzen von Fürstenberg, und die Zurückgabe des gedachten Geldes neuerdings ab; verlangte aber, die Krone Schweden sollte sich bey dem Könige von Frankreich verwenden, daß der Herzog von Lothringen ein sicheres Geleit bekomme, und zu den Friedenshandlungen zugelassen werde. Auch wünschte er von der Krone Schweden eine Erklärung, daß dieselbe während dieses Krieges keiner der Kriegführenden Partheyen beystehen, und ihr Mittleramt bis zur Herstellung eines allgemeinen Friedens nicht niederlegen wolle. Nur unter dieser Bedingniß nahm er ihre Vermittelung an;

Oxen-

b) Propositio prima Legati suecici &c. bey Pachner S. 770 ff.

Oxenstiern schrieb auch bereits an den Schwedischen Gesandten zu Paris, daß er nebst andern Punkten sich um die Erhaltung eines sichern Geleits für den Herzog von Lothringen verwende, und dieser schickte bald darauf eine Erklärung des Königs von Frankreich an ihn, der sie dann den kaiserlichen Ministern mittheilte. Ludwig ließ sich den Antrag, Friedenshandlungen anzufangen, gefallen, und schlug dazu Breda, oder irgend einen andern Ort in den niederländischen Provinzen, den die Holländer nach Gutdünken wählen könnten, vor, nur mit Ausnahme einer Stadt in Friesland, oder Gröningen, als welche zu weit von Frankreich entfernet wären. Dem Herzoge von Lothringen versprach er sicheres Geleit zu geben, und freyen Zutritt zu gestatten; der Prinz von Fürstenberg aber sollte zur Zeit, da die Päße für die Bevollmächtigten zu dem Kongreß ertheilet werden, in die Hände eines neutralen Fürsten indessen in Verwahrung gegeben werden, und daselbst bis zum Schluße der Traktaten bleiben. Auch zeigte sich der König nicht abgeneigt gegen einen Waffenstillstand, wofern derselbe noch vor der Eröffnung eines neuen Feldzuges für das Jahr 1676 zu Stand kommen könne c).

Auf solche Art legten die Schweden den ersten Grund zu jenen Traktaten, die in der Folge wirklich geschlossen wurden, jedoch ohne das Mittleramt ferners bekleiden zu können, indem sie mittlerweile durch eine engere Verbindung mit Frankreich, und endlich gar durch Ergreifung der Waffen gegen den Churfürsten von Brandenburg selbst Parthey nahmen, und folglich die vom Kaiser ihnen gemachte Bedingniß über-

d) Declaratio Regis Galliæ &c. bey Pachner S. 807. f.

traten. Alles warf nun seine Augen anf den König von Engelland, der durch seine Macht viel Gewicht, und wegen seiner damaligen Beobachtung der Neutralität viel Zutrauen hatte. Er nahm auch das Geschäft der Vermittelung gern auf sich, und schickte Schreiben an alle Höfe, worin er eine gewissenhafte Verwaltung desselben versprach. Nachdem die Partheyen eine Zeit lang sich gestritten hatten, an welchem Orte die Traktaten sollten vorgenommen werden: ward endlich Nimwegen vorgeschlagen, und der Vorschlag von allen angenommen.

Dieser Kongreß zeichnete sich gleich anfänglich von dem Münsterischen dadurch aus, daß die Franzosen, die auf jenem so lange auf sich hatten warten lassen, beynahe die ersten waren, die zu Nimwegen eintrafen. Die als Bothschafter dahin bestimmten Colbert-Croissi und d'Avaux reiseten noch im December 1675 von Paris ab, und wenn die Berichtigung der Geleitsbriefe sie nicht einige Zeit unterwegs aufgehalten hätte: so würden sie weit früher, als am 13ten Junius 1676, wo ihre Ankunft geschah, zu Nimwegen angelangt seyn. So viel Zeit dadurch die Bothschafter und Gesandten der übrigen Mächte gewonnen: so war doch niemand von ihnen zugegen, als der Englische, Jenkins, und die Holländischen, Beverning und Haren. Auch der Graf von Estrades, der von Ludwig anstatt des mittlerweile verstorbenen Herzoges von Vitry zum ersten Bothschafter war ernannt worden, fand sich noch eher ein, als andere Gesandten. Die großen Summen, welche Colbert zu diesem Krieg aufgewandt hatte, waren verschwunden, und dieser Umstand machte die Franzosen nachgiebiger, so daß sie sich nun selbst nach dem Frieden sehnten. Zudem waren sie siegreich, und eilten nach Nimwegen,

um

um dort Gesetze vorzuschreiben. Die Verbundenen hingegen warteten auf günstigere Umstände, um ihr Benehmen darnach einzurichten. Da jedermann noch in frischem Andenken schwebte, was die ununterbrochen fortgesetzten Unternehmungen im Felde für einen entscheidenden Einfluß auf die Friedensunterhandlungen zu Münster gehabt hatten: so ist kein Wunder, daß jede Parthey alle noch übrige Kräfte aufbot, um sich vermittelst einer günstigen Wendung des Krieges einen guten Frieden zu verschaffen. Da der Prinz von Oranien gerade um diese Zeit, wo man der Eröffnung des Kongresses entgegen sah, die wichtige Belagerung von Mastricht vornahm: so war gewiß einer seiner stärksten Beweggründe, den Muth der gesammten Verbundenen, besonders seiner eigenen Holländer zu erhöhen. Allein sein Vorhaben mißlang, und würde die ganz entgegengesetzte Wirkung in einem weit höhern Grade hervorgebracht haben, wenn nicht die Eroberung von Philippsburg einigen Ersatz gemacht hätte. Wenigst waren die Franzosen der Meynung, daß die Ankunft der kaiserlichen Gesandten zu Nimwegen nur deswegen so weit hinausgeschoben würde, weil sie nach diesem glücklichen Vorgange auf kräftigere Unterstützung von Seite des Reiches zählten d). Es verflossen vier Monate seit der Ankunft der Franzosen, und bis zum November geschah von Seite der Alliirten kein Schritt, um eine Versammlung zu bilden; erst um diese Zeit kam der größte Theil der Gesandten, durch wiederholtes dringendes Ansuchen des Königs von Engelland dazu aufgefodert, zu Nimwegen zusammen.

Den

d) Disdier Hiſtoire des negotiations de Nimegue. p. 14.

Den ersten Platz nahm hier, wie gewöhnlich, das leidige Ceremoniel ein. Die Churfürsten verlangten, man sollte ihren Gesandten eben dieselben Ehren erweisen, die man gewöhnlich den königlichen zugestand, und die ihnen auch bey den Westphälischen Friedenshandlungen nicht waren verweigert worden. Der Kaiser hingegen wollte dieses nicht zugeben, weil in diesem Falle die Kaiserlichen keinen Vorzug vor den Churfürstlichen haben würden. Zunächst war man nicht wenig in Verlegenheit, wie man sich gegen die fürstlichen Gesandten, welche den Churfürstlichen gleichgehalten seyn wollten, verhalten sollte? Ob die Churfürstlichen von diesen die erste Visite erwarten, wie weit sie ihnen bey einem Besuche entgegen gehen, ob sie ihnen bey dem Eintritte in das Zimmer vorangehen, und von ihnen den Titel Excellenz fodern, aber nicht geben sollten e)? Diese Bedenklichkeit in Ansehung des Ceremoniels herrschte nicht nur unter den Gesandten deutscher Fürsten, sondern auch auswärtiger Mächte, und erzeugte Streitigkeiten und Handlungen, worüber man lachen würde, wenn man nicht ähnliche Auftritte auch heut zu Tage noch gewohnt wäre. Da nach der Ankunft der Brandenburgischen Gesandten alle beyde den Titel Excellenz zu erhalten verlangten: stellten die Französischen ernsthafte Berathschlagungen darüber mit den Englischen Mediatoren an. Man wurde einig, nur dem ersten Gesandten allein diesen Vorzug zuzugestehen. Da aber beyde, Somnitz und Blaspiel in einem Hause beysammen wohnten; so säumte der zweyte nicht, sich bey der Audienz einzufinden; und als der erste sah, daß die Mediatoren ihre Anreden immer nur an ihn allein richteten, wies er ihnen

auf

e). *Pufendorf* Lib. XV. §. 34. p. 1147.

auf seinen Kollegen hin, und gab ihm den Titel Excellenz. Sie aber antworteten: sie seyen nur gekommen, ihn allein zu besuchen f). Da die Strassen zu Nimwegen so enge waren, daß zween Wagen nicht Raum genug hatten, neben einander zu fahren, so ließen die Mediatoren eine Schrift unter den Gesandten herumgehen, worin sie vorschlugen, daß, wenn zween Wägen zufälliger Weise in derselben Strasse gegen einander kämen, derjenige, welcher noch nicht so weit als der andere in die Strasse vorgerückt wäre, zurückweichen, dieses aber keinem an den Vorzügen und der Ehre nachtheilig seyn sollte. Man glaubte dadurch allen Schwierigkeiten in Betreff des Ceremoniels auszuweichen. Die Franzosen waren die ersten, welche diesen Vorschlag unterschrieben: ihnen folgten die Schweden und Dänen. Weiter brachte man es aber nicht, aus Furcht, unter einer so großen Anzahl von Gesandten möchten am Ende verdrüßliche Mißhelligkeiten darüber entstehen g). Mit solchen unnützen, zum Theil in der That lächerlichen Anordnungen brachte man zu Nimwegen mehrere Monate zu, bis endlich die Gesandten aller an diesem Kriege theilnehmenden Mächte und Fürsten nach und nach daselbst eintrafen.

Um ihren Unterhandlungen allen möglichen Nachdruck zu geben, hatten die Alliirten die Abrede genommen, daß sie alle Kräfte aufbieten wollten, um diesen Feldzug zu ihrem Vortheil entscheidend zu machen. Zu Ham, wo sich damals der Churfürst von Brandenburg aufhielt, fanden sich die meisten Minister der Alliirten ein, und hielten großen Kriegsrath. Je

mehr

f) *Disdier* l. c. p. 20.

g) *Disdier* l. c. p. 50. seq.

mehr sich alles zum Frieden zu neigen schien, desto thätiger wurden Anstalten zum Kriege getroffen. Mit einem besonders lebhaften Eifer rüstete sich dießmal der Kaiser; er stellte 50,000 Mann ins Feld, und noch nie hatte man eine so schöne Österreichische Armee gesehen. Aber bald schwächte die Nachricht von der Eroberung der Festung Valenciennes durch die Franzosen den Muth der Alliirten. Sie hatten gehoffet, die Belagerung derselben zu einer Zeit, die solchen Unternehmungen so ungünstig war, würde einen großen Theil des Französischen Heeres zu Grund richten. Das Erstaunen war daher außerordentlich, als man erfuhr, daß die Festung erobert, und daß Heer nicht zu Grund gerichtet war. Kaum war Valenciennes in den Händen des Königs: so machte er sich am 3ten April 1677 Meister von Cambray, und ein anders Französisches Heer, welches bisher St. Omer eingeschlossen hatte, fieng an, diesen Ort zu belagern. Da man Nachrit hatte, daß der Prinz von Oranien mit großer Macht zur Hülfe heranrücke: schickte der König den Marschall von Lurenburg mit einem Korps von seiner Armee zur Unterstützung ab, und nach einem hitzigen Treffen am 11ten desselben Monats nahe bey Mont-Cassel erklärte sich das Glück zum Vortheile der Franzosen, worauf St. Omer, als die Frucht dieses Treffens, in ihre Hände fiel.

Während dieser Unternehmungen hatte sich der Churfürst von Brandenburg zu Wesel eingefunden, wo man eine große Konferenz in Betreff der Maaßregeln hielt, welche man ferners ergreifen wollte. Drey Armeen sollten die Franzosen in drey verschiedenen Gegenden angreifen. Aber weder der Versuch des Prinzen von Lothringen, in Frankreich selbst einzudringen, gelang; noch machten die Verbundenen in andern Ge-

genden so wichtige Schritte, daß sie darauf besonders stolz hätten seyn dürfen. Im Gegentheile setzte sie die Nachricht von den Eroberungen, welche Ludwig in so kurzer Zeit gemacht hatte, in keine geringe Bestürzung, und besonders die Spanier ergriff keine geringe Besorgniß, daß ihnen, wenn nicht bald ein Friede die Fortschritte der Franzosen hemmte, von Flandern nichts mehr übrig bleiben dürfte. Dessen ungeachtet kam man in dem Friedensgeschäft beynahe um keinen Schritt weiter.

Wenn auch das Kriegsglück sich den Alliirten nicht sonderlich zeigte: so sah man sie gegen alle Erwartung der Franzosen nicht zum Frieden eilen. Der erste kaiserliche Bothschafter von Goes, Bischof von Gurk traf erst am Ende des August 1677 zu Nimwegen ein; und auch jetzt that er keine Schritte, die eine besondere Begierde nach Frieden an den Tag legten. Indeß wurden die Franzosen bey der nach und nach erfolgenden Ankunft der Bothschafter auf eine Art überraschet, die für ihren Nationalstolz nicht schmeichelhafter hätte seyn können: keiner fand sich unter den Gesandten, der nicht Französisch redete h). Manche, unter denen sich der dritte kaiserliche Bothschafter Strattmann auszeichnete, schrieben auch nach dem eigenen Zeugnisse der Franzosen gut Französisch, und die Dänischen verlangten sogar ihre Aufsätze in Französischer Sprache ausfertigen zu dürfen. Fast noch größer war die Verwunderung und das Entzücken von Seite der Franzosen, als sie wahrnamen, daß auch alle Bothschafterinnen, außer der einzigen Spanischen de la Balbases, Französisch redeten, und nun ihre Spra-

h) Idem p. 78.

Sprache ohne die geringste Bemühung von ihrer Seite sich zu Nimwegen zur ordentlichen Konversationssprache erhob; so sehr hatten sich die Zeiten seit den Münsterischen Unterhandlungen geändert; so mächtig war seitdem der Einfluß Frankreichs auf ganz Europa!

Da niemand von den Anwesenden auf die Eröffnung der Traktaten drang, und die Franzosen zu stolz waren, den Frieden, den man als eine Wohlthat aus ihren Händen annehmen sollte, jemand anzubieten: so verstrich die Zeit in gegenseitigen Besuchen, Gastereyen und andern unnützen Dingen. Die Alliirten hatten zwar jetzt schon Ursache genug, zu zweifeln, ob ihre eigene Waffen ihnen einen ehrenvollen Frieden verschaffen würden; sie hatten aber ihre Augen auf Engelland gerichtet, und zweifelten nicht, das Parlament werde den König dahin bringen, daß er sich mit ihnen vereinige, um sich der immer weiter um sich greifenden Macht der Franzosen zu widersetzen i).

Dem Scheine nach waren die Franzosen eben so unthätig, als die Alliirten; in der That aber ließen sie den von ihrem Könige ihnen vorgezeichneten Plan nicht aus den Augen. Holland sollte von dem großen Bunde getrennet, und zu einem besondern Frieden verleitet werden, es möge kosten, was es wolle. Ohne Holländische Geldvorschüße, dachte man, würden die übrigen Kriegführenden Mächte sich insgesammt außer Stand befinden, den Krieg länger auszuhalten; das entkräftete Spanien sey bereis so weit gebracht, daß sein Vermögen nicht hinreiche, nur seine eigenen Festungen zu besetzen; das deutsche Reich, besonders die an Frank-

reich

i) *Disdier* l. c. p. 54.

reich grenzenden Fürsten würden nach so vielen schon erlittenen Drangsalen sich gern zurückziehen; der Kaiser würde alsdann ganz allein nicht im Stande seyn, es mit ihnen aufzunehmen, und nicht einmal Winterquartiere für seine Truppen finden; kurz: Holland gewonnen, sey entschiedenes Übergewicht: dadurch sey, wenn man wolle, auch allgemeiner Friede gewonnen.

Die Franzosen rechneten um so sicherer auf einen glücklichen Erfolg, da ihnen die ganze innere und äußere Lage der Republik auf das genaueste bekannt war. Ein sehr großer Theil der Holländer betrachtete den Prinzen von Oranien, diesen jungen, ehrbegierigen Mann, als einen seiner Freyheit gefährlichen Fürsten. Mit Zittern sah man die Armee, die Flotte, das ganze Schicksal der Republik in seinen Händen, besonders da man sich noch lebhaft an die Auftritte erinnerte, welche sich nur erst vor zweyen Jahren ereignet hatten. Die Stände von Geldern hatten den Entschluß gehabt, sich von den übrigen Provinzen zu trennen, und unter dem Prinzen von Oranien einen abgesonderten Körper zu bilden. Dieser hatte, als sie sich ihm vermittelst einer feyerlichen Gesandschaft unterwarfen, ihr Vorhaben nicht nur nicht gemißbilliget, sondern würde sogar den Antrag angenommen haben, wenn ihn nicht die ernsthaften Äußerungen der übrigen Provinzen davon abgeschreckt hätten. Daß noch immer eine geheime Herrschbegierde in seinem Busen glimme, schloß man aus verschiedenen Umständen. Nebst diesem Mißtrauen gegen den Prinzen machte noch der Zustand ihrer Finanzen die Holländer zum Frieden geneigt. Die großen Summen, die zur Unterhaltung ihrer Land- und Seemacht erfoderlich waren, und die starken Subsidien, die sie an ihre Alliirte bezahlen mußten, hatten ihre Schatzkammer erschöpft.

Der

Der Handel, die Seele der ganzen Republick, stand in Gefahr, wenn der Krieg eine längere Dauer haben sollte. Dazu kam noch die außerordentliche Besorgniß, welche die raschen Eroberungen des Königs von Frankreich an den Holländischen Grenzen erregten, und das laute Geschrey der ganzen Nation um Frieden.

Alle übrigen Mächte hatten sich in diesen Krieg eingelassen, um Holland zu retten; und es war ihnen gelungen, es zu retten: allen war zugesagt worden, daß Holland nicht ohne sie Frieden schließen wolle, und eben darum mußte selbst eine kaufmänische Politik erröthen, ohne ihre Zuziehung geradezu und öffentlich sonderheitliche Traktaten zu pflegen. Die Holländer thaten dieses auch nicht öffentlich; in Geheim aber ward die Sache um so ernstlicher betrieben. Gleichwie aber Handlungen, bey denen viele zu gewinnen oder zu verlieren haben, selten ganz unbemerkt bleiben können: so mußte es um so eher solchen begegnen, die von den gewandtesten Staatsmännern Europens beobachtet wurden. Franz Ulrich Graf von Kinsky, der als zweyter kaiserlicher Bothschafter am 3ten Jäner 1677 zu Nimwegen angekommen war, schöpfte sogleich Verdacht darüber, daß der Holländische Bothschafter Beverning so oft mit den Französischen zusammenkam, ohne daß selbst den Mittlern das geringste von ihren Unterredungen mitgetheilet ward. Alles, was Beverning zu seiner Entschuldigung vorbrachte, war nie im Stande, diesen einsichtsvollen, und das Beste seines Monarchen mit eben so viel Redlichkeit als Geschicklichkeit besorgenden Minister nur von weitem zu beruhigen. Ehe man sich dessen versah, schien es jedoch, daß alles, was bis daher abgehandelt worden, nicht nur zu Trümmern gehen, sondern bey

den

den Holländern ein neuer Eifer, den Krieg nach ihren Kräften fortzusetzen, erwachen müsse. Die Veranlassung zu dieser Meynung gab dem Grafen Kinsky zuerst eine Nachricht, die ihm der Lothringische Geschäftsträger, der Präsident Canon mittheilte: es sey in dem Spanischen Staatsrathe beschlossen worden, die Niederlande an Frankreich abzutreten, und dagegen ein Stück von Roussillon einzutauschen, so, daß Spanien ganz in den Besitz der Pyrenäischen Gebürge komme, ohne welche es den beständigen Französischen Einfällen werde blosgestellt seyn. Betrachtet man die Lage, worin sich Spanien befand; so hatte diese Nachricht ungemein viel Wahrscheinlichkeit. Die Spanier unterhielten damals nur mit genauer Noth 10,000 Mann in den Niederlanden; ihre Finanzen befanden sich in sehr schlechten Umständen. Der Spanische Minister de los Balbases sagte laut, er werde auf demselben Wege folgen, den die Holländer bereis betreten hätten k).

Canon hielt dafür, es könne auch nur darauf angesehen seyn, die Holländer zu schrecken. So viel ist wenigst ausgemacht, daß sie in der That in eine nicht geringe Furcht geriethen, als ihnen diese Nachricht von ihrem Bothschafter zu Madrit mitgetheilet wurde. Ihre Bothschafter zu Nimwegen, die zuvor ziemlich viel Muth gezeigt hatten, kammen nun voll Sorgen und Bekümmerniß zu dem Grafen Kinsky, um ihm von dem Vorhaben der Spanier Eröffnung zu thun, und durch Aufbietung ihrer ganzen Beredsamkeit zu erweisen, daß dem Kaiser und deutschen Reiche mehr daran gelegen seyn müsse, es zu hintertreiben, als ihnen

k) *Wagner* loc. cit. p. 451.

nen selbst. Zu Wien wurden von Holländischer Seite die nämlichen Vorstellungen gemacht, wo aber die Meynungen über einen Gegenstand, der sich von so verschiedenen Seiten zeigte, sehr getheilet waren. Einige Minister stimmten den Spaniern vollkommen bey: Nicht nur allein, hieß es, lehre die Erfahrung überhaupt, daß ein weit entlegenes, und fürchterlichen Angriffen ausgesetztes Land den Hauptkörper mehr schwäche und entnerve, als ihm nützlich sey; sondern die Spanier hätten an eben diesen Niederlanden die eigene traurige Probe davon erlebt, indem ihre jetzige Entkräftung größtentheils von dem Bemühen, sie zu erhalten, herrühe. Anstatt daß Frankreich, wenn es in den Niederlanden nichts mehr zu erobern habe, seine ganze Macht gegen Spanien selbst kehren werde, sey vielmehr zu erwarten, daß es mit Holland und Engelland in so weit aussehende Zwistigkeiten werde verwickelt werden, daß es dem Königreiche Spanien nicht einmal schaden könne, wenn es auch wolle. Gerade dieser Zankapfel werde vielleicht den Grund zu einer dauerhaften Ruhe für dasselbe abgeben.

Graf Kinsky, der dem Kaiser seine Meynung darüber schriftlich bekannt machte, erklärte sich gegen diese Abtretung, als welche ohnehin nicht zu Stand kommen werde, weil, wenn sie auch das allgemeine Beste von Spanien foderte, das Privatinteresse sich zu mächtig ihr entgegen stemmen würde. Der Graf drückt sich nicht aus, wessen Privatinteresse er meyne. Ohne Zweifel dachte er sich diejenigen Ursachen, welche auch in den folgenden Zeiten den Spaniern, besonders den vornehmen Familien unter ihnen, die Idee von der Zergliederung ihrer Monarchie so gehäßig machte, nämlich die vielen Pensionen, die sie aus diesen Län-

dern

dern zogen, und die Aussichten auf Güter, und sowohl Kriegs- als Civilstellen.

Der Graf glaubte auch, die Überlassung der Niederlande an Frankreich wäre vielleicht schon längst erfolgt, wenn man nicht besorgen müßte, daß, wenn Frankreich diesen Zuwachs erhalte, es die Spanische Schiffarth nach Indien unsicher machen, oder gar zernichten werde, weil auf solchen Fall Engelland und Holland so viel zu thun bekämen, um sich selbst aufrecht zu erhalten, daß sie die Spanier entweder nicht schützen könnten, oder den Vortheil davon mit Frankreich zu theilen suchen würden. Den Hauptgrund fand endlich der Graf in der großen Gefahr, welcher das deutsche Reich ausgesetzt seyn würde: „ Alle jenseits des Rheins angesessene Stände, und die diesseits am nächsten gelegenen besonders die Rheinischen Churfürsten würden in eine weit größere Abhängigkeit von Frankreich, als zuvor versetzet werden, und in dem Maaße, als diese Krone sich näherte, müsse ihre Rücksicht auf Österreich abnehmen. Selbst die Kaiserwahlen würde der Französische Hof nach Gefallen lenken können. “

Diese Vorstellung, daß dem deutschen Reiche selbst an der Erhaltung der Niederlande, als einer seiner stärkesten Vormauern, unendlich viel gelegen seyn müsse, war nicht neu, indem Spanien schon von der Zeit des ersten Angriffes, den Ludwig auf die Niederlande gethan, zu Regensburg und zu Wien schriftlich und mündlich sie in Unlauf zu bringen gesucht, und nicht nur in Staatsschriften, sondern auch in Büchern darauf aufmerksam gemacht hatte; aber immer ohne Frucht.

Indessen verschwanden die Besorgnisse der Holländer für sich selbst, indem sie von Seite Ludwigs

nicht

nur keine Neigung bemerkten, aus den Gesinnungen des Spanischen Staatsraths Vortheil zu ziehen; sondern von ihm die Zusicherung erhielten, daß er nicht Sinnes sey, sich der ganzen Niederlande zu bemächtigen. Man hätte um so eher an der Aufrichtigkeit dieser Zusage zweifeln sollen, daselbst ein großer Theil der Bewohner der Niederländischen Städte die Holländischen Garnisonen, die man zu ihrer Vertheidigung bey ihnen eingelegt hatte, mehr verabscheute, als die Französische Oberherrschaft. Allein Ludwig wollte Frieden; und zu diesem zu gelangen, war das kürzeste und einzige Mittel die Aussöhnung mit den Holländern, zu welcher sich keine Hoffnung zeigte, wenn er nicht ihre Lieblingsidee, um die sich seit dem Westphälischen Frieden alle ihre Politik, als um ihre Axe, herumdrehte, unangetastet ließ. Eine Barriere zwischen ihnen und Frankreich zu haben; der Franzosen Freund, nicht Nachbar zu seyn, war der Innbegriff ihres ganzen politischen Codex. Zwar schien Ludwig selbst seine eigene Zusicherung zu widerlegen, da er am Anfange des Märzes 1678, ehe von Seite der Verbündeten an die Eröffnung eines Feldzuges gedacht ward, in Person die Stadt Gent in Flandern belagerte, und in kurzer Zeit, so wie auch Ypern eroberte. Aber auch jetzt wußte er die Holländer zu beruhigen; er sey bereit, so äußerte er sich, beyde Städte wieder herauszugeben, und habe dieses Unternehmen nur in der Absicht gewagt, um den Verbündeten ernstlichere Friedensgedanken einzuflößen.

Diese so ganz unerwartete, und mit eben so vielem Glück, als Muth ausgeführte Unternehmung war ein fein ausgedachter Kunstgriff. Die reichern Volks-Klassen in Holland waren wegen der gehäuften Abgaben, und noch mehr wegen ihrer gehemmten Handlung

des

des Krieges eben so müde, als begierig nach Frieden. Die Niedern hingegen, die mit ihrer Anhänglichkeit an den Prinzen von Oranien auch dessen Gesinnungen sich eigen machten, verabscheuten eine fremde Herrschaft. Wenn die erstern bereits durch Aussichten auf Gewinn gewonnen waren, so wirkte nun die Furcht bey den letztern. Der Anblick der Französischen Macht so nahe an ihren Grenzen, wovon sie kein haltbarer Platz mehr trennte, und vielleicht die baldige Erscheinung innerhalb derselben, und die damit verbundene Erneuerung der vorigen Greuelthaten empörte ihre ganze Seele.

Nicht so war der Eindruck beschaffen, den die Eroberung von Gent auf die übrigen Verbündeten machte. Wenn sie es auch sich selbst eingestehen mußten, daß Ludwig in Ansehung der Holländer beynahe schon gewonnenes Spiel habe, so zählten sie jetzt mit mehr Wahrscheinlichkeit, als jemals, auf den Beytritt von Engelland. Das englische Volk war noch nie gegen die Krone Frankreich so sehr aufgebracht, als jetzt; noch nie hatte man in Parlament so viel Eifer bezeigt, den König durch Subsidien in seinen Anschlägen gegen Frankreich zu unterstützen, als jetzt; noch nie hatten ihm so viele Glückwünschungen und Beyfall entgegengetönet, als jetzt, da er sich persönlich dahin verfügte, und seinen Entschluß bekannt machte, den zu gefährlichen Fortschritten der Franzosen Einhalt zu thun.

So sehr auch Ludwig überzeugt war, daß er von dieser Seite nichts zu befürchten habe, indem der König

1) *Wagner* loc. cit. 467.

nig von Engelland doch der Krone Frankreich noch immer heimlich ergeben war; so wollte er doch auch etwas thun, das ihm vor den Augen von ganz Europa, und besonders der englischen Nation zur Rechtfertigung dienen sollte. Zum Beweise seiner Friedensliebe ließ er jetzt, da er seiner Absichten auf die Holländer versichert war, am 15ten April 1678 durch seine Bothschafter zu Nimwegen die Bedingungen bekannt mache, auf welche er mit jedem der Verbündeten Frieden zu schließen gesonnen sey. „Weil das Interesse des Herzoges von Holstein-Gottorp, hieß es, mit jenem des Königs von Schweden zusammenhänge, und dieser an dem Traktat zu Koppenhagen, wovon der König von Frankreich Bürge sey, Antheil habe; so soll derselbe in diesem Frieden auf solche Art begriffen seyn, daß er sich für befriediget halten könne. Der Fürst Bischof von Straßburg, und sein ganzes Haus, insonderheit sein Bruder Wilhelm, dessen Befreyung einen der ersten Punkte des Friedens ausmachen müsse, sollen in alle ihre Länder, Güter, Ehren und Vorzüge wieder eingesetzt werden. In Ansehung des deutschen Reiches, dessen Ruhe zur größten Betrübniß des Königs gestört worden sey, bestehe er auf der Wiederherstellung dessen, was der Westphälische Friede verordnete; in dieser Rücksicht biete er eine Alternative an: er wolle entweder Freyburg zurückgeben, wenn man ihm Philippsburg abtrete, oder Philippsburg könne dem Kaiser bleiben, und es müsse ihm dafür Freyburg zufallen. Weil Engelland, Holland und die benachbarten Staaten von Flandern wünschten, daß die Krone Spanien einige Grenzen an den Niederlanden behalten möchte, um eine Barriere zu bilden, welche sie für so nöthig für ihre Ruhe halten; so erbiete er sich, den Spaniern Charleroy, Limburg, Binch, Ath, Courtray, Gent, St. Guislain,

lain, dessen Werke aber geschleifet werden sollen, zurückzugeben. Dafür sollten sie ihm aber etwas von dem, was er in diesem Krieg erobert habe, überlassen: die ganze Franche Comte, Valenciennes, Bouchain, Condé, Cambray, Cambresis, Aire, St. Omer, Ypern, Warwick und Warneton, Poperingen, Bailleul, Cassel, und die Stadt Charlemont, oder, wenn es dem Könige von Spanien lieber seyn sollte, anstatt derselben Dinant, doch mit der Bedingniß, daß derselbe von dem Bischofe von Lüttich die Abtretung dieser Stadt, und von Kaiser und Reiche die Bewilligung dazu erhalte. Den Holländern wolle er außer der Genugthuung, die sie durch die Spanien betreffenden Artikel erhielten, Mastricht abtreten, und einen Kommerztraktat mit ihnen eingehen. Den Prinzen Karl von Lothringen (sein Vater, der Herzog war bereits vor Kurzem gestorben) wolle er in seine Länder wieder einsetzen, jedoch mit Ausnahme der Stadt Nancy, Longwy und einiger anderer Oerter, wofür er ihm aber Tull und andere Stücke von gleichem Werth einräumen wolle m). „

Da die Französischen Bothschafter noch nicht von Amtswegen mit den Übrigen zusammentraten; so übergaben sie ihre Erklärungen dem Englischen Bothschafter Jenkins, als Mittler, der zwar Schwierigkeiten machte, sie in dieser Eigenschaft anzunehmen, weil sie nicht mit dem von seinem Könige mit den Holländern erst am 10ten Jäner geschlossenen Bündnisse übereinstimmten; jedoch, ohne aber für eine Antwort zu stehen, versprach, sie den Gesandten mitzutheilen. Die-

m) Actes & Memoires des negotiations de la paix de Nimegue. Tom. II. Part. II. p. 396—400.

jenige, welche für die kaiserlichen Bothschafter bestimmet war, wurde auch dem päbstlichen Nuntius Bevilaqua übergeben, jedoch mit dem Zusatze, er könne einen Gebrauch davon nach seinem Gutdünken machen.

Die in Ansehung der Holländer vorgeschlagenen Bedingnisse allein ausgenommen, waren die übrigen an sich schon übertrieben genug; sie wurden aber durch den in der neuern Geschichte der Staaten unerhörten, und nur einem Ludwig XIV vorbehaltenen Umstand noch auffallender, daß nach seiner Vorschrift keine Unterhandlungen darüber sollten gepflogen werden, sondern bloß jede der Kriegführenden Mächte bis zum 10ten May sich zu erklären habe, ob sie bereit sey, sie zu unterschreiben oder nicht. Selbst Ludwigen konnte es nicht unbekannt seyn, wie sehr diese stolze Behandlung den größten Theil der Verbündeten, besonders diejenigen, die ohnehin noch wenig Neigung zum Frieden hatten, empören würde. Allein sie mochten es aufnehmen, wie sie wollten, das galt ihm gleich viel; sein Hauptaugenmerk war ohnehin nur auf die Holländer gerichtet. Er hatte auch bald das Vergnügen, daß der Holländische Bothschafter Beverning dem Seinigen, jedoch in der Stille, zu wissen that, daß die Generalstaaten die Bedingnisse genehmigten, die es ihm gefallen habe ihnen zuzugestehen n). Alsbald schrieb er aus seinem Lager zu Deinse in Flandern: „Er habe mit Vergnügen ihre Gesinnungen über den Schluß eines so wichtigen Werkes vernommen. Es freue ihn, daß sie die Bedingnisse, worüber er sich in der Versammlung zu Nimwegen erklärt habe, billig gefunden, und von der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen

n) *Disdier* loc. cit. p. 110.

gen in Ansehung einer so wichtigen und vielbedeutenden Sache vollkommen unterrichtet seyen. Er finde um so mehr Vergnügen, ihnen dieselbe vermittelst dieses Briefes zuzusichern, da er mitten unter den Vortheilen, die er durch die Waffen bereits erlangt habe, und in der Folge des Krieges noch zu erlangen hoffen könne, seinen vornehmsten Ruhm darein setze, alle Schritte, die zum Frieden führen können, zu thun. Weil aber noch eine Besorgniß in Betreff des siebenten Artikels des Kommerztraktats, worüber zu Nimwegen zwischen seinen und ihren Gesandten gehandelt worden, und eine Unruhe, er möchte die Eroberung der Niederlande vollenden, wenn Spanien sich weigerte, die von ihm angebotenen Bedingnisse anzunehmen, bey ihnen zurückgeblieben sey: so wolle er ihnen hiemit seine Gesinnungen über diese zween Punkte ganz entdecken. In Ansehung des ersten könne er sich nicht günstiger herauslassen, als daß er von dieser Stunde an diesen siebenten Artikel nach eben der Art, wie sie verlangt hatten, zugestehe o). In Ansehung des zweyten werde er solche Maßregeln ergreifen, welche ihnen die

o) Der 7te Artikel des am 10ten August 1678 wirklich geschlossenen Komerztraktats lautete, wie er nach dem Verlangen der Holländer eingerichtet ward, in der Hauptsache so: Die Unterthanen des Königs von Frankreich, und jene der Generalstaaten sollen die Länder, Städte, Plätze, Seehaven und Flüße des einen und des andern Staats mit ihren Waaren frey und ungehindert besuchen, selbige dahin bringen, und an jedermann ohne Ausnahme verkaufen; alle Gattungen von Waaren, deren Ein- oder Aus- oder Durchfuhr den Unterthanen des Königs und der Staaten nicht verboten seyn wird, zu kaufen, mit denselben zu handeln, sie durchzuführen, ohne daß diese gegenseitige Freyheit durch irgend ein Privilegium, durch eine Octroy, oder irgend eine sonderheitliche Verwilligung könne verboten, einge-

die Furcht benehmen sollen, die sie über den Verlust von Flandern bezeugten. Wenn nämlich Spanien die Hände zum Frieden nicht bieten wolle, und sie einen Traktat mit ihm auf die schon angezeigte Art schließen würden; wenn sie ferner in die alte Allianz mit ihm würden getreten seyn, und sich verpflichtet haben, während dieses Krieges neutral zu bleiben: so würde er alsdann stets bereit seyn, in Ansehung ihrer den Spaniern in den Niederlanden eben die Bedingnisse zuzugestehen, deren Annahme auch jetzt in ihrer freyen Willkuhr stehe: und er versichere sie hiemit sogar, daß er während dieser Zeit keinen einzigen Platz in dieser Provinz angreifen werde. Auf solche Art werde jene Barriere, die sie für ihre Ruhe so nöthig finden, nicht nur gebildet, sondern auch für immer festgesetzt werden " p).

Da der besondere Friede mit Holland gar kein Geheimniß mehr war, mußte die Verlegenheit der Verbündeten sich außerordentlich vermehren. Ihre Zusammenkünfte wurden verdoppelt, und alles hervorgesucht, was dienen konnte, diesen ihrer Meynung nach zu voreiligen, und der gemeinen Sache äußerst nachthei-

schränkt, oder zurückgenommen werden; und ohne daß die Unterthanen des einen, oder des andern Staats gehalten seyn sollten, größere oder andere Rechte, Auflagen, Abgaben auf ihre Personen, Güter, Einkünfte, Schiffe, unter welchem Namen, Titel, oder Vorwande es immer seyn möge, als bloß diejenigen zu entrichten, welche die eigenen und natürlichen Unterthanen des einen und des andern Staats werden bezahlen müssen. Actes & Memoires des Negotiations de la paix de Nimegue. Tom. II. Part. II. p. 604.

p) Actes & Memoires. Tom. cit. P. cit. p. 402, seqq.

theiligen Schritt zu hintertreiben; aber, wie leicht vorzusehen war, ohne allen Erfolg. Den kaiserlichen Gesandten, als sie eines Tages den Holländischen Vorwürfe darüber machten, antworteten diese ganz kaltblütig: „Der Kaiser schreite mit Vortheil genug aus diesem Kriege, wenn er nur nichts dabey verliere.“

Die Holländer hatten mittlerweile nichts unterlassen, um von den Verbündeten ihre Gegenerklärungen auf die Aeußerungen des Königs von Frankreich zu erhalten. Diese erfolgten endlich am 10ten Junius. Was die kaiserlichen Gesandten vorbrachten, lief ungefähr darauf hinaus: sie hofften von der Redlichkeit und billigen Gesinnung der Generalstaaten, dieselben würden nichts zum Nachtheile des Kaisers, des Reiches, und aller Alliirten unternehmen, die ohnehin nur in der Absicht, die vereinigten Provinzen zu retten, sich in diesen Krieg eingelassen. Sie hätten mit einem Feinde zu thun, welcher die Alliirten nur darum zu trennen suche, um sie alle desto leichter zu überwältigen. Sollten sie schlechterdings in die Nothwendigkeit versetzt seyn, Friede zu machen, so wolle der Kaiser ihnen die Hände dazu bieten, wenn es unter rühmlichen Bedingnissen geschehen könne; sie sollten aber keine so übereilten Entschlüße fassen, wie diejenigen seyen, welche der Feind von ihnen verlange. Sie sähen wohl, daß man nichts anders suche, als sie in den Abgrund zu stürzen. Es würde um einen allgemeinen Frieden geschehen seyn, wenn Frankreich merkte, daß sie die Absicht hätten, sonderheitliche Traktaten zu pflegen. Der Kaiser werde, wenn er einst Friede machen werde, nicht weniger Rücksicht auf die vereinigten Provinzen nehmen, als er Eifer gezeigt habe, einen Krieg zu ihrer Vertheidigung zu unternehmen.

nehmen, und darinn auszuharren q.) Der Dänische Gesandte antwortete ihnen: Er hoffe, die Generalstaaten würden keinen dem Könige von Dänemark schädlichen Schritt thun, der seine Person der Gefahr ausgesetzt, und seine Einkünfte hingeopfert habe, um den Verbindlichkeiten genugzuthun, in die er sich mit ihnen eingelassen. Wenn sie auch schlechterdings genöthiget wären, den Frieden anzunehmen; so sollten sie wenigst nichts unternehmen, was diejenigen, deren Sache sich noch in einem bessern Zustande befindet, zwingen könnte, absolute Bedingnisse anzunehmen. Es fehle nichts mehr, als daß die Standhaftigkeit, welche die Krone Frankreich für seine Alliirten zeiget, über die Beharrlichkeit ihrer Union triumphire. Sie sollten ja jenem Übel ausweichen, in welches die geringste Übereilung sie stürzen könnte; und wenn der König je seine Sicherheit in einem Traktat finden könnte, so würde er doch sein ganzes Interesse dem gemeinen Besten aufopfern. Der Gesandte des Churfürsten von Brandenburg sagte: er sey überzeugt, daß die Generalstaaten seinem Könige nichts haben versprechen wollen, welches der Allianz entgegen sey, die derselbe mit ihnen habe. Derselbe habe weder sein Blut, noch seine Staaten geschonet, um ihre Republik dem gänzlichen Verderben zu entreißen; er hoffe daher um so weniger, daß sie einen Frieden mit Frankreich schließen werden, ohne zuvor seinem Herrn die in ihrem Allianztraktat versprochene Genugthuung zu verschaffen. Übrigens wünsche der Churfürst nichts sehnlicher, als einen billigen Frieden, und werde darum stäts seine Mäßigung, und seine Rücksicht auf die drin-

q) *Disdier* loc. cit. p. 124. seq.

dringenden Gründe der Generalstaaten, einen Frieden zu schließen, zu erkennen geben r).

Wenn vielleicht diese Äußerungen bey den Holländern einige unangenehme Empfindungen hervorgebracht haben, so hatten sie auf der andern Seite das Vergnügen, daß die Spanier im Haag am 12ten May erklärten, daß sie die Bedingnisse annehmen, welche ihnen Frankreich angeboten hatte. Die Ohnmacht, sagten sie, in welcher sich die Generalstaaten befänden, die Bürden und Kosten eines so großen Krieges länger auszuhalten, nöthige sie unumgänglich, den Frieden anzunehmen. Durch diesen Schritt der Spanier um so mehr aufgemuntert, erklärten die Holländer auf das Neue, daß die Noth, in der sie sich befänden, keinen Aufschub gestatte; auf einen Beystand von Engelland sey ihnen alle Hoffnung verschwunden; die Niederlande seyen in einem so schlechten Zustande, daß sich kein Platz mehr darinn befinde, der dem Könige widerstehen könnte; nichts als ein baldiger Friede könne die Republik von dem Untergange retten, in welchen sie der Verlust ihrer Provinzen nothwendig stürzen würde.

Nun schien alles bis auf den geringsten Umstand berichtiget zu seyn. Die Holländer glaubten, den so sehr gewünschten Frieden, die Franzosen ihren Sieg über die Verbundenen in Händen zu haben. Aber gleichwie dergleichen Unterhandlungen dem allgemeinen Wechsel menschlicher Dinge unterworfen zu seyn pflegen, weil sich kein Theil entschließen kann, seinem von Hause aus mitgebrachten Mißtrauen gegen den an-

r) *Disdier* p. 126. seq.

andern gänzlich zu entsagen; so fand sich auch jetzt ein Umstand ein, der fast alles Bisherige gänzlich über den Haufen geworfen, und eine heftigere Forsetzung des Krieges veranlasset hätte, als alles Vorherige. Für die Einräumung der Plätze, die Frankreich den Holländern und Spaniern zurückzugeben versprach, war keine bestimmte Zeit angesetzt worden. In den Augen der erstern schien dieser Umstand keine Bedenklichkeit auf sich zu haben, weil nach allem bisherigen Völkerrecht die Unterschrift eines Friedensschlußes die unmittelbare Vollziehung desselben zur Folge hatte. Anders dachte der Spanische Gesandte Balbases: die seit Richelieu's Zeiten so übel berüchtigte Französische Politik erfordere vor allem, über diesen Punkt sich hinlänglich sicher zu stellen; eine Anfrage darüber könne wenigst keinen Schaden bringen, wenn sie auch überflüßig seyn sollte.

Man suchte sich seinem Vorschlage gemäß, Gewißheit darüber zu verschaffen, und erfuhr mit Erstaunen, daß weder die Herausgabe von Mastricht, welche Ludwig versprochen, noch die zugesagten Vortheile in Ansehung des Handels statt haben sollten, bis nicht die Schweden, als Französische Alliirte, alles, was ihnen abgenommen worden, wieder erhalten hätten. Der Eindruck, den eine so ganz aller Erwartung zuwiderlaufende Äußerung in Holland machte, läßt sich kaum beschreiben. Einige Schritte Ludwigs, durch die er mitten in seiner glänzenden Siegesbahn den Wünschen der Holländer zuvorgekommen war, hatten bey vielen die Idee von einer vorzüglichen in seinem Charakter liegenden Großmuth erzeugt; jetzt trat der Verdacht von Heucheley, List und Falschheit an ihre Stelle. Besonders gab sich der auf alle Gelegenheiten der Krone Frankreich zu schaden, äußerst wachsa-

me Prinz Wilhelm von Oranien alle erdenkliche Mühe, das Mißtrauen und den Groll der Holländer gegen Ludwigen noch mehr anzufachen. Die Wirkung dieser unangenehmen Empfindung war, daß die Generalstaaten den Entschluß faßten, wenn Frankreich zauderte, ihnen die versprochenen Städte zurückzustellen, den Krieg fortzusetzen, und Engelland durch eine neue Gesandschaft zum Beystand aufzufodern. Wirklich machte das unvernünftige Betragen der Franzosen überall einen so starken Eindruck, daß auch die Engelländer auf das Neue unruhig wurden, und am 26sten Julius ein neues Bündniß mit den Holländern schlossen, vermöge dessen sie, wenn Ludwig die Niederländischen Städte nicht vor dem 11ten August zurückgeben würde, gemeinschaftlich mit der Republik Krieg führen wollten f).

So sehr Ludwig das Nachgeben, als ein mit den überspannten Begriffen, die er von seiner Ehre hegte, unvereinbarliches Ding verabscheute; so sahe er doch, daß er unmöglich zu dem gewünschten Frieden gelangen könne, ohne die Wünsche der Holländer und Spanier zu befriedigen. Er beschloß daher, in diesem Punkte wirklich nachzugeben. Nur mußte ein Mittel gefunden werden, wodurch aller Schein des Zwanges, oder der Furcht entfernet wurde. Man fand es, und zwar darin, daß die Schweden selbst in einem Schreiben an Ludwigen erklärten: der König von Schweden würde mit allem zufrieden seyn, was Ludwig für gut finden würde zu beschließen, und man zweifle nicht, seine Klugheit würde ihm andere, mit seiner Ehre wohl vereinbarliche Mittel genug an die Hand geben, sei-

f) Actes & Memoires &c. Tom. II. Part. II. p. 549.

seinen Alliirten in den vorigen Stand herzustellen, als die Zurückbehaltung der Plätze, welche den Holländern und Spaniern versprochen worden. Die Schwedischen Gesandten führten überdieß noch verschiedene Gründe an, woraus sie zu erweisen suchten, daß es das gemeinsame Interesse beyder Kronen erfordere, ohne Verzug einen sonderheitlichen Frieden mit Spanien und Holland zu schließen, um sich zwoer feindlicher Mächte zu entledigen t). Auf eine ähnliche Weise hatte Ludwig bereits gehandelt, als der Kaiser auf der als Vorbedingniß des Friedens von ihm verlangten Freylassung des Prinzen Wilhelm von Fürstenberg bestand. Der Bruder des leztern, Franz Egon von Fürstenberg, Kardinal und Bischof von Straßburg mußte damals zu erkennen geben, daß sein Bruder, um den Frieden nicht zu verzögern, seiner Freyheit bis zum Schluße desselben entsagte, und die Kriegführenden Mächte selbst ersuchte, dieses heilsame Werk seiner Person wegen nicht zu verschieben.

Nachdem diese Schwierigkeit in Ansehung der Schweden gehoben war, eilten die Franzosen um so mehr mit der Bewilligung, die Städte herauszugeben, da gerade einen Tag hernach, am 11ten August, wenn die Unterschrift des Friedens noch nicht erfolgt wäre, der Krieg von Seite Engellands vermöge des lezten Bündnisses für erklärt wäre zu halten gewesen. Gleichwie die Verbundenen nichts sehnlicher, als diesen Fall wünschten; so schmeichelten sie sich fast bis auf den lezten Augenblick mit der Hoffnung, daß er eintreten werde. Sie glaubten nicht, daß die Holländische Gesandschaft, ohne neue Verhaltungsbefehle,

ja

t) *Disdier* loc. cit. p. 166.

ja ohne nach Haag zu berichten, es wagen würde, förmlich zu schließen. Und bis sie nach Haag geschrieben, und von dort wieder eine Antwort erhalten hätte, wäre der Termin verstrichen gewesen, und der Krieg von Seite Engellands hätte seinen Anfang genommen. Aber Amsterdam, welches bisher am lebhaftesten nach dem Frieden gestrebt, hatte den Gesandten Beverning und Haren schon zuvor die Weisung gegeben, in demselben Augenblicke, da die Franzosen von ihren Foderungen in Ansehung der gedachten Städte abstünden, den Frieden zu schließen u). Am 10ten August um 11 Uhr Abends fanden sich daher die Holländischen Bothschafter in dem Quartiere des Marschalls d'Estrades ein, und um halb 12 Uhr wurden beyde, der Friedens- und der Kommerztraktat von ihnen und den Franzosen unterzeichnet. Die Holländer erhielten durch denselben Mastricht mit der Grafschaft Broonhof, die Grafschaften und Länder Fauquemont, Daalhem, Rolleduc, nebst mehr andern Örtern zurück, und der König wälzte dadurch eine große Last in Ansehung dieses Krieges von sich weg, indem die Holländer versprachen, während desselben nicht nur selbst neutral zu bleiben, sondern auch jene Verbindlichkeiten zu verbürgen, welche Spanien eingehen werde, besonders diejenige, wodurch sie zur Beobachtung eben derselben Neutralität werde verpflichtet werden. Die beyden Könige von Engelland und Schweden, der Herzog von Holstein, der Bischof von Straßburg und der Prinz Wilhelm von Fürstenberg wurden in diesen Frieden eingeschlossen. In einem besondern Artikel versprach der König von Frankreich dem Prinzen von Oranien sein Fürstenthum, und alle weggenommenen Länder,

eid

u) *Wagner* loc. cit. p. 478.

die er in Frankreich besaß, mit allen Rechten, Freyheiten und Vorzügen zurückzugeben v).

Eine sonderbare Erscheinung war, daß der König von Engelland, welcher eigentlich die geheime Triebfeder dieses Friedens gewesen, nun, nachdem derselbe geschlossen war, laut dagegen protestirte. Schon vor einigen Monaten hatte er seinen Ministern zu Nimwegen den Auftrag ertheilt, sich gegen den Frieden, so bald er zu Stand gekommen wäre, zu erklären. Die Verbundenen sollten nämlich nicht auf den Verdacht gerathen, daß er selbst die Holländer zu diesem Schritte verleitet habe. So weit gieng die Verstellungskunst, daß der englische Minister Hyde die Holländer jetzt feyerlich auffoderte, diesen Frieden nicht zu bestättigen, und im Namen des Königs und bey seinem königlichen Worte versprach, daß, wenn sie ihre Genehmigung verweigerten, der Krieg von Seite Engellands in dreyen Tagen würde erkläret werden. Aber was bisher vorgegangen war, sprach schon zu laut, wie viel den Versicherungen des Königs zu trauen sey, als daß sie sich länger dadurch hätten sollen hinhalten lassen. Sie ertheilten daher dem Friedensschluße ohne weiters ihre Bestättigung.

Da die Spanier sich anheischig gemacht hatten, den Frieden auf die Bedingnisse, die ihnen Frankreich vorgeschlagen hatte, gemeinschaftlich mit den Generalstaaten anzunehmen; diese aber dem Könige wegen aller Verbindlichkeiten, welche Spanien eingehen sollte, besonders wegen der Beobachtung einer strenge Neutralität dieses Königreiches Bürge stehen mußten: so ga-

ben

v) Actes & Mémoires &c. Tom. II. Part. II. p. 590—599.

ben sich jetzt die Holländischen Gesandten alle erdenkliche Mühe, den Frieden zwischen Frankreich und Spanien zu beschleunigen. Gleichwie es aber beynahe unmöglich ist, daß sich eine so wichtige Unterhandlung endigen könne, ohne daß unvorhergesehene Zufälle dazwischen kommen, welche sie verzögern; so zeigten sich auch dießmal verschiedene Hindernisse, so, daß der Friede erst am 17ten September zu Stand kam. Vermöge desselben gab zwar Ludwig den Spaniern Charleroy, Binch, Ath, Oudenarde, Courtray, das Herzogthum Limburg, Gent, das Land Waes, Leeuwe in Brabant, St. Guillain, dessen Werke aber geschleifet werden sollten, und die Stadt Puicerda in Katolonien zurück, und that für die Zukunft feyerlich auf alle diese Oerter Verzicht; aber die Spanier verloren die ganze Franche Comte mit Inbegriff der Stadt Besançon und des dazu gehörigen Bezirkes Valenciennes, Bouchain, Conde, Cambray und Cambresis, Aire, St. Omer, Ypern, Warwick und Warneton, Poperingen, Bailleul, Cassel, Bouvay und Maubeuge, welchen Oertern diese Krone gleichfalls für alle Zukunft entsagte. Nach dem schon vorher von Ludwig gemachten Vorschlage eines Austausches bedung sich Spanien, Charlemont für sich zu behalten, und versprach zur Abtrettung der Stadt Dinant an dessen Stelle vom Bischofe zu Lüttich, in dessen Gebiete sie lag, und vom Kaiser und Reich die Bewilligung binnen einem Jahre zu erhalten. Auch ward ausgemacht, daß man, wenn sich in den der einen Krone eingeräumten Ländern, Bezirke, welche der andern zugehören, befinden sollten, selbige gegenseitig gegen andere, den neu erlangten Plätzen einer Jeden nahe gelegene Örter auswechseln wolle x).

Die

x) Actes & Memoires Tom. II. Part. II. p. 729—751.

Die große Frage war nun, was der Kaiser in dieser harten Lage thun, ob er einen eben so lästigen als gefährlichen Krieg allein fortführen, oder einen seiner Ehre nachtheiligen Frieden eingehen sollte? Auf einer Seite hatte die schimpfliche Art, womit die Franzosen die übrigen Mächte bisher behandelt hatten, alles gegen sie empört. „Nichts habe gefehlt sagten diejenigen, welche für die Fortsetzung des Krieges stimmten, als daß vollends Ludwig dem Kaiser einen förmlichen Tribut aufgeleget, da dieser doch seinem Gegner, wenn er ihn auch nicht gänzlich besieget, doch mehr Niederlagen beygebracht als selbst empfangen. Mit ihm sey es so weit noch nicht gekommen, daß er nöthig hätte, fremden Gesetzen zu gehorchen: Das Band der Allianz sey zwar durch den Abtritt zweyer Mitglieder zerrissen; doch sey es rühmlich, den Churfürsten von Brandenburg auch jetzt nicht einmal zu verlassen. Der Kaiser könne weder Freyburg, noch Philippsburg entbehren. Werde dieses abgetreten; so erhalte dadurch Frankreich den Schlüßel zu Deutschland; gehe Freyburg verloren; so stehe Breißgau in Gefahr, in die Dienstbarkeit zu gerathen; die Franzosen werden die Päße des Schwarzwaldes besetzen, und Baaden, Würtemberg und ganz Schwaben ihren Verheerungen ausgesetzt seyn; am diesseitigen Rheinufer werde künftig der Sitz des Krieges aufgeschlagen werden. Ob es dann nicht besser sey, den König im Zustande seiner Enkräftung zu Paaren zu treiben, als ihm Zeit zu lassen, sich zu sammeln, und zu warten, bis er aufs Neue weit mächtiger als zuvor auftrete? Der Bund bestehe gewissermassen noch, und nach Crocow's Vorschlag werde man leicht ein Heer von 80,000 Mann zusammenbringen können: 40,000 werde der Kaiser, 20,000 der Churfürst von Brandenburg, und die übrigen

20,000 Franken, Schwaben, die Lüneburger und der von Münster stellen.

Auf der andern Seite erklärten sich weit mehrere Räthe des Kaisers für den Frieden, und hatten auch stärkere Gründe für ihre Meynung: eine Armee von 80,000 Mann würde den Ober- und Niederrhein gegen eine mehr als noch einmal so starke Macht bey weitem nicht vertheidigen können; aber auch diese würde man bey dem großen Mangel an Zusammenstimmung unter den Deutschen schlechterdings nicht zusammenbringen. Ob man sich wohl auf den Churfürsten von Brandenbnrg vollkommen verlassen dürfe? Derselbe werde mit dem Könige von Schweden genug zu thun haben, und seine Treue sey noch einem großen Zweifel ausgesetzt. Die Lüneburger seyen wankelmüthig; der Herzog von Hanover der Parthey der Alliirten nicht zugethan; von den übrigen Ständen sey wenig zu hoffen. Zu allen diesen Gründen kam noch der Umstand, daß unter den Alliirten eine große Eifersucht herrschte. Der Kaiser wollte das Oberkomando ohne alle Einschränkung seinen eigenen Feldherrn allein ertheilet wissen; unter den Alliirten strebten der Churfürst von Brandenburg, der Herzog von Braunschweig Zelle und der Bischof von Osnabrügg nach demselben. In der That konnte man sich wenig guten Erfolg versprechen, wenn der Oberbefehl unter mehrere vertheilet war, und ein jeder nur so viel gehorchte, als ihm beliebte. Und gesetzt auch, man hätte Mittel gefunden, diese Schwierigkeit zu heben; so blieb doch die wichtige Frage noch übrig, wer die Kosten eines so weitaussehenden Krieges tragen würde?

Niemand gab sich eine größere Mühe, dem Kaiser eine Neigung zum Frieden beyzubringen, als der

Graf Kinsky in seiner besondern Korrespondenz, die er für sich ohne Theilnahme, vielleicht auch ohne Wissen seiner zween Kollegen, mit dem Kaiser führte. In eine Lage gesetzt, in der er die wahren Verhältnisse der Dinge näher kennen konnte, als die Minister zu Wien, bot er alles auf, was sein Eifer für das Beste seines Herrn ihm eingab. Durch nichts ward er mehr in seiner Meynung bestärkt, als durch den Eifer, womit sich viele deutsche Fürsten herbeydrängten, um in den Frieden mit Holland eingeschlossen zu werden, in dessen neunzehntem Artikel die Holländer die Freyheit erhalten hatten, ihre Alliirten, welche in diesem Frieden mit begriffen seyn sollten, binnen 6 Wochen zu nennen. Die vornehmsten, welche nach diesem Ziele strebten, waren die Churfürsten von Maynz und Trier, und der Pfalzgraf von Neuburg. Diese Fürsten, besonders der letztere machten gar kein Geheimniß daraus, daß, wenn sie nicht für sich zum Frieden gelangen könnten, sie lieber Französische, als Brandenburgische Truppen in ihren Ländern sehen würden. Andere führten die bittersten Beschwerden gegen die bisherigen Winterquartiere, selbst die der Kaiserlichen nicht ausgenommen; ja einige giengen so weit, daß sie drohten, allen fernern Quartieren mit gewaffneter Hand sich entgegenzusetzen.

Einen noch weit stärkern Eindruck, als diese Umstände und die Vorstellungen des Grafen Kinsky machte am kaiserlichen Hofe das Betragen der Franzosen zu Nimwegen selbst, welche, nachdem sie sahen, daß die Kaiserlichen ungeachtet ihres wenig günstigen Kriegsglückes keine Begierde nach Frieden blicken ließen, ihnen im November erklärten, daß wenn im nächsten Monate der Friede nicht geschlossen sey, der König ihnen nicht mehr die vorigen Bedingungen zugestehen wer-

werde y). Da auch die Spanier mit ihrer Ratifikation des Friedens zögerten, gab Ludwig Befehle, daß die Stadt Gent, und das Land Waas die zur Unterhaltung der Truppen, die er wegen dieser Zögerung in Flandern zurücklassen müße, erfoderlichen Summen darschießen sollten, so, daß sie in dieser kurzen Zeit mehr Schaden litten, als während des ganzen Krieges. Nebst diesem blieb er sich auch in seinem einmal angenommenen System, den Frieden nicht anders, als mit stets siegreichen, oder doch drohenden Waffen in der Hand zu schließen, in so weit gleich, daß er Truppen gegen das Jülichische und Klevische marschiren, und auch an dem Oberrhein eine bedenkliche Stellung nehmen ließ, um jeden benachbarten Reichsstand in Sorgen zu setzen. Die ohnehin schon äußerst schüchternen Fürsten, da ihre Bemühungen fruchtlos waren, in den Hollandischen Frieden aufgenommen zu werden, indem Ludwig nicht mit einzelnen Ständen, sondern mit dem ganzen Reiche schließen wollte, drangen jetzt um so mehr in den Kaiser, sie durch die Herstellung eines gründlichen Friedens in Sicherheit zu setzen. In dieser Lage blieb demselben nichts anders übrig, als sich in nähere Unterhandlungen mit Frankreich einzulassen.

Es waren eigentlich drey Schwierigkeiten, welche nicht sogleich gehoben werden konnten, und sich dem Fortgange des Friedensgeschäfts in den Weg legten: die von den Franzosen dem Kaiser überlassene Wahl entweder Philippsburg, oder Freyburg an Frankreich abzutreten: die Streitigkeit wegen der während des Krieges von ihnen besetzten Elsassischen Reichsstädte, und die Wiedereinsetzung des Herzogs von Lothringen. In

y) *Disdier* loc. cit, p. 218.

Ansehung der erstern waren die Kaiserlichen selbst nicht einig. Da es nicht möglich war, die so verhaßte Alternativ ganz von sich zu schieben; stimmte Graf Kinsky, man sollte Philippsburg herausgeben, indem es unbillig sey, daß der Kaiser von dem Seinigen etwas verliere, und der Französische Besitz von Freyburg weit bedenklicher für ganz Schwaben, für die österreichischen Vorlande, und selbst für mehrere am Rhein gelegene Fürstenthümer sey, als der Besitz von Philippsburg. Goes und Strattmann waren der entgegengesetzten Meynung, oder vielmehr sie täuschten sich und den Hof durch gar zu große bey diesem Geschäft angebrachte Feinheit. Philippsburg müsse man suchen zu erhalten, um dem Reiche von dieser Seite durch eine so wichtige Festung eine Vormauer nicht zu entziehen. Wenn man den Franzosen Freyburg anbiete; so würden sie entweder selbst suchen, das ihnen wichtigere Philippsburg zu erhalten, oder es würde nicht schwer seyn, jene Stadt durch ein ihnen zugesichertes Aequivalent zu retten, wozu einige Elsaßische Reichsstädte leicht dienen könnten. Freyburg ward angeboten, und gegen alle Erwartung ohne Schwierigkeit angenommen, nur daß die Franzosen darunter den ganzen Breißgau, als Zugehör von Freyburg wollten begriffen haben. Von einem Aequivalent könne keine Rede seyn, und die zehn Städte im Elsaß wären ohnehin ihres Königs ungezweifeltes Eigenthum. Um wegen dieser letztern alle Irrungen zu heben, thaten die kaiserlichen Bothschafter den Vorschlag, die Sache durch besondere von beyden Theilen ernannte Schiedrichter abthun zu lassen; was diese sprechen würden, darüber sollten beyde Theile fest halten; indessen sollten aber gedachte Städte sogleich in jenen Stand gesetzt werden, in welchem sie vor diesem Kriege gewesen. Allein die Franzosen waren zur Bewilligung dieses

Vorschlages schlechterdings nicht zu bewegen. Als die Kaiserlichen sahen, daß sich jene standhaft weigerten, diese Bewilligung in den Friedenstraktat als einen besondern Artikel aufzunehmen; so übergab der Graf Kinsky den Mediatoren eine schriftliche Erklärung, daß den bemeldten Städten alle jene Freyheiten und Rechte, welche ihnen vermöge des Westphälischen Friedens zustünden, unverletzt bleiben sollten, ohne daß denselben durch die gegenwärtigen Traktaten das geringste benommen werde, und er verlangte, daß diese Protestation in die Protokolle eingerückt werden möchte z).

In Ansehung des Prinzen von Lothringen kam man in so weit überein, daß Ludwig versprach, ihn in seine Länder wieder einzusetzen; doch mußte derselbe im Gegentheile auf Nancy nebst einer Strecke von einer halben Meile in die Breite zur nöthigen Passage zwischen dieser Stadt und den Französischen Besitzungen; ingleichen auf die Stadt und das Amt Longwyck Verzicht thun, welche von dieser Zeit an beständig bey Frankreich verbleiben sollten. Dafür erbot sich der König, ihm die Stadt Tull mit aller Oberherrschaft einzuräumen. Wegen der als Zugehör von Freyburg gefoderten Örter in Breißgau machten Goes und Strattmann lange Zeit gegründete Einwendungen. Zuletzt mußten sie doch zugeben, daß die Krone Frankreich zugleich mit der Stadt Freyburg die drey Dörfer, Lehn, Metzhausen und Kirchzart erhalte, und dem Kaiser ward dafür nicht mehr zu Theil, als das Besatzungsrecht in Philippsburg. Da der Kaiser und das Reich sich anheischig machen mußten, den Feinden der Kronen

z) *Disdier* p. 248.

nen Frankreich und Schweden während dieses Krieges nicht beyzustehen, Ludwig aber die ungekränkte Freyheit behalten wollte, dem Schweden Beystand zu leisten; so behielt er sich zugleich die Macht vor, in Chatelet, Huy, Berwiers, Achen, Düren, Linnick, Neus und Sons seine Besatzungen zurückzulassen. Jedermann, besonders die Kaiserlichen sahen ein, wie verderblich dieser Punkt, wenn man ihn eingienge, dem Churfürsten von Brandenburg sey, der, nachdem er bereits auf der einen Seite dem Könige von Schweden beynahe ganz Pommern bis auf wenige Örter abgenommen hatte, dadurch in Gefahr gerieth, auf der andern, nämlich von seinen Westphälischen Besitzungen, beynahe eben so viel zu verlieren. Aber alle, auch noch so ernstlichen Weigerungen der kaiserlichen Gesandten waren fruchtlos; sie mußten die Herstellung des Friedens beschleunigen; und zur Erreichung dieses Zweckes war ihnen kein anders Mittel übrig, als Nachgiebigkeit. Auf diese Bedingnisse kam also endlich der Friede zwischen dem Kaiser und deutschen Reiche auf der einen, und dem Könige von Frankreich auf der andern Seite zu Stand, und wurde am 5ten Hornung 1679 von den Gesandten beyder Theile zu Nimwegen unterzeichnet. Schon zuvor, ehe noch alle obengedachte Punkte berichtiget waren, hatten die Franzosen auch in Betreff des gefangenen Prinzen Wilhelm von Fürstenberg von den kaiserlichen Gesandten die Versicherung erhalten, daß der Kaiser demselben sogleich nach dem Schluße des Friedens seine vorige Freyheit ertheilen, und ihn in alle seine Güter, Würden und Rechte wieder einsetzen werde. Diesem Versprechen gemäß machte auch die Wiederherstellung des Prinzen einen eigenen Artikel in diesem Frieden aus a).

Das

a) Actes & Memoires &c. Tom. III. p. 405—420.

Das deutsche Reich hatte bereits durch einen Schluß von 31sten März 1677 den Kaiser gebeten, bey diesen Friedensunterhandlungen durch die kaiserliche Gesandschaft sein Bestes besorgen zu lassen. Gleichwie dieselbe diesem Verlangen zu Folge in ihren Negociationen beständig Rücksicht auf das deutsche Reich genommen; so wurde dann der Friede nicht nur im Namen des Kaisers, sondern zugleich auch im Namen des ganzen Reiches unterzeichnet, ohne daß man zuvor über die darin enthaltenen Punkte die Einwilligung desselben erholet hatte. Erst nachdem schon alles geschlossen war, machten die kaiserlichen Botschafter den Inhalt des Friedens bekannt. Die meisten Reichsstände sahen wohl ein, daß es in der kurzen Frist, welche die stolzen Franzosen zur Schließung des Friedens bestimmt hatten, nicht möglich war, die Bedingnisse der langsamen Untersuchung des Reichstages zu überlassen. Froh, den weitern Gefahren eines verderblichen Krieges durch diesen Friedensschluß entronnen zu seyn, dankten sie dem Kaiser dafür, und gaben ihre Zufriedenheit in einem allgemeinen Reichsschluße vom 23ten März 1679 zu erkennen b). Nur der König von Dänemark, und der Churfürst von Brandenburg waren darüber mißvergnügt. Ihre Gesandten zu Wien suchten alles in Bewegung zu setzen, daß dieser Friede von dem Kaiser nicht genehmiget werden möchte. Man antwortete ihnen: wenn der Churfürst von Brandenburg versprechen könne, daß die Herzoge von Lüneburg als getreue Bundesgenossene standhaft bleiben, die Churfürsten von Bayern und Sachsen durch geheimes Entgegenarbeiten den Plan nicht stören, und 40,000 Mann auf Kosten der Alliirten,

b) Pachner Sammlung der Reichsschlüsse Th. II. S. 199.

liirten, und unter der Anführung eines kaiserlichen Feldherrn nicht blos auf ein einziges Jahr, sich am Niederrhein einfinden werden; so sey man nicht abgeneigt, den Krieg fortzusetzen. Widrigenfalls könne man den Frieden nicht länger verschieben, viel weniger ganz verwerfen. Da indessen die Nachricht einlief, daß das Haus Braunschweig-Lüneburg die mit Frankreich und Schweden zu Nimwegen angefangenen Unterhandlungen an eben demselben Tage, nämlich am 5ten Februar wirklich geendiget, und einen Frieden geschlossen habe; so trug Leopold kein Bedenken mehr, auch jenen Frieden, den seine Botschafter zu Nimwegen unterzeichnet hatten, zu bestätigen. Gleichwie sich der Kaiser gleich am folgenden Tage, nachdem er mit Frankreich geschlossen, auch mit dem Könige von Schweden gesetzt, und in diesem Frieden versprochen hatte, den Herzog von Holstein Gottorp zu schützen, daß ihm seine vom Könige von Dänemark angefochtenen Rechte ungekränkt bleiben; so legte jetzt auch der Bischof von Münster die Waffen nieder, und verglich sich mit Schweden am 29sten März 1679. Sowohl dieser, als der mit den Lüneburgern geschlossene Friede eröffnete dem Könige von Schweden wieder günstige Aussichten zur Wiedererlangung einiger in diesem Kriege verlorenen Länder; denn beyde verpflichteten sich, ihm alles, was sie von Bremen und Verden während dieses Krieges in Besitz genomenen, zurückzustellen c).

Von allen Alliirten, den einzigen König von Dänemark ausgenommen, verlassen, hätte der Churfürst

c) Actes & Memoires &c. Tom. III. p. 567—552. und Tom. IV. Part. II. p. 389—395.

fürst von Brandenburg zu viel gewagt, und sich selbst seinem Verderben genähert, wenn er nicht noch zu rechter Zeit getrachtet hätte, sich mit Frankreich und Schweden auszusöhnen. Besonders dringend war die Noth, da die Franzosen jetzt im Clevischen fürchterliche Verwüstungen anrichteten. Nachdem er einen Stillstand der Waffen auf einige Wochen erhalten hatte; schickte er den Herrn von Meinders nach Frankreich, damit derselbe einen Frieden bewirke. In dieser Lage war wohl zu vermuthen, daß er wenig vortheilhafte Bedingnisse zu erwarten habe. Das erste, was man von ihm verlangte, war die Zurückgabe von Pommern, eines Landes, das er mit so vielem Aufwande von Geld und Mannschaft erobert hatte. Die Schweden hatten ihm zwar anfänglich Hoffnung gemacht, daß er Stettin werde behalten dürfen. Als es aber zu ernstlichen Unterhandlungen und endlich am 29sten Junius zum Schluße kam; mußte der Churfürst ganz Pommern, nur mit Ausnahme dessen, was außer Dam und Golnau jenseits der Oder liegt, an Schweden wieder abtreten, welches ihm im Gegentheile ganz Hinterpommern, und den halben Zoll zu Colberg überließ d). Dänemärk, welches nun allein noch übrig war, setzte sich endlich am 2ten September gleichfalls mit Frankreich und Schweden, und gab alle während dieses Krieges gemachte Eroberungen zurück, so wie es im Gegentheile alles, was es in demselben verloren hatte, wieder erhielt.

Ach-

d) Actes & Memoires &c. Tom. IV. Part. II. p. 490—502.

Achtes Buch.

Französische Reunionen.

Erstes Kapitel.

Französische Reunionen. Beschwerden dagegen. Anstalten des Reiches zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit. Einnahme der Stadt Straßburg durch die Franzosen. Association einiger Mächte. Bündniß des Churfürsten von Brandenburg mit Frankreich.

Ludwig hatte während dieses Krieges zwo Erfahrungen gemacht, die ungemein stark auf seine nie aufgegebene Vergrößerungsplane wirkten. Bey Spanien war viel Wille, ihm zu schaden, verbunden mit einer Schwäche, die er nicht vermuthet hatte, zu sehen gewesen; bey dem deutschen Reiche eine beträchtliche Masse von Kräften, aber weniger Wille, ihm zu schaden, und selbst weniger Anwendbarkeit dieser Kräfte, als er mochte geglaubt haben. Beyde Mächte erschienen ihm als diejenigen Nachbarn, auf deren Unkosten er sich ungestraft und nach Belieben vergrößern konnte: ein Vorsatz, nach dessen Ausführung er schon lange sehnlich gestrebt hatte. Nur mußte sich eine Gelegenheit darbieten, wodurch der Anstand, und die

zwi-

zwischen den Europäischen Nationen hergebrachten Begriffe von Recht und Unrecht nicht auf eine zu sehr beleidigende Weise verletzt wurden.

Ein Parlementsrath von Metz, Namens Ravaux, trat unvermuthet auf, und bot dem Könige zur Ausführung seines Planes die Hand. Vermöge eines königlichen Auftrages sollte er den Bezirk der Gerichtsbarkeit des dortigen Parlements genau angeben. Ravaux wußte mehr Ortschaften zu nennen, als sich wirklich darunter, und mehr, als sich selbst unter Französischer Oberherrschaft befanden. Seine Arbeit gefiel so sehr bey Hofe, daß er aufgefodert wurde, sie fortzusetzen, und so vollständig, als möglich, zu machen. Unermüdet in Durchforschung der Archive, und unerschöpflich in willkührlichen, aus den Urkunden gezogenen Resultaten, brachte er ein solches Verzeichniß von ehemaligen Besitzungen, Lehenschaften und Dependenzen der drey Bisthümer Metz, Toul und Verdun, dem eigentlichen Umfange des Metzer-Parlements zum Vorschein, daß selbst Louvois, dem er es persönlich einhändigte, anfänglich darüber lachte, es aber bald selbst nicht verwerflich fand, und sogar seinem Herrn, vielleicht nur, um der Lieblingsneigung desselben zu schmeicheln, vorlegte. Und weil nun einmal mit dem, was man als Zugehör des Parlements von Metz fodern könne, der Anfang gemacht war; so ward beschlossen, auch mit Elsaß wieder zu vereinigen, was dazu gehöret, und die in dem Westphälischen Frieden zugesicherte Oberherrschaft nach aller Strenge, und mit Hintansetzung aller in demselben Frieden hinzugefügten Einschränkungen auszuüben. Zwo sogenannte Reunionskammern wurden errichtet, die eine zu Metz wegen der Ansprüche der drey Bisthümer; die andere zu Breysach wegen der von Elsaß.

saß. Mit Erstaunen hörte man, daß vor diese außerordentliche Gerichte der König von Schweden wegen Zweybrücken, der König von Spanien wegen einiger Besitzungen in den Niederlanden, der Churfürst von der Pfalz, die Pfalzgrafen von Veldenz, der Herzog von Würtemberg, die Markgrafen von Baaden, und der ganze unmittelbare Adel zwischen dem Rhein und der Mosel waren vorgeladen worden; und ehe noch einer erschien, der alles verschlingende Machtspruch schon ergangen sey, daß alles, was in dem Elsaß gelegen, alle Fürsten und Herren, die den drey Bißthümern mit irgend einem Lehensverband zugethan seyen, die Französische Oberherrschaft anzuerkennen hätten. Dieß sey der klare Innhalt des Münsterischen und Nimwegischen Friedens; wer sich unterstehe, sich zu widersetzen, den werde man mehr für einen Rebellen, als für einen ordentlichen Feind ansehen. Damit diese Drohungen nicht unerfüllt blieben, war schon bewaffnete Mannschaft in der Nähe, die den Richtern zu Gebot stand. Dem Hause Würtemberg ward Mömpelgard, dem Könige von Schweden das Herzogthum Zweybrücken, Spanheim seinem Besitzer entzogen, weil sie den Eid der Unterwürfigkeit nicht leisten wollten. Die ganze bis daher unmittelbare Reichsritterschaft in dem Elsaß mußte schwören, oder ihre Güter mit dem Rücken ansehen. Um das ohnehin schon weitschichtige Reunionsfeld vollends ins Unendliche zu erweitern, wurden auch die sogenannten Dependenzen hervorgesucht. Was jemals die Landgrafen von Elsaß, oder die Landvögte von Hagenau, oder die Bischöfe besessen hatten, oder wovon sich nur die geringste, manchmal gar lächerliche Spur zeigte, daß sie etwas möchten besessen haben, wurde unter dem Vorwande der Dependenz, und weil die auf solche Art erworbenen Dependenzen wieder ihre Dependenzen hatten, auch diese un-

unter die Französische Oberherrschaft gezogen, so, daß selbst nach der Aussage Französischer Schriftsteller der König nur durch kühnes Fortschreiten auf diesem Wege ohne alle Hülfe von den Waffen sich des ganzen Deutschlandes hätte bemeistern können. Kloster Weißenburg, zum Beyspiele, obschon außer den Grenzen des Elsaßes gelegen, ward dem Könige zuerkannt, weil es von dem Könige Dagobert vor mehr als tausend Jahren gestiftet worden. Welche fruchtbare Anwendung auf so viele deutsche Hochstifter und Klöster hätte sich machen lassen, wenn Frankreich das Recht gehabt hätte, alles zurückzufodern, was Karl der Große, Ludwig der Fromme, und andere Fränkische Könige gestiftet hatten! Das Kloster Weißenburg, aus einem so wichtigen Grunde dem Könige zugesprochen, war noch nicht genug. Weil Germersheim in uralten Zeiten zu Weißenburg gehört hatte, ward dieser Ort dem Churfürsten von der Pfalz abgesprochen. Aus einem ähnlichen Grunde entzog man dem Grafen von Naßau-Saarbrücken Homburg, und die Grafschaft Bitsch, und den ganzen Hundsrück nebst der Grafschaft Leiningen ihren Besitzern. Den Dependenzen mußten noch die Kompensations- oder Äquivalenzrechte die Hand bieten e).

Sobald von Seite Frankreichs die ersten Schritte geschehen waren, diese ganz unerhörten Anmaßungen, besonders die den Elsaßischen Vereinstädten aufgedrungenen neuen Huldigungseide geltend zu machen; säumte der Kaiser keinen Augenblick, der Reichsversammlung Nachricht davon zu ertheilen, damit sie ihm ein Gutachten darüber erstatten möchte. Dasselbe erfolgte

e) Wagner p. 508—510.

folgte am 9ten Februar 1680, und trug darauf an, daß man alle Punkte, worin Frankreich den Westphälischen und Nimwegischen Friedensschlüßen schnurgerade entgegenhandelte, reiflich untersuchen, ordentlich zusammentragen, und der Kaiser dem Könige von Frankreich durch Schreiben, oder Abschickung in seinem und des gesammten Reiches Namen, wie auch sowohl dem Französischen Gesandten zu Wien, als dem zu Regensburg Vorstellung thun, und die wirkliche Abstellung dieser Beschwerden begehren solle. Da es bekannt sey, heißt es, daß in dem Münsterischen Frieden die Landgrafschaft Ober- und Unterelsaß sammt der Landvogtey Hagenau der Krone Frankreich mit ausdrücklichem Vorbehalt der darin gelegenen 10 vereinigten Reichsstädte, und deren hergebrachten Unmittelbarkeit und Freyheit übergeben, und ausdrücklich festgesetzt worden, daß der König von Frankreich weiter auf keine Oberherrschaft über dieselben Anspruch zu machen habe; da die besagte Krone diese Örter vermöge des Nürnbergischen Exekutionsrezesses sogleich geräumet; im Jahre 1665 aber, da sich zuerst Irrungen deswegen hervorgethan, den vom Reiche gemachten Vorschlag, die Sache durch Schiedsrichter abthun zu lassen, selbst angenommen, und Churfürsten und Stände zu Schiedsrichtern ernannt habe; in dem Nimwegischen Friedensschluß endlich ausdrücklich verglichen worden, daß alles, was durch denselben nicht geändert worden, nach dem Sinne des Westphälischen Friedens eingerichtet, und zurückgegeben werden sollte; so sey allerdings noch ferner dabey zu bestehen, und der gedachten Städte Unmittelbarkeit und Freyheit, und neuerdings die Berichtigung der Streitigkeit durch Schiedsrichter zu begehren, insonderheit auch des Kammergerichts Jurisdiktion darüber aufrecht zu erhalten. Da auch die Reichsritterschaft und

Ba-

Vasallen im untern Elsaß im Westphälischen Frieden ausdrücklich von der Französischen Oberherrschaft ausgenommen seyen, und, obwohl Metz, Toul und Verdun den Franzosen abgetreten worden, doch dieser drey Bisthümer auswärts gelegene Lehen und Vasallen nicht mit begriffen gewesen, und folglich Frankreich keine Superiorität über dieselben habe; da endlich der Krone Frankreich zur Zeit, als sie dieselbe dahin habe ausdehnen wollen, sogleich öffentlich widersprochen worden: so solle man auch dieses dem Könige von Frankreich vorstellen, und ihn ersuchen, auf den Westphälischen Frieden Rücksicht zu nehmen, so viele vornehme Reichsstände wider den klaren Buchstaben desselben nicht zu beschweren, sondern vielmehr die zuvor beliebte Entscheidung der Sache durch Schiedsrichter statt finden zu lassen, und inzwischen alle Thätigkeiten einzustellen. Und weil auch vorgekommen, daß gedachte Vasallen, wie auch andere Reichsstände auf den nächstkommenden März nach Metz wirklich citirt worden; so seyen Ihro kaiserl. Majestät allerunthänigst zu bitten, diese Sache bey Ihro königlichen Majestät in Frankreich, wie auch bey den obengedachten Französischen Ministern, sobald als möglich, vermitteln zu lassen. Was die Beschwerden anderer unmittelbarer Reichsstände und Länder, und die Einziehung der Renten und Gefälle des Domkapitels zu Straßburg betreffe, so müsse man, weil es dermalen an hinlänglicher Kenntniß noch ermangele, erwarten, was die gekränkten Stände dießfalls anzeigen werden, und man werde alsdann nicht säumen, ihre Beschwerden zu überlegen. Und weil die Stadt Schlettstadt vermöge des Westphälischen Friedens, wie die übrigen Vereinstädte dem Reiche verbleiben, und nach der Verordnung des Nimwegischen Friedens zurückgegeben werden sollte; so könne man nicht finden, mit welchem

Rech-

Rechte die Krone Frankreich aus dieser, auf des Römischen Reichs Grund und Boden gelegenen Stadt zu dessen Nachtheil eine Festung machen, und für sich behalten wolle, daher man derselben, so, wie anderer dem Reiche gehöriger Orter Räumung zu begehren habe. Die Zurückgabe von Mömpelgard könne wider den klaren Inhalt des Münsterischen Friedens von der Krone Frankreich mit Recht nicht verweigert, noch können die übrigen mit unterlaufenden Neuerungen behauptet werden, wie dann sowohl die Sprengung der Festung Dachsburg, als die Schleifung anderer im Elsaß liegender Städte und Schlösser gedachtem Friedensinstrument gänzlich zuwiderliefen, und die Krone Frankreich um Ersetzung des Schadens belanget werden solle. Und nachdem die Festung Homburg nach der Verordnung des Osnabrückischen Friedens, worauf sich der Nimwegische gründet, dem gräflichen Hause Nassau, als seinem vorigen Herrn, wieder heimfiel; so halte man gleichfalls für billig, daß die Krone Frankreich, dasjenige, worin sie gegen diesen Friedensschluß gehandelt habe, zurücknehme, und wieder gut mache. Wegen Bitsch erwarte man von den Gekränkten nähern Bericht. Und gleichwie man der Zuversicht lebe, daß Ihro königl. Majestät der Stadt Straßburg das Fortifikationsrecht zu Kehl, wie sie es bey dem Westphälischen Frieden gehabt, ungekränkt lassen werde; so erwarte man auch eine nachdrückliche königliche Verordnung, daß derselben die von den Französischen Ministern für das Jahr 1680 gefoderte Kontributionen, und anders, was ihrer Unmittelbarkeit und Freyheit entgegen steht, nicht weiter zugemuthet werden möge f).

Der

f) Theatr. Europ. Tom. XII. S. 157—159.

Der Kaiser säumte nicht, dem an seinem Hofe befindlichen Französischen Minister de Vitry die gerechten Beschwerden der Reichsstände vortragen zu lassen, und auf die Abstellung derselben zu dringen. Aber derselbe antwortete, von demjenigen, was das Römische Reich und die Stände desselben betreffe, sey ihm nicht das Geringste anvertrauet; man müsse sich dieser Sache wegen an Verjus, Französischen Gesandten an der Reichsversammlung zu Regensburg wenden. Um alle in einer so dringenden Sache höchst schädliche Weitläufigkeiten zu vermeiden, beschloß Leopold, den Grafen Franz Heinrich von Mansfeld nach Paris zu schicken.

Da sich mittlerweile die Beschwerden von allen Seiten her häuften, fand die Reichsversammlung für gut, selbst ein Schreiben an den König ergehen zu lassen. Sie hielten es für ihre Pflicht, sagen darin die Reichsstände, die wahre Beschaffenheit der Sache dem Könige vorzulegen. Es sey bekannt, daß beym Schluße des Nimwegischen Friedens es mit beyderseitiger Einwilligung zu einem öffentlichen Gesetze gemacht worden, daß der Münsterische Friede der Grund der öffentlichen Ruhe seyn müsse, und daher in allen Stücken in seine vorige Kraft zu setzen sey. Diesem zufolge könne Frankreich gewiß mehr nicht fodern, als was in jenem Frieden dieser Krone vertragsmäßig zuerkannt worden. Eine andere Abtrettung, als welche im Westphälischen Frieden geschehen, und im Nimwegischen bestättiget worden sey, könne nicht erwiesen werden. Des Königs eigene, so, wie andere Dokumente bewiesen genug, wie oft derselbe bey den Westphälischen Friedenshandlungen und bey andern Gelegenheiten öffentlich versichert habe, nichts liege ihm näher am Herzen, als daß den Ständen

ihre Freyheit und Unmittelbarkeit unerschüttert bleiben möge. Durch die Abtretung der Landgrafschaft Elsaß sey nicht Elsaß selbst abgetreten worden. Wozu es dann sonst nöthig gewesen wäre, daß der Bischof von Straßburg, und die zehn Vereinstädte nebst den übrigen in dieser Gegend gleich nach dem Westphälischen Frieden in ihre alte Freyheit, Unmittelbarkeit und Rechte gesetzt, die Truppen sogleich aus den besetzten Örtern abgeführt, und den Besitzern die Freyheit ertheilet worden, sie mit ihren eigenen Truppen wieder zu besetzen? Wozu es dann nöthig gewesen wäre, freyen Durchzug der Französischen Truppen, die Neutralität der Stadt Zabern, und die Zerstörung der Festungswerke von Benfeld, und dergleichen mehr, zum Besten Frankreichs namentlich zu bedingen, wenn beyde Elsasse dieser Krone wären abgetreten worden? Gesetzt, vor einem, oder dem andern Jahrhunderte hätten einige Örter zu denjenigen gehört, die im Westphälischen Frieden an Frankreich abgetreten worden; so könne doch daraus nicht gefolgert werden, daß sie zur Zeit des geschlossenen Friedens, besonders da ein anderer sie damals besaß, zu denselben gehört haben; indem nichts weiter abgetreten worden, als was das Haus Oesterreich damals in dieser Gegend besessen. Auch unter was immer für einem Namen von Dependenzen können freye Reichsstände nicht verstanden werden, da ein Reichsstand von dem andern nicht abhänge, sondern ein jeder für sich bestehe. Noch weit unbilliger würde es seyn, Stände, die ihre Rechte auf einen unerdenklichen Besitz gründen, gegen alle Rechte zu zwingen, daß sie die Rechtmäßigkeit ihrer Besitzungen darthun sollten. Die Besitzungen und Herrschaften der ganzen Welt würden dadurch unsicher werden. Die Königlichen Tribunale von Metz und Brensach, die nicht nur

in

in Ansehung unmittelbarer Reichsstände keine rechtmäßigen Richter seyen, sondern die Stelle eines Klägers und Richters zugleich vertreten, behaupteten zwar, alles, was seit Jahrhunderten von den drey Bisthümern, von Ober- und Unterelsaß, von der Landvogtey Hagenau und der Probstey Weißenburg abhänge, sey dem Könige abgetreten worden, und müsse daher demselben wieder verschaffet werden. Da aber diese nakte Behauptung gänzlich grundlos sey, und das Friedensinstrument derselben offenbar widerspreche; so überlasse man dem Urtheile des Königs und des ganzen Europa, ob diese Erklärung der Tribunale statt haben, und ob Frankreech die Territorien und Rechte unmittelbarer Stände an sich ziehen könne. Einer solchen Meynung beyzustimmen, verbiete ihnen die Rücksicht, die sie ihrem Vaterlande schuldig seyen g). Diesem Schreiben fügte die Reichsversammlung noch verschiedene andere Gründe bey, und gab sich besonders Mühe, durch Auslegung derjenigen Stellen des Westphälischen Friedens, welche sich auf die gegenwärtige Streitigkeit bezogen, ihre Gerechtsame darzuthun. Zuletzt baten sie, der König möchte diese Sache an den von diesem Reichstage schon längst festgesetzten schiedrichterlichen Ausspruch verweisen, die übrigen Reichsstände ihrer Unmittelbarkeit und Freyheit ungestört genießen lassen, die Beschwerden abstellen, jeden in das Seinige wieder einsetzen, und durch die That zeigen, daß er nach dem Sinne seiner eigenen rühmlichsten Erklärung den Frieden in dem heiligen Römischen Reiche unverletzt zu erhalten gesonnen sey. Zugleich schickte die Reichsversammlung ein Schreiben an den König von Engelland ab, des Inhalts: Es

g) Pachner Sammlung der Reichsschlüsse Th. II. S. 259. f.

werde ihm bekannt seyn, wie feindlich Frankreich gegen die deutschen Reichsstände verfahren sey, so, daß außer dem glänzenden Namen des Friedens nichts übrig zu seyn scheine. Daher hätten sie es, da die Gekränkten sich an die Reichsversammlung um Hülfe gewandt, für ihre Pflicht gehalten, dem Könige von Frankreich die ganze Lage der Sache vorzustellen. Obwohl sich nun von der billigen Gesinnung und Gerechtigkeitsliebe desselben nichts anders hoffen lasse, als daß er ihre Gründe uud ihr Verlangen werde statt finden lassen: so hätten sie es doch für nöthig erachtet, Sr. Majestät dem Könige von Engelland, auf dessen Ansehen und Bürgschaft der Nimwegische Friede beruhe, als beyderseits angenommenen Mediator, im Namen der Reichsstände Nachricht davon zu ertheilen, und zu bitten, daß er seinem königlichen Eifer gemäß, den er stets zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe gezeigt, dem Könige von Frankreich über das, was zum Nachtheile derselben vorgenommen worden, Vorstellung thue, nnd desselben Gemüth durch seine Verwendung dahin lenken möge, daß allen Gewaltthätigkeiten Einhalt gethan, alle Neuerungen wieden aufgehoben, und größere Übel verhütet werden; die bereits erregte Streitigkeit aber entweder durch gütlichen Vergleich, oder durch den schon lange beschlossenen Schiedrichterspruch, oder durch einen andern geziemenden Rechtsweg beygelegt werden möge h).

Der Churfürst von der Pfalz glaubte sich am besten gerathen, wenn er selbst auch eine Gesandschaft nach Frankreich schickte, und die Abstellung der Beschwerden durch einen mündlichen Vortrag zu bewirken ver-

h) Pachner loc. cit. S. 325.

versuchte. Freyherr von Eck gieng auf sein Geheiß im April nach Paris, und erhielt endlich am 26sten May Audienz beym Könige. Da er nebstdem, daß er ihm zwey Memoriale und ein Schreiben des Churfürsten überreichte, auch mündlich seine Gründe gegen die Französischen Anmaßungen vorlegte, und ihn bat, in Ansehung der Vogtey Germersheim nach Gerechtigkeit zu verfahren; so versprach Ludwig, dessen ingedenk zu seyn, und wies ihn der Antwort wegen, an seinen Minister Colbert. Nach einigen Tagen gab ihm dieser Folgendes zu vernehmen: Er könne ihm nichts anders sagen, als was er ihm schon zuvor gemeldet habe, nämlich, daß sein König nichts anders begehre, als was ehemals zum Elsaß gehört habe, und ihm rechtmäßig gebühre, weil man ihm dieselben Landschaften und Dependenzen in den Münsterischen und Nimwegischen Friedenstraktaten abgetreten habe. Bey der Friedenshandlung zu Nimwegen habe er sich deutlich genug darüber herausgelassen, und man habe sich damals nicht entgegengesetzt, noch das Geringste dagegen geredet. Sollten aber der Kaiser, oder seine Minister etwas zum Nachtheile der Stände bewilliget haben; so müßten sie dasselbe mit Geduld auf sich nehmen, und, was nicht mehr zu ändern sey, geschehen lassen. Der Punkt von der Abtretung des Elsasses an die Krone Frankreich mit allen Dependenzen sey eines der vornehmsten Stücke gewesen, worauf der Friede beruhte. Da die Kaiserlichen zu verschiedenen Malen Einwendungen dagegen gemacht hatten, so habe man bereits beschlossen, die Traktaten ganz und gar abzubrechen; jedoch sey endlich der Vergleich getroffen worden, daß das ganze Elsaß sammt Dependenzen der Krone Frankreich verbleiben sollte i).

Ver-

i) Theatr. Europ. T. XII. P. 135.

Vergebens führte der Freyherr von Eck die überzeugendsten Gründe an, daß dem Könige nicht der geringste Anspruch auf diejenigen Bezirke und Gerechtsamen gebühre, die er für sein Eigenthum ausgebe; Colbert blieb unabbringlich bey dem stehen, was er nun einmal erkläret hatte.

Es gehöret ein hoher Grad von Dreustigkeit, verbunden mit einem stolzen Gefühl der Übermacht, dazu, in einer Sache, die nur erst ein Jahr zuvor verhandelt wurde, vor Personen, welche selbst mit dabey gewesen, und das wahre Verhältniß genau kannten, gerade das Gegentheil dessen zu behaupten, was wirklich ausgemacht worden. Allen bey den Friedenshandlungen zu Nimwegen anwesenden Botschaftern war es bekannt, daß die Französischen Gesandten weder geradezu, noch durch einen Umweg eine Foderung wegen Abtretung des Elsasses gemacht hatten, welche sich weiter erstrecket hätte, als was der Westphälische Friede in dieser Sache bestimmet hatte. Während der ganzen Zeit der Unterhandlungen ward darüber nichts verhandelt, ja nicht einmal davon gesprochen. Vielmehr bestanden die Franzosen ausdrücklich darauf, daß der Westphälische Friede in allen seinen Punkten sollte aufrecht erhalten werden. Wie man hierauf die Bedingnisse des Friedens näher auseinander setzte, kam wieder kein Wort von den Foderungen des Elsasses vor, so wie auch in dem wirklich darauf erfolgten Friedenstraktat keine Meldung davon geschah k). Aber Ludwig blieb nun einmal bey seinem angenommenen System, und antwortete den Reichsstän-

k) Copia Litterarum D. Comitis Kinsky ad D. Com. de Mansfeld in puncto Cessionis Alsatiæ, 7. Novb. 1680.

ständen auf ihre an ihn gesandte Schreiben unterm 30ten Oktober 1680 in eben demselben Tone, welchen sein Minister gegen den Gesandten des Churfürsten von der Pfalz angestimmt hatte: Er könne den Inhalt ihres Schreibens keiner andern Ursache beymessen, als daß diejenigen, die in ihrem Namen den Konferenzen zu Nimwegen beygewohnt, sich nicht mit Ernst angelegen seyn ließen, ihnen von den Hauptschwierigkeiten, welche so lange Zeit auf derselben Versammlung seyen verhandelt, und endlich durch einen von ihnen bestättigten Schluß zu Ende gebracht worden, Bericht zu erstatten. Er trage kein größeres Verlangen, als denselben zu handhaben, und ihnen darzuthun, daß die Plätze und Gerechtsamen, die er in Besitz nehmen lassen, der Krone Frankreich so rechtmäßig zugehören, daß niemand einen Zweifel darüber haben könne. Er hätte nicht geglaubt, daß man den alten Vorschlag von einem Schiedsgerichte, welches er vor dem Kriege um so lieber angenommen, je unstreitiger seine Rechte gewesen, wieder hervorsuchen würde; damals habe er nur zur Erhaltung des guten Verständnisses mit dem deutschen Reiche darein gewilliget. Um die Vortheile, welche der Münsterische Friede dem Könige überlassen, zu zernichten, hätten die Minister der Reichsstände ihren Vorschlag von einem Schiedsgerichte neuerdings auf die Bahn gebracht, und seyen lange darauf gedrungen, bis endlich die Minister derjenigen, welche im Kriege am meisten gelitten, sie bewogen hätten, davon abzustehen. Niemand werde widersprechen, daß durch diese Abtretung der Friede zu Stand gekommen sey. Er könne nicht glauben, daß sie nachdem er alle Verbindlichkeiten des Friedens so glücklich erfüllet habe, gesonnen seyn werden, die alten Foderungen, welche so lange Zeit zu Nimwegen Streit und Zank erwecket

hät-

hätten, und die zu keinem andern Ende, als den Frieden zu beeinträchtigen, auf die Bahn gebracht werden könnten, geltend machen zu wollen; sondern er sey vielmehr der Meynung, sie werden eben so viel Aufrichtigkeit haben, als er jederzeit bezeigt habe, und denjenigen das Stillschweigen auferlegen, welche das Band der Freundschaft durch dergleichen Klagen trennen wollen. Wofern aber irgend ein Reichsstand der Meynung wäre, daß ihm außer jenen Plätzen, welche der Friede zu Münster der Krone Frankreich zuerkannt habe, einige andere seyen abgenommen worden, worauf der König keinen rechtmäßigen Anspruch habe; so erbiete er sich, mit nächstem eine Revision dessen, was seine Kommissärs werden ausgesprochen haben, vorzunehmen, und es werde ihm jederzeit lieb und angenehm seyn, wenn er etwas zu seiner Nachbarn Zufriedenstellung werde beytragen, und ihnen Anlaß geben können, seine Billigkeit zu rühmen. Auch könne er nicht verhehlen, daß schon seine Geduld in Ertragung der hitzigen Maaßregeln derjenigen, welche den Ständen in anzüglichen Schriften ungleiche Gedanken von seinen Absichten einflößen wollten, und die in ihren Schmähschriften und Intriguen gegen ihn kein Maaß hielten, ein überzeugender Beweis seiner übermäßigen Neigung sey, die Ruhe zu schützen und zu handhaben l).

Diese Aeußerung trug ohne Zweifel mit bey, daß die kaiserlichen Gesandten, welche zu Nimwegen den Frieden behandelt hatten, Bericht erstatten mußten, was wegen des Elsasses und der in demselben befindlichen Reichsstädte bey den Unterhandlungen vorgekom-

l) Pachner Th. II. S. 271. f. f.

kommen. Graf Kinsky belehrte überdieß den Grafen von Mansfeld in einem besondern Schreiben über den wahren Hergang der Sache, und zeigte demselben, daß man in den Nimwegischen Friedenshandlungen, bey welchen der Westphälische Friedensschluß durchgehends zur Grundlage angenommen worden, außerdem, was derselbe der Krone Frankreich zugedacht, nicht das geringste Stückchen Landes im Elsaß, und nicht die geringste Gerechtsame an den König abgetreten habe. Da diese Wahrheit im deutschen Reiche zum Theile ohnehin schon bekannt war, zum Theil erst jetzt mit großer Lebhaftigkeit in Umlauf gebracht wurde; so ist es kein Wunder, daß jetzt eine allgemeine Erbitterung über das unredliche Betragen des Französischen Hofes entstand, welcher den Ständen etwas, was nicht geschehen war, ohne alle Scheu als wirklich geschehen aufbürden, und gleichsam beym hellen Tageslicht behaupten wollte, es sey nicht Tag. Die Reichsversammlung versuchte es, dem Könige auf seine dreusten Vorgebungen zu antworten, und sie theils durch neue Gründe, theils durch eine noch deutlichere Auseinandersetzung und Verstärkung der alten zu widerlegen, aber, wie man sich leicht vorstellen kann, ohne alle Frucht.

Eine weit wichtigere Folge war, daß jetzt der Punkt der öffentlichen Sicherheit, worüber bisher nach so vielen und langwierigen Berathschlagungen noch nichts Hinlängliches war festgesetzt worden, auf dem Reichstage mit mehr Thätigkeit, als jemals, betrieben wurde. Jedermann war nämlich überzeugt, daß es höchst nöthig sey, sich in eine gute Verfassung zu setzen, wenn sich Deutschland nicht willkührlich behandeln, oder zuletzt gar unter die Füsse wolle treten lassen. In dem kaiserlichen Kommissionsdekret,

wel-

welches der kaiserliche Prinzipalkommissär in dieser Angelegenheit am 17ten Jäner 1681 bekannt machte, wurden die Reichsstände mit sehr dringenden Beweggründen aufgefodert, sich in eine gute Verfassung zu setzen, indem die unumgängliche Nothdurft dieses erfodere, damit das gesammte Römische Reich des Friedens und Ruhestandes beharrlich genießen, niemand wider den Inhalt des Westphälischen und Nimwegischen Friedens bedrückt, sondern gegen alle unbillige Angreifer auf jeden Fall zu keines Menschen Beleidigung, wohl aber zu der in allen Rechten erlaubten Beschützung die nöthigen Anstalten gemacht, das Römische Reich in eine gute Verfassung gesetzt, und dann diejenigen, die solches anzufechten suchen dürften, von der Bewerkstelligung ihres unverantwortlichen Beginnens abgehalten werden möchten m.)

Gegen wen diese Auffoderung gerichtet war, ist nicht schwer zu errathen. Um die Sache noch nachdrücklicher zu betreiben, ließ der Kaiser mit einfließen, er sey von glaubwürdigen Orten her vielfältig gewarnet worden, daß der Erbfeind mit seinen mächtigen Kriegsrüstungen große Plane gegen die Christenheit vorhabe, und daß das Unglück bald sowohl die Überbleibsel des Königreiches Ungarn, als das Römische Reich und anderer Mächte Provinzen treffen dürfte; daher es um so nöthiger sey, daß man des Erbfeindes entsetzliche Gewalt durch zeitliche Gegenverfassung auf allen Nothfall zu vereiteln suche, indem wenig gerathen seyn würde, so lange zu warten, bis er bereits in die Eingeweide des Reiches eingedrungen seyn würde. Zugleich legte er der Reichsversamm-

m) Pachner loc. cit. Th. II. S. 288. f.

sammlung einige Punkte vor, nach welchen das Kriegswesen im Römischen Reiche seines Erachtens in eine bessere Verfassung gesetzt werden könnte, und warf unter andern die Frage auf: ob es nicht schicklicher wäre, von der bisherigen Gewohnheit, die man in Ansehung der Stellung der Reichskontingente beobachtet hatte, abzuweichen? Allerdings hatte die bisherige Kriegsverfassung im Reiche viel Unbequemes und Schwankendes. Anstatt daß ein sicherer Plan in Betreff dieser Sache festgesetzt gewesen wäre, mußte man vielmehr, so oft ein Reichskrieg bevorstand, erst jedem Reichsstand einzeln ansagen, sein Kontingent zu stellen, und die Generalität wurde jedesmal erst auf dem Reichstag ernannt. Die Stände stellten ihre Mannschaft nicht nach der Lage ihrer Länder, sondern nach dem Range, in welchem sie aufeinander folgten. Daß diese Einrichtung eben nicht die besten Folgen haben könne, und sich von einer auf solche Art zusammengerafften Armee wenig Ersprießliches erwarten lasse, leuchtete nun selbst den meisten Reichsständen so sehr ein, daß sie dem Vorschlage des Kaisers bald ihren Beyfall gaben, und nun mit allem Eifer daran arbeiteten, endlich einmal ein festes System in Betreff dieser Sache herzustellen.

Daß eine so wichtige Sache Zeit fodern würde, ließ sich zwar allerdings nach dem gewohnten Gange der Reichsgeschäfte leicht voraussehen. Doch scheinet der Eifer, welchen die Stände in diesem Geschäfte gegen ihre Gewohnheit zeigten, einigermassen auf Ludwigen gewirket zu haben; denn gerade um diese Zeit erbot er sich gegen den kaiserlichen Gesandten, Grafen von Mansfeld zur Bezeigung seiner aufrichtigen Freundschaft Deputirte entweder nach Speyer, Worms, Maynz oder Frankfurt zu schicken, welche die Vollmacht

macht haben würden, mit den Kaiserlichen sich über eine und die andere noch übrig gebliebene Streitigkeit zu vergleichen. Der Kaiser sowohl, als das Reich ergriffen mit Freude diese Gelegenheit, wodurch sie glaubten, wenigst fernern Neckereyen und Gewaltthätigkeiten vorzubeugen. Letzteres ernannte auch ungesäumt die Deputirten, welche dem Kongreß, wozu Ludwig die Stadt Frankfurt bestimmet hatte, beywohnen sollten, aus dem Churfürstlichen Kollegium Maynz und Sachsen, aus dem fürstlichen Oesterreich und Salzburg oder Bamberg, sodann Bayern, Pfalz-Lautern, einen aus dem Gesammthaus Sachsen, nebst einem aus dem Braunschweigischen, worüber sich gedachte Häuser selbst zu vergleichen hätten. Im Namen des Kaisers sollte der Graf von Rosenberg und Reichshofrath Strattmann bey dieser Versammlung erscheinen. Keine sehr tröstliche Vorbedeutung eines guten Ausganges war aber, daß Ludwig sich nicht erklären wollte, wenigst vor der Zeit der vorläufigen Feststellung des Kongresses keine neuen sogenannten Reunionen vorzunehmen, sondern erst von dem Tage der wirklichen Eröffnung desselben. Man hätte jedoch nicht erwartet, daß erst ein für das deutsche Reich so empfindlicher Streich sollte ausgeführt werden, als die Wegnahme der Stadt Straßburg war. Louvois hatte mehrere Vorsteher derselben durch Schmeicheleyen, Versprechen und Geld gewonnen. Der große Haufe der Bürgerschaft ward durch die herbeygerückten Truppen und durch die Drohungen, man werde die Stadt bombardiren, so sehr geschreckt, daß diese sonst für so mächtig gehaltene Festung am 30sten September 1681 sich ergab, ohne einen Schuß gethan zu haben. Was hauptsächlich zu ihrer Entschuldigung konnte gesagt werden, war, daß kein Entsatz zu hoffen, ja derselbe nach der bestehenden Verfassung des Reiches

nicht

nicht einmal möglich war. Indeß klang die Ursache dieser Wegnahme, die Ludwig angab, ziemlich sonderbar: Im Münsterischen Frieden sey Elsaß vom Kaiser und Reich an Frankreich abgetreten, und diese Abtretung zu Nimwegen bestättiget worden; zum Elsaß gehöre auch Straßburg; daher habe der König nicht umhin gekonnt, sich der Stadt ehestens zu versichern, besonders da glaubwürdige Nachrichten eingelaufen seyen, daß die Deutschen die Stadt wieder besetzen wollten, und schon einige tausend Mann im Anzuge begriffen seyen n).

Was am meisten bey diesem ganzen Vorgang auffiel, war der Umstand, daß man jetzt alle Augenblick die Eröffnung des Kongresses, welche auf den letzten Julius festgesetzt war, erwartete, ja daß selbst die Französischen Deputirten St. Romain und d'Arles zu Höchst nahe bey Frankfurt angekommen waren, und wie es nun schien, nur deßwegen noch nicht Anstalt machten, die Unterhandlungen anzufangen, um abzuwarten, bis diese seit langer Zeit vorbereitete Miene gesprungen war o). Den Unwillen des Kaisers, den schon die bisherigen Anmassungen Ludwigs gereizt hatten, brachte nun diese Gewaltthätigkeit vollends aufs Höchste. Leopold hatte ein so tiefes Ehrgefühl, als Ludwig, nur mit einer unendlich bessern Richtung. Gleichwie diesen das Seinige dahin trieb, sich über Recht und Unrecht, über alles, was den Menschen heilig ist, über Verträge und Eidschwüre wegzusetzen; so leitete Leopolden das Seinige dahin, gegen niemand ungerecht zu seyn, alles ihm selbst angethane Unrecht

leich-

n) Theatr. Europ. Th. XII. S. 275.

o) Statera belli et pacis P. I. p. 81.

leichter zu vergeben, als wenn dasselbe andere traf, und jede Beleidigung eines andern auf das Höchste zu verabscheuen. Eine so unerhörte Schmälerung des Reiches unter seiner Regierung ungestraft in das Werk setzen zu lassen, däuchte ihm ein unauslöschlicher, und bey der ganzen Nachwelt ihn erniedrigender Schandfleck. Und wenn auch der Versuch, sich der fürchterlichen Gewalt, welche von Seite der Franzosen dem deutschen Reiche und selbst dem Erzhause Österreich drohte, zu widersetzen, mit großen Gefahren verbunden zu seyn schien, so scheute er sie um so weniger, da das Übel, wenn man es unangetastet um sich greifen ließe, noch weit schrecklicher war. Durch die Einnahme der Stadt Straßburg hatte sich Ludwig gleichsam die Thore zum ganzen deutschen Reiche geöffnet. Die gänzliche Unterdrückung der Rheinischen Churfürsten, und ihre Abhängigkeit von Frankreich kostete den König in einer solchen Lage gleichsam nur einen Wink, und war beynahe unvermeidlich. Alles, was an Frankreich grenzte, konnte beynahe in einem Augenblicke verschlungen werden. Man durfte den benachbarten Fürsten nur mit Reunionen drohen; so mußte alles zittern, und nach Ludwigs Vorschriften sprechen und handeln, wenn dieser fürchterliche Abgrund nicht bald und gänzlich verstopfet würde. Sobald aber die Rheinischen Churfürsten unterdrücket wären; war sehr leicht, besonders bey der gegenwärtigen Stimmung des Churfürsten von Brandenburg, vorauszusehen, was den übrigen Ständen, dem ganzen Reiche und selbst dem Erzhause Österreich widerfahren würde. Die Idee war Leopolden in das Innerste seiner Seele gegraben, daß keine Veränderung mit dem Kaiserthume ohne gänzlichen Umsturz seines Hauses vorgehen könne. Schon im Jahre 1680 war eine Schrift in Umlauf gebracht worden, woraus man das Vorhaben des

Fran-

Französischen Hofes, den Dauphin zum Römischen König zu erheben, ersehen hatte p). Daß Ludwig den Plan noch nicht aufgegeben, sich oder seinen Sohn auf den Kaiserthron zu setzen, wurde an dem kaiserlichen Hofe als eine ungezweifelte Sache betrachtet. Er durfte nur einen Wink geben, so gaben die nun von ihm abhängigen Churfürsten am Rhein bey einer künftigen Kaiserwahl ihre Stimme einem jeden, dem er sie zu geben befahl, und dem Erzhause würde in diesem Falle sichtbar die Mehrheit der Stimmen fehlen, besonders da jetzt auch der Churfürst von Brandenburg sich auf Französische Seite geschlagen hatte. Man hielt dasjenige, was um eben diese Zeit von den Türken zu befürchten war, bey weitem nicht für so gefährlich, als dasjenige, was bereits Ludwig zur Ausführung seines Planes gethan hatte. Selbst eine so nahe Nachbarschaft, wie die von Ofen, von Neuheusel und Canischa kam nicht sonderlich in Betrachtung; und sollte es, dachte man, nicht möglich seyn, den Türken durch Darbringung einiger Opfer, wie man sich noch immer schmeichelte, zu besänftigen; so konnte eine einzige Schlacht, wie die bey St. Gotthard, ihn zurücktreiben, und ihn auf eine lange Zeit von weitern Unternehmungen abschrecken. Gesetzt auch der Krieg mit den Türken wäre unvermeidlich; so würde wahrscheinlich Ludwig während desselben den Kaiser nicht zugleich mit Krieg überziehen, wenn er auf den Haß zurückdächte, den er sich durch seine Eingriffe bereits zugezogen. In jedem Falle würden sich Alliirte hervorthun, welche das Seinige gegen die Franzosen schützen werden; Leopold aber würde, wie er zuversichtlich hoffte, der Gewalt der Türken mit

Hülf-

p) Rinck Leben und Thaten Leopolds Th. II. S. 311.

Hülfe der Venetianer, der Polen und der Moscowiter leicht widerstehen können.

Während daß sich Leopold zu Hause mit solchen Entwürfen beschäftigte, war er unermüdet fortgefahren, auf dem öffentlichen Reichstage den Punkt der Sicherheit und der Bewaffnung des Reiches auf alle mögliche Art zu betreiben. Dazu schien die Zeit um so schicklicher gewählet zu seyn, da ganz Deutschland nie so sehr überzeugt war, wie nöthig es sey, sich in eine gute Verfassung zu setzen. Sein Eifer, verbunden mit der eigenen Überzeugung der Stände bewirkte auch so viel, daß am 23sten May 1681 ein Reichsgutachten zu Stand kam, des Inhalts: daß eine rechte Zusammensetzung nach den Reichskonstitutionen und Ordnungen einzurichten, und daher über die von dem Kaiser zu stellende Mannschaft von Reichswegen 40,000 Mann, und zwar 10,000 zu Pferd, 2000 Dragoner, und 28,000 zu Fuß, alles geworbenen und gutgeübten Volkes, unverzüglich aufzubringen, und damit fortzufahren sey, so lange es des Reiches Nothdurft und Sicherheit erfordere. Sollte aber das Reich einer mehrern Mannschaft benöthiget seyn, so wäre diese Anzahl mit 20,000 zu vergrößern q).

Dieses äußerst mühesame Werk versprach um so mehr Gedeihen, da endlich derjenige Schritt, wodurch sich das neue Bewaffnungssystem von dem alten auszeichnete, nämlich die Vertheilung der von den Reichsständen zu stellenden Mannschaft auf die Kreise zu Stand kam. Diesem zu Folge wurden dem churreinischen Kreise 600 Mann zu Pferd, und 5707 zu Fuß;

dem

q) Pachner loc. cit. S. 313.

dem Burgundischen 1321 zu Pferd, 2708 zu Fuß; dem Fränkischen 980 zu Pferd, 1902 zu Fuß, dem Bayerischen 800 zu Pferd, 1494 zu Fuß; dem Schwäbischen 1321 zu Pferd, 2707 zu Fuß; dem Oberrheinischen 491 zu Pferd, und 2853 zu Fuß; dem Westphälischen 1321 zu Pferd, 2708 zu Fuß; und dem Niedersächsischen 1322 zu Pferd, und 2707 zu Fuß zu stellen auferlegt. Alle diese Mannschaft zusammen machte gerade 12,000 Mann zu Pferd, und 28,000 zu Fuß aus. Dieses war nun freylich schon ein großer Vorsprung, den Deutschland in Vergleichung mit seiner bisherigen Kriegsverfassung gethan hatte. Dessen ungeachtet blieben aber so viele Punkte noch unerlediget, daß es schwer war, in den damaligen Zeiten eine Reichsarmee in Bewegung zu setzen. Man mußte erst noch rathschlagen: Wie: und welchergestalten die Generalität zu bestellen, welche Kriegsdisciplin einzuführen sey? Wie bey den Durchzügen die Reichskonstitutionen besser beobachtet, und allen Ausschweifungen in Eintreibung der Konstitutionen und andern Gelderpressungen vorgebeugt werden könne? Ob nicht die Kreise ihre Völker bey der Reichsarmee beständig ohne Zurückrufung lassen sollten? Wie die Einrichtung wegen der Verpflegung zu machen; wem die Reichskasse anzuvertrauen sey? Woher Artillerie, Munition und Proviant zu nehmen; wie viel an grobem und kleinen Geschütz beyzubringen; wie die nöthige Zufuhre des Proviants für einen billigen Preis zu erhalten, an welchen Orten die Magazine aufzurichten, wie es wegen der Dienstpferde zu halten, und wie zu vermitteln sey, daß die Soldaten ihren Sold richtig erhalten? r).

Aber

r) Pachner S. 329.

Aber gieng es gleich in Betreff der allgemeinen Bewaffnung des Reiches, wie gewöhnlich etwas langsam; so hatte doch Leopold das Vergnügen, daß sich einzelne Stände desto geschwinder für ihn erklärten. Wenn er in der festen Überzeugung handelte, daß man sich den äußerst gefährlichen Absichten des Königs in Frankrech mit aller Macht widersetzen müsse; so gab es auch deutsche Fürsten, unter den Mächtigern sowohl; als unter den Schwächern, welche einsahen, daß mit Österreich auch das deutsche Reich zugleich fallen würde. Der junge Churfürst von Bayern war bereits seit seinem Antritte der Regierung für das Erzhaus Österreich gewonnen, und bey einer solchen Stimmung hatten die Französischen Gewaltthätigkeiten nicht wenig Eindruck auf ihn gemacht, so daß er schon vorläufig versprach, den Kaiser in seinen Angelegenheiten zu unterstützen, und sogar 4000 Mann zum Krieg in Ungarn ihm freywillig anbot f). Der Churfürst von Sachsen war fest überzeugt, daß der Kaiser und das Reich gerechte Sache gegen die Franzosen haben, und daher mit dem Kaiser in Ansehung dieser Angelegenheit eines Sinnes. Der Churfürst von Trier war gleichfalls so gesinnet, wie Leopold wünschte, und verabscheute die Französische Anmassungen. Eben so dachten mehr andere geringere Reichsstände; und die Stimme des Mißvergnügens ertönte aus verschiedenen Gegenden Deutschlands so vielfältig, und so laut, daß Ludwig wohl selbst einsehen mußte, er würde in der Ausführung seines abentheuerlichen Planes große Schwierigkeiten finden. Aber wenn es nicht ohnehin bekannt wäre, daß Menschen viel weniger ein außerordentliches Glück zu ertragen wissen, als

ein

f) *Wagner* Hist. Leopoldi, P. I. p. 495.

ein noch so widriges Schicksal; so müßte man beynahe in Versuchung gerathen, zu glauben, daß Ludwig sich absichtlich und nach einem vorgefaßten System fast die halbe Welt zu seinem Feinde habe machen wollen.

Das ohnehin mit Erstaunen erfüllte Europa hörte mit neuem, noch größern Erstaunen, daß an eben dem Tage, an welchem Straßburg sich durch Kapitulation ergeben hatte, Ludwig von der wichtigen, in dem Herzogthum Montferrat gelegenen Festung Casale habe Besitz nehmen lassen. Auch hier öffnete das Geld, welches er ihrem Besitzer, dem Herzoge von Mantua hatte auszahlen lassen, die Pforten. Ganz Italien gerieth dadurch in eine außerordentliche Bestürzung. Die Spanier, als Besitzer von Mayland sahen diese Nachbarschaft für äußerst gefährlich an. Savoyen, nun von zwoen Seiten mit Französischen Besitzungen umgeben, fürchtete mit Recht, von Frankreich zuletzt verschlungen zu werden. Die Genueser, die schon so viele Streitigkeiten mit Ludwigen gehabt hatten, und selbst der Pabst Innocens XI, ohne noch vorherzusehen, in welche besondere Verdrüßlichkeiten er würde verwickelt werden, befanden sich in der größten Unruhe über diese Ereigniß, und wünschten einen so gefährlichen Nachbar von sich entfernt zu sehen. Nicht geringer war das Befremden, welches dieser Vorfall an dem kaiserlichen Hof erweckte. Gleichwie wenn einmal eine gewisse Idee in dem Gedankensystem eines Menschen herrschend geworden ist, nicht leicht etwas sie aus demselben zu verdrängen vermag; so glaubten auch Leopold und seine Minister, daß Ludwig nur darum in Italien festen Fuß zu erhalten suche, um sich den Weg nach Rom mit Gewalt bahnen, und den Pabst zwingen zu können, daß er ihm, oder seinem Sohne die Römische Königskrone aufsetze. Daß er immer

weiter um sich greife, erhellte deutlich genug, da er gegen sein Wort selbst während der Dauer der Unterhandlungen zu Frankfurt Stablo mit in das Feld seiner Reunionen zog. Gleichwie man von seinem weit aussehenden Plane vollkommen überzeugt war; so glaubte man, daß auch der Stadt Cölln eben dasselbe Schicksal zugedacht sey, welches Straßburg gehabt hatte. Ein solcher herrschsüchtiger Monarch, der so ungescheut sich über alle Billigkeit wegsetzt, und Wort und Verträge bricht, muß es sich zuletzt selbst zuschreiben, wenn man in allen seinen Handlungen böse Absichten ahnet, und ihm mehr beymißt, als er selbst sich getrauet nur zu denken.

Etwas später, jedoch eher, als Friede oder Krieg mit den Deutschen entschieden war, fieng er die Verfolgungen seiner reformirten Unterthanen an. Ludwig mußte es doch wenigst ahnen, welche Unzufriedenheit ein solches Betragen nicht nur unter seinen eigenen Unterthanen, die der reformirten Lehre zugethan waren, sondern auch bey den protestantischen Ständen Deutschlands erwecken mußte; und wie schädlich ihm eine solche Unzufriedenheit gerade jetzt, da ihm ein Krieg mit den Deutschen bevorzustehen schien, werden konnte, war leicht vorauszusehen. Allein auch hier zeigte sich sein alles verachtender Übermuth, und der nach so vielen glücklichen Erfolgen nichts für unmöglich ansehende Stolz. Daß einige Millionen Menschen auf sein Gebot nicht sogleich ihre von Kindheit an eingesogene Meynungen ändern könnten, unterlag bey ihm keinem Zweifel. Allein, gewohnt, seinen Willen zum Gesetze zu machen, verließ er sich auch in Ansehung dieses Punktes auf die Gewalt, der er schon so manchen wichtigen Vortheil zu danken hatte.

Wenn es leicht vorzusehen war, daß ein solches Betragen den Unwillen vieler Mächte und Fürsten in einem hohen Grade reitzen würde; so würde man doch kaum geglaubt haben, daß Schweden zuerst auf Bündnisse bedacht seyn würde, welche die Fortschritte der Krone Frankreich hemmen sollten. Es verdienet in der That nicht wenig Bewunderung, und dienet zugleich zur Geschichte der menschlichen Veränderlichkeit in Staatssachen, daß diejenigen, die von Frankreich den größten Vortheil gezogen, dieser Krone nun am kräftigsten entgegenarbeiteten, und jene, welchen dieselbe ihre so sauer errungenen Eroberungen aus den Händen gewunden hatte, nun die Freundschaft derselben suchten. König Karl XI von Schweden fand sich persönlich beleidiget, daß Ludwig durch einen bloßen Machtspruch ihm und seinem Oheim Johann Adolph ihr uraltes Erbland Zweybrücken aberkannt hatte, weil sie ihm die Huldigung nicht hatten leisten wollen. Sah Ludwig nicht ein, welche Folgen solche despotische Handlungen nach sich ziehen, oder blickte er von seiner Höhe herab auf einen König von Schweden mit zu viel Geringschätzung: beydes ist unbegreiflich. Er übertrug zwar den Besitz von Zweybrücken einem Verwandten des Königs, dem Pfalzgrafen von Birkenfeld. Allein dieser Umstand konnte den König wenig befriedigen, da einmal diejenige Linie, welcher der Besitz dieses Landes rechtmäßig gebührte, von demselben ausgeschlossen war. Karl dachte zugleich nicht ohne Unwillen an die Fehde zurück, in welche er durch fremden Rath während seiner Unmündigkeit gezogen worden, da seine Militz dadurch ihren zuvor so allgemein ausgebreiteten Ruhm fast gänzlich verloren, und er, anstatt der drey Millionen Livres, die er von Ludwigen gezogen, ihm zu gefallen eine ungleich größere Summe, die an die dreyßig Millionen stieg,

auf-

aufgeopfert hatte. Es schien ihm unerträglich, noch ferner von fremdem Winke abzuhängen, und den pralerischen Machtspruch der übermüthigen Französischen Gesandten noch länger anzuhören, daß eine einzige Französische Provinz mehr werth sey, als das ganze Königreich Schweden, welches bloß dem Französischen Gelde zu danken habe, was es sey t).

Die vornehmste Triebfeder dieser Gesinnung des Königs in Schweden war Benedikt Oxenstiern, ein erklärter Gegner der Franzosen. Da auch die Niederlande vor der unter dem Namen der Reunion alles an sich ziehenden Hand Ludwigs eben so wenig frey waren, als die Gegenden am Rhein, so wandte sich Schweden zuerst an die Holländer, denen am meisten daran gelegen seyn mußte, eine so gefährliche Macht von ihrer Nachbarschaft abzutreiben; und es glückte dieser Krone, sie nebst Spanien in ihr Interesse zu ziehen. Der Kaiser, dem eine so unerwartete Unterstützung in seinem Vorhaben willkommen war, gönnte dem Könige von Schweden gern die Ehre, der Urheber einer Association zu seyn, die man als einen mächtigen Damm gegen die um sich greifende Macht Frankreichs betrachtete, und durch den Beytritt mehrerer deutscher Reichsstände nächstens zu verstärken hoffte.

Unerwartet mußte allerdings für Ludwigen diese neue Wendung des Europäischen Staatssystems seyn, aber wenig furchtbar; denn er wußte, daß es in und außer Deutschland noch Fürsten gebe, welche seine Parthey hielten, und das allgemeine Interesse ihrem Privatvortheil aufopferten. Nicht so bald war der Frie-

t) *Wagner* p. 526.

Friede zwischen ihm, der Krone Schweden und dem Churfürsten von Brandenburg geschlossen gewesen, als dieser letztere für unumgänglich nöthig hielt, sich um einen Alliirten umzusehen, der ihm wenigst so lange, bis er während des Friedens zu neuen Kräften gekommen wäre, Sicherheit verschaffte. Da seine bisherigen Bundesgenossen sein ganzes Vertrauen verloren hatten; so war seines Erachtens niemand übrig, als der König von Frankreich, durch dessen Ansehen und Macht er diesen Zweck zu erreichen hoffen konnte. Dazu kam wahrscheinlich noch ein Privatgroll gegen das Erzhaus Österreich. Friedrich Wilhelm konnte die Wunde nicht verschmerzen, die ihm der Kaiser, seiner Meynung nach, durch zu schnelle Schließung des Nimwegischen Friedens geschlagen hatte, und er glaubte, derselbe habe nur darum so sehr damit geeilet, weil er ihm Stettin mißgönnet habe u). Diese Vermuthung bestimmte ihn um so mehr, sich dem Könige von Frankreich in die Arme zu werfen. Anfänglich schien zwar der Französische Hof wenig Lust zu einer nähern Verbindung mit ihm zu bezeigen, besonders da er eine Pension zur Vermehrung und Unterhaltung seiner Armee verlangte. Dem Brandenburgischen Minister Meinders, als er von dieser Sache Meldung that, sagte der Französische Gesandte freymüthig, der König wünsche endlich, nachdem er die Ungemächlichkeiten des Krieges lange genug ertragen, die Ruhe, und wolle auch seinen Unterhanen wieder die nöthige Erholung verschaffen. Die Foderung einer Unterstützung an Geld lehnte er durch mehrere Gründe von sich ab. Weil man aber auch zur Zeit des Friedens, fuhr dieser fort, darauf denken müsse, sich Freunde zu erwerben;

u) *Wagner* l. c. p. 525.

ben; so habe der König so vielen ihm angebotenen Bündnissen jenes mit dem Churfürsten vorgezogen, den er wegen seiner bisher bezeigten großen Tapferkeit und Klugheit vor allen schätze v). Die Association, welche hierauf, wie wir bereits gehört haben, zwischen Schweden und den Holländern zu Stand kam, und von der man nicht ohne Grund glaubte, daß sie sich in kurzer Zeit weiter verbreiten werde, trieb den König an, den Vorschlag einer Allianz mit Churbrandenburg mit mehr Eilfertigkeit zu betreiben. Der Französische Gesandte Rebenac that deswegen zu Berlin kräftige Vorstellungen, die auch bald Eingang fanden. Der Churfürst, obschon er wohl einsah, was man auf diese Beweggründe antworten könnte, hielt doch, nachdem er seinen, so wie den Zustand seiner Nachbarn und ganz Deutschlands in genaue Erwegung gezogen hatte, dafür, in der gegenwärtigen Lage, und zur Abwendung der bevorstehenden Übel sey kein besseres Mittel, als Zeit zu gewinnen, und von einer künftigen Veränderung der Dinge zu erwarten, daß sie die gegenwärtigen Unfälle des Vaterlandes wieder gut machen werde; indem kein Vernünftiger sich darauf einläßt, die ihm zugefügten Beleidigungen zu einer Zeit rächen zu wollen, wo keine Hoffnung eines ersprießlichen Ausganges sich zeiget, sondern vielmehr die Gefahr eines noch größern Nachtheils offenbar bevorsteht. Durch diese schönen Worte suchte wenigst der Churfürst seinen gegenwärtigen Entschluß zu rechtfertigen, und mit einer solchen Gesinnung wurde dann zu Berlin am 11ten Jäner 1682 ein neues Bündniß mit Frankreich geschlossen, dessen Inhalt in der Hauptsache dahin gieng, daß der Churfürst sich zwar verpflichtete, sich zu bemühen,

v) *Pufendorf* L. XVIII. §. 2. p. 1378.

mühen, daß der Friede zwischen Frankreich und dem deutschen Reich erhalten, und gegenwärtige Streitigkeiten gütlich beygelegt werden; der König von Frankreich hingegen es bey den bisherigen Reunionen bewenden lassen, und so lange, als irgend eine Hoffnung zu einer gütlichen Beylegung derselben übrig wäre, sich die Waffen zu ergreifen enthalten sollte x).

Kein Wunder also, daß der Churfürst nicht nur der Association nicht beytrat, wozu man ihn zu bewegen gesucht hatte, sondern auch die Verbreitung derselben zu hindern suchte, welches er auch nach dem großen Ansehen, das er nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa erworben hatte, leicht konnte. Die Wirkung desselben erstreckte sich auch gleich so weit, daß die Holländischen Provinzen Gröningen und Friesland sich nachdrücklich weigerten, der Association beyzutreten, wenn nicht auch der Churfürst von Brandenburg dieses thun würde. Eben dieser Äußerung bediente sich auch der König von Engelland, um dem Ansinnen, daß er der Association beytreten möchte, auf eine gute Art auszuweichen.

x) *Pufendorf* l. c. §. 44. p. 1423.

Zweytes Kapitel.

Friedensunterhandlungen zu Frankfurt. Streitigkeiten, welche den Gang derselben hemmen. Hochmüthige Foderungen des Königs von Frankreich. Trennung des Kongresses.

Beyde Theile, sowohl diejenigen welche Krieg, als die, welche Frieden wünschten, hatten inzwischen ihre Augen auf die Unterhandlungen zu Frankfurt gerichtet. Allein es scheinet, als hätten beyde streitende Partheyen, die da zusammenkamen, den Zwist gütlich beyzulegen, vorsätzlich darauf losgearbeitet, daß nichts Ernstliches zu Stand komme. Die Franzosen waren die ersten, welche ihre Proposition übergaben. Man hatte natürlich nichts anders erwartet, als daß sie darin die Gründe vorlegen würden, vermöge deren der König ein Recht auf die im Elsaß und in andern Gegenden besetzten Örter zu haben vermeine. Aber wenn man nicht auch schon von der Zeit des Kongresses zu Cölln her ein gerechtes Mißtrauen in die ernstliche Absicht der Franzosen, die Sache dem Ausschlage der bessern Gründe zu überlassen, hätte setzen können; so würde wenigst jetzt ihr Betragen solches eingeflößt haben. Anstatt zu einer gründlichen Untersuchung der Streitfrage die Hand zu bieten, erklärten sie nach einer ganz neuen, und bey gütlichen Unterhandlungen unerhörten Methode ohne Scheu: ein fester und dauerhafter Friede hänge bloß davon ab, wenn Kaiser und Reich das, was Frankreich nach dem Nimwegischen Frieden in Besitz genommen, nicht wieder zurückfodern,

dern, sondern auf dasselbe feyerlich Verzicht thun. Obwohl der König seine Ansprüche auf noch weit mehr Örter, als er wirklich in Besitz genommen, theils zu Folge der Münsterischen Traktaten, theils vermöge dessen, was in den Konferenzen zu Nimwegen vorgegangen, ausdehnen könnte; so wolle er sich doch auf eine gütliche Übereinkunft einlassen, und sich mit Straßburg und den übrigen besetzten Örtern begnügen. Diesem zufolge wünsche er, daß zwischen seinen und den Gesandten des Kaisers und Reiches bestimmet werde, welche Örter künftig die Grenzen zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche ausmachen sollten, und daß er Versicherung erhalte, daß kein Titel, der je in der Zukunft könnte erfunden werden, irgend eine Veränderung in Ansehung jener Grenzen, die man auf diese Art bestimmen werde, sollte hervorbringen, können. Zu einem noch größern Beweise von der Aufrichtigkeit der Gesinnungen des Königs, und um dem Reiche noch besser zu zeigen, wie wenig er entschlossen sey, jemals jenseits des Rheins eine Eroberung zu machen; wolle er einwilligen, daß wenn Kaiser und Reich es zu ihrer Sicherheit verlangen, alle Festungswerker von Freyburg ungeachtet der außerordentlichen Kosten, die er darauf verwandt habe, gänzlich abgetragen werden, und er wolle sie so dem Kaiser zurückgeben, wenn dieser gleichfalls alle Fortifikationen von Philippsburg schleifen lassen, und diesen Ort sammt Zugehör dem Bischofe von Speyer zurückgegeben würde y).

So sehr diese äußerst unerwartete Erklärung einen jeden, der nicht ganz gefühllos gegen das Beste sei-

y) Pachner Th. II. S. 367.

seines deutschen Vaterlands war, befremden mußte; so ward doch dieser Eindruck beynahe zu gleicher Zeit durch einen andern ungleich minder bedeutenden, ja wohl gar nichtswürdigen Gegenstand, welcher die ganze Aufmerksamkeit der Deputirten zu diesem Kongreß auf sich zog, geschwächet. Eben dieselbe Streitigkeit über das leidige Ceremoniel, welche einst zu Cölln so viel Verwirrung angerichtet hatte, hemmte auch jetzt den Fortgang der Unterhandlungen. Die kaiserlichen Gesandten versagten den churfürstlichen jenes Ceremoniel, worauf diese so sehr pochten, und beriefen sich dießfalls auf die Friedenshandlungen zu Münster, wo denselben dergleichen Ehrenbezeigungen gleichfalls nicht wiederfahren seyen. Die Franzosen wollten den Sächsischen Gesandten Schott zu den Konferenzen nicht zulassen, weil derselbe im Elsaß geboren, folglich ein Unterthan Frankreichs sey. Die churfürstlichen Deputirten zankten sich mit den fürstlichen über die Art, auf welche man bey den Konferenzen beysammen sitzen sollte. Man konnte sich nicht vergleichen, ob man, wie einst zu Cleve und Nimwegen, sich nach dem hergebrachten Vorrange an eine Tafel setzen sollte, so daß kaiserliche, königliche, churfürstliche und fürstliche Gesandte beysammen säßen, oder ob man sich um einen runden Tisch rings herumsetzen, oder einen Tisch in die Mitte setzen sollte? Ferner vermehrten sich die Streitigkeiten dadurch, daß einige Deputirte den Charakter förmlicher Gesandten angenommen hatten, einige den Titel Excellenz foderten, die andern ihnen denselben nicht zugestehen wollten. Mit solchen unnützen Zänkereyen vergieng der ganze Sommer, und in der Hauptsache geschah nichts.

Eine der vornehmsten Schwierigkeiten, und im Grunde auch, nur eine Streitigkeit von eben derselben un-

unbedeutenden Art war, daß die Franzosen ihre erste Erklärung in Französischer Sprache abgefaßt, und so übergeben hatten. Die Deputirten des Kaisers und Reiches behaupteten, dieses sey dem Herkommen entgegen, von jeher habe man sich in Unterhandlungen der lateinischen Sprache bedienet; und sie waren für dieses vermeintliche Vorrecht, keine andere Sprache, als die Lateinische gelten lassen zu dürfen, so sehr eingenommen, daß sie gegen das Ansinnen der Franzosen, welche keine in einer andern, als in ihrer Mutterspra-che abgefaßte Schriften übergeben wollten, feyerlich protestirten, wogegen aber die Franzosen behaupteten, man könne ihrem Könige hierin nichts vorschreiben. z).

Viele einsichtsvolle Männer konnten sich bey dieser Gelegenheit der Bemerkung nicht enthalten, daß die Deutschen nun mit Recht für ihre Thorheit büssen, die sie begehen, indem sie so vielen Eifer auf die Erlernung der Französischen Sprache verwenden, und selbst eine Ehre darin suchen, mitten in ihrem Vaterland ohne alle Noth mit ihren Landsleuten Französisch zu sprechen. Dadurch, glaubten sie, hatten die Deutschen den Franzosen den stolzen Gedanken eingeflößt, als hätte ihre Sprache einen besondern Vorzug. Nicht wenige hielten es auch für eine böse Vorbedeutung, daß sich ein großer Theil Europens durch die Reise Französischer Sprache und Sitten habe fesseln lassen, indem Vernunftgründe und Beyspiele bewiesen, daß diejenigen, welche einer andern Nation Sprache und Sitten ihren eigenen vorziehen, selbst gleichsam den Weg zu ihrer Unterjochung zu bahnen scheinen. Es sey daher kein Wunder, daß sich die Franzosen

so

z) *Pufendorf* §. 48. p. 1426.

so hochmüthig betragen; sie seyen nämlich überzeugt, daß die Herrschaft über ganz Europa in ihren Händen sey, indem sie sehen, daß ihre weibische Sprache und ihre Kleidermoden auch von andern so sehr geschätzt werden. In der That rechtfertigte auch gewissermassen der Erfolg diese Weissagung, indem sich die Französischen Gesandten bey diesem Kongresse durchgehends nicht als Parthey, sondern als Herrscher aufführten.

Die Deputirten hatten im Namen des Kaisers und Reiches unterm 20sten April 1682 eine Antwort auf die oben erwähnte Erklärung des Königs übergeben, und sich darin erboten, alles dasjenige zu leisten, wovon man nach genauer Untersuchung erkenne, daß es vermöge des Westphälischen und Nimwegischen Friedens der Krone Frankreich gebühre; sie erwarteten aber zugleich, daß der König vom deutschen Reich und dessen Ständen nichts, was diesen Friedensschlüßen entgegen ist, fodern, und die Erklärung derselben sich nicht allein, mit Ausschluß der andern mitschließenden Parthey, zueignen, noch in seiner eigenen Sache sich selbst Recht sprechen, und den Spruch vollziehen werde. Er sollte, heißt es in dieser Schrift weiter, wenigst das, was er nach der Abreise der zum Kongreß bestimmten Gesandten an sich gezogen, an das Reich zurückgeben, und die gekränkten Stände in ihre Freyheit, Unmittelbarkeit, und Rechte wieder einsetzen; und, wenn dieses geschehen, alsdann müsse er sich erst im Betreff der übrigen gekränkten Stände, und derjenigen Punkte, welche seine Proposition enthalte, mit Kaiser und Reich besprechen, wozu auch dieser Kongreß eigentlich angeordnet worden; man müsse bey dieser Gelegenheit den Sinn der gedachten Friedensschlüße erörtern, so daß dem Kaiser und Rei-

che nach demselben genug gethan, und alle Beschwerden gehoben werden. Sollte es hierauf beyden Partheyen zuträglich scheinen, demjenigen was die Französischen Gesandten von Freyburg und Philippsburg einfließen lassen, eine weitere Unterredung zu widmen; so würde man darüber leicht einig werden können a).

Gleichwie man schon zuvor überzeugt war, daß die Franzosen ungerechte Sache haben; so mußte man jetzt in dieser Meynung um so mehr bestärket werden, da sie sich auf keine rechtliche Untersuchung der Streitfrage einlassen wollten. Alles was sie unterm 28sten April auf die erwähnte Vorstellung antworteten, bestand in der Hauptsache darin, daß sie darauf beharrten, die Rechte des Königs erstreckten sich weit über die bisher von seinen Leuten vorgenommenen Reunionen, und gründeten sich unstreitig auf die Traktaten von Münster und Nimwegen. Eine genaue Erörterung der Foderungen des einen oder andern Theils würde daher dem Könige sehr vortheilhaft seyn. Da er aber vorhersähe, daß diese Untersuchung, so nützlich sie ihm auch seyn müßte, weit mehr zu fruchtlosen, und anaufhörlichen Streitigkeiten Anlaß geben, als ein zweckmäßiges Mittel zur Erhaltung des Friedens seyn würde; so habe er, um auf kürzern und zuverläßigern Wege zum Zwecke zu gelangen, dem Kaiser die obengedachten Vorschläge gemacht, in welche man am Ende doch nothwendig würde hineingehen müssen, wenn man je die Sache auf eine gute Art beendigen wollte. Billig fodere der König, man solle künftig alle unnützen Streitigkeiten bey Seite setzen, und lieber gleich von dem wahren Gegenstande der Un-

ter

a) Pachner S. 371.

terredung, nämlich von jenem einzigen Mittel handeln, wodurch zwischen dem deutschen Reich und Frankreich ein gründlicher und beständiger Friede hergestellet werden kann. Da aber der König in seiner Proposition sich viel von seinem Recht entzogen, und es selbst in engere Grenzen eingeschränkt habe; so hoffe er mit Grund, Kaiser und Reich, wofern sie einen wahren und gründlichen Frieden mit Frankreich zu halten wünschen, werden nicht säumen, eine bestimmte Antwort auf die Proposition zu geben, besonders da man sich jetzt in einer Jahrszeit befinde, welche geschickter ist, mit den Waffen in der Hand, als mit der Feder zu fechten b).

Um den Deutschen Schrecken einzujagen, ließ Ludwig wirklich um diese Zeit Truppen an die Reichsgrenzen marschiren, doch mit dem Auftrage, niemand zu beleidigen, noch über die Grenzen zu schreiten, wenn aber je einer von den Fürsten, welche den Frieden wünschten, bey ihnen um Beystand gegen die Gewalt anderer ansuchen würde, selbigen unverzüglich zu leisten c). Um jedoch zugleich zu zeigen, wie sehr ihm die Wohlfahrt der Christenheit am Herzen liege, zog er, sobald er aus Wien und Konstantinopel sichere Nachricht erhalten hatte, daß die Türken den Frieden mit dem Kaiser zu brechen gesonnen seyen, die Truppen, welche Luxenburg einschlossen, etwas weiter zurück, und übertrug dem Könige von Engelland den Schiedspruch über seine Streitigkeit mit Spanien, damit ihm nicht diejenigen, welche sich nothwendig dem Türken widersetzen müßten, vorwerfen könnten, er hindere sie, alle ihre Macht gegen jene zu kehren. Auch Croyssi sagte öffent-

b) Pachner S. 373.

c) *Pufendorf* §. 51. p. 1428.

fentlich: die Gelegenheit sey nun dem Könige günstig, seine Foderungen durchzusetzen; derselbe halte aber dafür, es sey wider seine Ehre, von den Gesinnungen der Türken irgend einen Vortheil zu ziehen, mit denen er nie eine Verbindung habe eingehen wollen. Der Kaiser, wenn er klug sey, könne nun die Gelegenheit ergreifen, die Angelegenheit zu endigen, und sich von dem Könige eine ausnehmende Hülfe gegen die Türken bedingen. Unerfahrne gaben diesem Betragen des Königs, als einem Zeichen einer besondern Großmuth, lauten Beyfall; aber die Verständigern sahen wohl ein, daß Ludwig nur darum so handelte, weil der König von Engelland sich erklärt hatte, er würde, wenn Luxenburg noch ferners eingeschlossen bliebe, sich genöthiget sehen, ein Parlament zu berufen, welches vielleicht ihm unangenehme Vorkehrungen treffen würde d).

Da die Deputirten des Kaisers und Reiches sogleich, nachdem die Franzosen ihre erste Proposition in Französischer Sprache übergeben, erinnert hatten, daß sie sich künftig in ihren Schriften der im Römischen Reiche bey Unterhandlungen üblichen lateinischen Sprache bedienen sollten; so hatten diese, wie wir bereits gehört haben, sich zwar dessen ernstlich geweigert; in der Folge aber doch sich dem Verlangen der Deutschen in so weit genähert, daß sie ihre Antwort, die sie unterm 28sten April übergaben, ins Lateinische übersetzen ließen, und am Ende der Schrift beysetzten, daß sie übersetzt sey. Von dem Charakter der Deutschen, welche von jeher fest an Formalitäten hiengen, ließ sich allerdings erwarten, daß dieser Umstand

d) *Pufendorf* ibid. p. 1429.

stand die Streitigkeiten eher verlängern, als denselben ein Ende machen würde. In der That konnte diese Schrift eben dieses Beysatzes wegen nicht als das Original betrachtet werden, und es war bedenklich, Unterhandlungen auf Schriften zu bauen, deren Gültigkeit man am Ende nach Belieben bestreiten konnte, weil ihnen die Originalität fehlte. Die kaiserlichen Gesandten weigerten sich daher, diese Antwort anzunehmen, und verlangten, daß dieser Beysatz ausgestrichen, oder wenigst die Worte: In forma authentica, beygesetzt werden. Aber jene waren nicht zu bewegen, daß sie sich in diesem Stücke nach dem Willen der Deutschen bequemet hätten. Auf solche Art gerieth die Unterhandlung, da sie noch kaum angefangen war, aufs Neue ins Stocken, und es geschah von dieser Zeit an bis zum September kein Schritt, der je nur von weitem zu dem erwünschten Ziele hätte führen können.

Im Grunde war es beyden Partheyen, den Kaiserlichen und den Franzosen lieb, daß man in dem vorhabenden Geschäfte zu Frankfurt nicht weiter rückte. Der Kaiser, überzeugt, daß Ludwig durch gütliche Unterhandlungen nie dahin zu bringen seyn werde, seine Ungerechtigkeiten zurückzunehmen, fand unumgänglich nöthig, es auf die Entscheidung der Waffen ankommen zu lassen. Noch immer schmeichelte er sich mit der Hoffnung, der Türke werde nicht sogleich losbrechen, man werde ihn zur Verlängerung des Waffenstillstandes bewegen können; und war man nur einmal vor den Türken gesichert; so konnte Leopold ungehindert seine ganze Macht den Franzosen entgegensetzen. Diese hingegen, da sie wohl einsahen, daß sie die Oberhand bey dem Kongreß nie erringen werden, wünschten, daß der Konvent auf irgend eine gu-

te Art aufgelöset, und dieses Geschäft an den Reichstag nach Regensburg gezogen werden möchte. Dort versprachen sie sich mehr Einfluß, als zu Frankfurt, wo der Kaiser sichtbar das Übergewicht hatte. Eben dieser Meynung war auch der Churfürst von Brandenburg, der sehr ungern sah, daß zu Frankfurt jeder Deputirte seine Vicilstimme hatte, und folglich die Deputirten der Städte so viel vermochten, als die Churfürstlichen, wodurch der Kaiser immer die Mehrheit der Stimmen für sich habe. Überdieß hielt er dafür, diese Verfassung bey dem Kongreß, wo der eine so viel zu sagen hatte, als der andere, gereiche dem Churfürstlichen Collegium zum großen Nachtheile, und rieth daher selbst heimlich, es so einzuleiten, daß die Unterhandlung nach Regensburg verwiesen werde e). Die Franzosen sahen daher der Uneinigkeit, welche unter den Deputirten wegen des Ceremoniels noch immer herrschte, mit vielem Vergnügen zu, indem sie dieselbe als ein Mittel betrachteten, den Engelländern und Holländern, wenn der Convent unverrichteter Dinge aufgelöset würde, sagen zu können, sie seyen frey von aller Schuld.

Da sich, dem Wunsche der Franzosen gemäß, mit jedem Tage die Hoffnung verminderte, daß man zu Frankfurt etwas Erhebliches werde zu Stand bringen können; so benützten die Französischen Gesandten diese Gelegenheit, und übergaben am 28sten September eine Schrift, des Inhalts: Da der König zur Herbeyschaffung einer Armee, um durch dieselbe seine Rechte zu vertheidigen, und mit sich zugleich alle friedeliebende Fürsten gegen die Feinde des Friedens zu schützen, einen großen Aufwand gemacht habe, und

e) *Pufendorf* §. 51. p. 1429.

ihm daran liege, so bald, als möglich, zu erfahren, wie das Reich gesinnet sey, damit er entweder diesen Aufwand einstelle, wenn ihnen seine Friedensvorschläge annehmbar scheinen, oder für allen Fall die Rüstungen weiter fortsetze; so müßten sie im Namen des Königs erklären, daß er seinen Vorschlag zwar noch wolle gelten lassen; aber nur bis zum letzten November. Würde man denselben bis zu dieser Zeit nicht annehmen; so wolle er nicht weiter daran gebunden seyn, und behalte sich also hiemit für diesen Fall alle seine Rechte so weit, als dieselben ausgedehnet werden können, feyerlich vor f).

Es konnte nicht sonderlich mehr befremden, daß diejenigen, welche nach allen Rechten zuerst sich einer Untersuchung der Rechtmäßigkeit ihrer Ansprüche hätten unterwerfen, und das Resultat derselben abwarten sollen, durchgehends einen so diktatorischen Ton behaupteten, und Gesetze vorschrieben. Man war dieses von der Zeit an, da die Traktaten zu Cölln und Nimwegen gepflogen worden, schon gewohnt. Die Deputirten des Kaisers und Reiches nahmen daher wenig Rücksicht auf diese hochmüthige Foderung; und anstatt zu erklären, ob sie die königliche Proposition annehmen wollen oder nicht, übergaben sie endlich am 26sten November eine Schrift, deren Übergebung schon lange zuvor beschlossen war, und schon lange zuvor würde geschehen seyn, wenn nicht die unseligen Streitigkeiten über unbedeutende Nebensachen, und die in Deutschland gewöhnliche Langsamkeit es gehindert hätten. In dieser Schrift waren die Rechte des Reiches über die jenseits des Rheins gelegenen, von Frankreich gewalt-

thä-

f) Pachner S. 399.

thätig in Besitz genommenen Provinzen, besonders über die Elsassischen Vereinstädte, und über die Vasallen von Metz, Tull und Verdun gründlich erörtert g). Da die Franzosen sich schon in ihrer letzten Erklärung geäußert hatten, man müsse die erste Proposition des Königs unbedingt annehmen, oder derselbe würde es als eine abschlägige Antwort aufnehmen, wenn man sich in langwierige Untersuchungen und Streitigkeiten darüber einließe; so nahmen sie die Deduktion nicht einmal an, sondern bezogen sich darauf, sie hätten vom Könige den Auftrag, mit Ende dieses Monats, wenn indessen die königliche Proposition nicht würde angenommen werden, von Frankfurt abzureisen. Die Deduktion sey nicht von allen Deputirten einmüthig gutgeheißen worden, und vermöge des königlichen Auftrages sey es ihnen nicht erlaubt, etwas anders, als die Acceptation seiner Proposition anzunehmen. Auch könnten sie nichts in lateinischer Sprache annehmen, so lange nicht die Gegenparthey auch in Ansehung ihrer Französischen Schriften eben dieses thun würde h). Heimlich streuten sie hierauf eine Schrift aus, worin sie der Welt zu zeigen suchten, daß es ihre Schuld nicht sey, daß die Unterhandlungen bisher fruchtlos gewesen. Jedermann müsse gestehen, daß sie sich durch das ganze Jahr ihres Aufenthalts zu Frankfurt immer bereit gezeigt haben, theils den wahren Sinn der Westphälischen und Nimwegischen Traktaten zu untersuchen, theils allen bekannt zu machen, daß die Erklärung des Königs, welche darauf erfolgt war, nicht weniger Mäßigung verrathe, als die Rechte, die auf den Westphälischen und Nimwegischen Friedens-

g) Pachner S. 416. f. f.

b) Pachner S. 421.

denstraktaten beruhen, und sich noch viel weiter erstrecken, Gründlichkeit haben. Auch sey es niemand unbekannt, daß die Zwistigkeiten zwischen den Deputirten des Reiches Ursache waren, daß die Französischen Gesandten nie zu einer feyerlichen Unterredung gelangen konnten. Das Betragen der Kaiserlichen, welche den Churfürstlichen die gebührenden Ehrenbezeugungen versagten, verursache, daß kaiserliche und königliche Gesandte in einer öffentlichen Versammlung mit Deputirten des Reiches nie zusammen kommen können; eben dieses gelte zwischen Churfürstlichen und Fürstlichen. Diese seyen die Hindernisse, wodurch die Untersuchung zu Frankfurt vereitelt worden. Der König habe dieses Hinderniß sogleich eingesehen, und daher, da er seine erste Erklärung thun lassen, einen andern Weg eingeschlagen, diese Angelegenheit gütlich zu endigen. Einige dieser Rangstreitigkeiten seyen zwar mehr auf eine Zeit gestillet, als gänzlich gehoben; aber weit größere und mit mehr Schwierigkeiten verbundene stünden noch bevor. Man könne also auch für die Zukunft nicht hoffen, daß je eine förmliche Untersuchung oder Unterredung werde zu Stand kommen können i). Leider muß man gestehen, daß in dieser beißenden Bemerkung eine unläugbare Wahrheit lag, und daß die Deutschen diese derbe Rüge verdienten. Die Franzosen zogen also gewissermaßen noch mit einem Scheine von Rechtmäßigkeit ab, obwohl dieses, was sie vorgaben, nicht die eigentliche Ursache war, die Unterhandlungen abzubrechen. Sie entfernten sich am 2ten und 3ten December aus Frankfurt, nachdem sie zuvor angezeigt hatten, daß der Französische Minister zu Regensburg, Graf von Crecy, vom Könige

den

i) *Pufendorf* §. 69. p. 1449. seq.

den Auftrag bekommen habe, bis zum Ende des Februars 1683 zu hören, was man im Namen des Reiches ihm vortragen würde. Was Ludwig für Absichten gehabt habe, läßt sich aus der Erklärung abnehmen, welche der Erzbischof von Straßburg dem Churfürsten von Trier gethan hatte: Wenn ihm das Reich die bis daher reunirten Örter nebst Straßburg überlassen wollte, so würde er allen künftigen Ansprüchen für immer entsagen, und eine Grenze ziehen; auch 50,000 Mann gegen die Türken zu Hülfe schicken, doch daß das Reich sich nie in seine Streitigkeiten mit andern Fürsten mische. Auch in den Spanischen Niederlanden wolle er auf alle weitern Foderungen Verzicht thun, wenn diese beständig neutral bleiben, und im Falle, daß ein Krieg entstünde, Frankreich nie beunruhigen würden. Verwerfe man diese Bedingnisse, so stünden 60,000 Mann bereit, die sogleich das Westliche Ufer des Rheins in Besitz nehmen würden k).

Drittes Kapitel.

Bemühungen des Churfürsten von Brandenburg, den Kaiser und das Reich von einem Kriege mit Frankreich abzuhalten. Laxenburgisches Bündniß. Klagen des Churfürsten über dasselbe.

Mittlerweile hatte der Churfürst von Brandenburg alles Mögliche gethan, die Absichten des offenbar

k) *Pufendorf* ibid. p. 1450.

bar zum Kriege gestimmten Kaisers zu vereiteln. Unter andern ist die Gesandschaft merkwürdig, die er im Februar 1682 an die Churfürsten und vornehmsten Fürsten Deutschlands abschickte, um, wie er sich äußerte, mit ihnen zu überlegen, welche Mittel man ergreifen sollte, die gegenwärtigen Übel, wo nicht zu heben, doch wenigst zu mindern; im Grund aber um sie, als ein getreuer Bundesgenosse des Königs von Frankreich, von der kaiserlichen Parthey, oder was in den damaligen Umständen eben so viel war, von kriegerischen Entschließungen abzubringen. Melchior Ruck wurde an die Rheinischen Churfürsten, Jena nach Bayern, Meinders nach Sachsen, Busch nach Münster und Cassel, Paul Fuchs nach Dänemark abgeschickt. Der erstere mußte denselben vorstellen, in welche Verwirrung Deutschland durch den Nimwegischen Frieden verfallen sey; der König von Frankreich habe zu Frankfurt Vorschläge gethan, deren Folge entweder Friede und gute Nachbarschaft, oder neuer Krieg seyn könne. Frankreich dringe auf eine Erklärung des Reiches, die noch vor dem Ende des Jäners erfolgen sollte; widrigen Falls es sich seiner Kräfte bedienen würde. Wenn Deutschlands Macht durch Eintracht der Stände recht befestiget, und nicht alles durch den Nimwegischen Frieden verdorben wäre; so hätte man keine lange Berathschlagung nöthig. Die Liebe und Pflicht gegen das Vaterland, und der Eifer für den Ruhm der Nation würden einem jeden leicht eingeben, was man auf solche Vorschläge zu antworten habe. Aber in dem Stande, im welchen sich Deutschland in Ansehung seiner Gesinnung und kriegerischen Verfassung gegenwärtig befinde, seyen seine Kräfte viel zu geringe, sich einem so mächtigen Könige zu widersetzen. Das Mißtrauen unter den Ständen habe den höchsten Grad erreicht; auf auswärtige

Hül-

Hülfe dürfe man sich wenig verlassen; mit Recht müsse man Ausländern jede Gelegenheit abschneiden, sich in die Angelegenheiten Deutschlands zu mischen. Wegen der Unruhen in Ungarn sey auch zu befürchten, der Kaiser werde wenig Beystand leisten können. Es sey daher ungewiß, ob es die Nachkommenschaft billigen würde, diese Streitigkeit dem ungewissen Ausgang eines Kriegs auszusetzen. Weil man auf die Beschleunigung der Traktaten dringe, und, wenn man diese Gelegenheit versäumet, der Schaden nicht leicht wieder ersetzt werden könne, sondern vielmehr aus der Verzögerung mehr Gefahr zu erwarten sey, als aus einem geschwinden und zur rechten Zeit gefaßten Schlusse; so wolle der Churfürst die Meynung seiner Kollegen vernehmen, was auf die Vorschläge der Krone Frankreich zu antworten sey, damit nicht, wenn die Gelegenheit, den Krieg zu vermeiden, vorüber ist, das Vaterland in Gefahr komme. Drey Punkte seyen es vorzüglich, auf die man denken müsse: Ob man gegenwärtig wohl sicher hoffen dürfe, daß man den Franzosen die besetzten Örter wieder werde entreißen können? Ob die Hoffnung, das Verlorene wieder zu erhalten, gewisser und sicherer sey, als die Gefahr mehr zu verlieren, welche dem deutschen Reiche bevorstehe? Und endlich, ob man nicht vielmehr darauf denken sollte, das, was das Reich noch übrig habe, in seinem Zustande zu erhalten, als alles dem ungewissen Erfolg der Waffen zu überlassen? 1).

Eben diese Vorstellungen mußten seine übrigen Gesandten an denjenigen Höfen thun, an welche er sie abgeschickt hatte. Seine Gesinnungen fanden aber nicht so

1) *Pufendorf* §. 34. p. 1417.

so viel Beyfall und Eingang, als er gewünscht hatte. Der Churfürst von Trier erklärte sich sogleich offenbar gegen Frankreich: Die Eroberungssucht dieser Krone sey ohne Grenzen; die Ansprüche derselben erstreckten sich ins Unendliche, und wenn man sich auch jetzt durch Traktaten mit ihr vergliche; so sey für die Zukunft eben das, was man jetzt empfindet, zu befürchten. Die Antwort, welche der von Bayern ertheilte, war etwas unbestimmt: Er wünsche nichts anders, als die Ruhe und Wohlfahrt des Vaterlandes; dazu werde er überall nach seinen Kräften beytragen, und er hoffe einen ersprießlichen Ausgang der Traktaten zu Frankfurt. Etwas deutlicher erklärte sich der Churfürst von Sachsen: die Sache sowohl, als die Gründe, welche Meinders vorlege, seyen sehr wichtig; doch hoffe er, durch des Churfürsten von Brandenburg Ansehen, Macht und ausnehmende Erfahrung werde man alle Schwierigkeiten leicht überwinden können. Die Gerechtigkeit der Sache stehe allerdings bey dem Reiche; die Franzosen hätten jene Foderungen, die sie jetzt in Anregung bringen, einst selbst verworfen. Ihm scheine daher, man müsse der Französischen Proposition eine bündige Widerlegung entgegen setzen, die Reichsrechte ausführlich darthun, das Schiedgericht neuerdings anbieten; und wenn die Franzosen dieses ausschlagen würden, sey ihnen die Schuld der abgebrochenen Unterhandlungen beyzumessen. Man müsse dem Reiche sein Recht vorbehalten, gegen weitere Anmassungen protestiren, die Sache vor den Reichstag bringen, auch die Könige von Engelland und Schweden, als Bürgen des Friedens, ersuchen, daß sie die ächte Auslegung desselben auf sich nehmen, und Hülfe gegen diejenigen leisten, die ihn verletzten. Wirklich hätten auch die Franzosen eben dasselbe gethan, als der Churfürst von Brandenburg

einst

einst ins Elsaß aufgebrochen m). Beynahe in demselben Tone antworteten die Herzoge von Lüneburg, der Pfalzgraf von Neuburg, und der Landgraf von Hessen.

Alle diese Versuche des Churfürsten waren nicht im Stande, die geringste Veränderung in den Gesinnungen des Kaisers hervorzubringen. Leopold kannte bereits die Denkungsart der deutschen Fürsten, und hatte große Hoffnung, daß ihn viele derselben nicht ohne Unterstützung lassen würden; und geläng es ihm, indessen nur einige zur Theilnahme an seinem Vorhaben zu bewegen; so ließ sich mit Grund erwarten, daß nach und nach auch die Übrigen folgen werden. Entweder der gute Erfolg des Unternehmens würde sie reitzen, oder die Noth zwingen, sich mit ihm zu vereinigen. In dieser Absicht begab sich der Graf von Waldeck an verschiedene oberdeutsche Höfe, und es gelang ihm, sie durch treffende Vorstellungen von der großen Gefahr, in welche Ludwigs unersättliche Eroberungssucht das deutsche Reich gestürzt habe, in das Interesse des Kaisers zu ziehen. Die oberländischen Kreise versprachen, eine bestimmte Zahl Mannschaft zu stellen, und falls es zum Kriege mit Frankreich kommen sollte, den Kaiser mit derselben zu unterstützen. Die ersten welche Leopolds Absichten auf diese Art beytraten, waren die Schwaben und Franken, bey denen ohnehin der Graf von Waldeck in großen Ansehen stand, und viel vermochte. Diesen Kreisen traten bald die Herzoge von Lüneburg, der Landgraf von Hessen-Cassel, und die Churfürsten von Sachsen und Bayern bey. Da dieses Bündniß zwischen dem Kaiser und den gedachten Kreisen und Reichsständen ei-

m) *Pufendorf* §. 39. p. 1420.

eigentlich in dem kaiserlichen Lustschlosse zu Laxenburg nächst Wien am 18ten Junius förmlich zu Stand gebracht, und bestättiget worden, so erhielt es von diesem Umstande den Namen des Laxenburgischen Bündnisses.

Was der Churfürst von Brandenburg bisher am meisten befürchtet hatte, daß einige deutsche Reichsstände sich mit dem Kaiser gegen die Krone Frankreich verbinden, und dadurch den Ausbruch eines Krieges beschleunigen möchten; traf also dießmal wirklich ein, und mit Bestürzung nahm er wahr, daß die Vorstellungen seiner Gesandten, die er zuvor an die vornehmsten deutschen Höfe gesandt hatte, nicht überall den gewünschten Eindruck gemacht hatten. Da sich die Verbindung nicht mehr ändern ließ; so bemühte er sich jetzt wenigst bey andern Reichsständen Verdacht auf dieselbe zu bringen, und ihr eine Gegenparthey entgegen zu stellen, welche mächtig genug wäre, sie unthätig zu erhalten. Die ersten, von denen Friedrich Wilhelm mit Grund hoffen konnte, daß sie die Furcht vor den Franzosen ihrer Nachbarschaft wegen geneigt machen würde, seinen Absichten beyzustimmen, und wovon einige ohnehin schon ziemlich gleichstimmig mit ihm dachten, waren die vier Rheinischen Churfürsten. Erklärten sich einmal diese vier offenbar gegen den Krieg mit Frankreich; so war zu hoffen, daß wenigst andere Reichsstände dadurch würden abgeschreckt werden, durch den Beytritt zur kaiserlichen Parthey das Laxenburgische Bündniß zu verstärken, und daß folglich auch der Kaiser, wenn er die entgegengesetzten Gesinnungen der meisten deutschen Fürsten wahrnähme, es nicht wagen würde, etwas Feindliches zu unternehmen, besonders da die Rheinischen Churfürsten, durch deren Länder seine Truppen im Falle

ei-

eines Krieges mit Frankreich ziehen mußten, vorzüglich im Stand waren, seine Operationen zu hemmen. Hatten daher seine Gesandten schon zuvor alle ihre Beredsamkeit aufgeboten, um den Reichsständen, an welche sie abgeordnet gewesen waren, Abneigung gegen einen Krieg mit Frankreich einzuflößen; so verdoppelte er jetzt seine Bemühungen, da die kaiserliche Parthey durch das Laxenburgische Bündniß einen Schritt näher zum Bruche des Friedens gethan hatte.„ Man habe dasselbe geschlossen, ohne ein Gutachten des Reiches darüber zu erwarten, und es ziele auf nichts anders, als auf die Beschleunigung eines Krieges. Er, der Churfürst, habe die Französischen Reunionen nie gebilliget, noch dafür gehalten, daß sie sich mit dem Inhalt des Friedensinstruments vereinbaren lassen. Weil aber schon seit vielen Jahren Streitigkeiten über den wahren Sinn des Münsterischen Friedens zwischen dem deutschen Reiche und der Krone Frankreich entstanden seyen, zu deren Beylegung man sich beyderseits auf Schiedrichter berufen habe; so wäre zu wünschen gewesen, daß die Kaiserlichen dieses Kompromiß zu Nimwegen wieder in seine Kraft gesetzt, oder alles Zweifelhafte deutlich erörtert hätten. Diese Gelegenheit sey aber zum unersetzlichen Schaden des Vaterlandes vernachläßiget worden, und die kaiserliche Gesandschaft habe lieber ohne Noth, gegen seine und aller Gutgesinnten Ermahnungen, gegen die Beschlüße des Reiches, gegen die Pflicht der eingegangenen Bündnisse einen unsichern, schwankenden und schädlichen Frieden beschleunigen, als zur Erlangung eines rühmlichen Friedens den Krieg länger fortsetzen wollen. Gleichwie aber jetzt das von den vorherigen Drangsalen noch seufzende Vaterland durch diese neue Gattung von Bündniß gegen die Ermahnungen so vieler Churfürsten und Fürsten neuerdings in einen so

ver-

verderblichen Krieg verwickelt werde; so könne er dieses auf keine Weise billigen. In dem ganzen Laxenburgischen Bündnisse finde sich nichts von gütlichen Mitteln, alles ziele auf Krieg, und was am unerträglichsten sey: der ganze Rheinsche Bezirk werde in drey Theile getheilet, und der Willkühr der kaiserlichen Armee und des Kriegsheeres der Verbundenen überlassen, ohne daß man zuvor den Ständen, denen daran liegt, zu wissen, was man vorhabe, die geringste Nachricht davon mitgetheilt habe. Das Clevische Gebiet, welches die Reichsgrenze am Unterrhein ausmachet, werde für den Sachsen und die Lüneburger bestimmet. Er wolle von andern, noch weiter aussehenden Planen nichts sagen; besonders, daß einige wenige sich die Freyheit anmassen wollen, über Krieg und Frieden, und folglich über das künftige Schicksal Deutschlands zu entscheiden, und daß sie bereits diejenigen Länder der Reichsstände, welche am Rhein liegen, zum Schauplatze des Krieges bestimmet haben n.)

Eben dieselben Klagen über das Laxenburgische Bündniß führte er auf dem Reichstage zu Regensburg; er hatte aber den Verdruß zu sehen, daß seine Vorstellungen bey weitem nicht jene Wirkung hervorbrachten, die er gewünscht hatte. Die Direktoren des Fränkischen Kreises, Peter Philipp, Bischof von Bamberg und Würzburg, und Christian Ernst, Markgraf von Culmbach antworteten ihm freymüthig: das Bündniß zwecke einzig auf Sicherheit ab; es erhalte sich auf eigene Kosten, sey keinem andern zur Last; durch dasselbe werden die theilhabenden Stände in den Stand

n) *Pufendorf* Lib. XVIII. §. 58. p. 1436. seq.

Stand gesetzt, dem deutschen Reiche mit mehr Behendigkeit beyzustehen. Der Churfürst gestehe selbst, daß die Gewaltthätigkeiten, welche Frankreich unter einem so nichtigen Vorwande vorgenommen, dem Frieden entgegen seyen. Sie, die Mitglieder des Bundes, wollten nun die Schuld der Verletzung des Friedens nicht auf sich kommen lassen. Die Furcht, die man vorwende, daß dadurch ein größeres Übel entstehen möchte, sey für die deutsche Nation nicht Grund genug, sich schimpflich zu unterwerfen. Es fehle dem deutschen Reiche nicht an Kräften, sondern nur an fester Vereinigung; es stehe in der freyen Macht der Stände, mit Hintansetzung aller Privatrücksichten, und daraus entstandener Zwistigkeiten und Irrungen ein Ganzes zu bilden, das jedem Feinde furchtbar werden könne o).

Gleichwie in dieser Äußerung ein auffallender Zug von Ehrgefühl, und hohem deutschen Sinne lag; so ward der Churfürst immer mehr in seiner Meynung bestärkt, daß der Ausbruch eines Krieges mit Frankreich nicht mehr fern seyn dürfte. Doch ward seine Besorgniß durch das, was man seinem Gesandten zu Wien zu vernehmen gegeben hatte, einigermassen gemindert. Crocow hatte den Auftrag gehabt, an diesem Hofe zur Aufrechthaltung des Friedens zu arbeiten. Als er am 31sten Oktober von Wien wegieng, sagte der Kaiser zu ihm: er für seine Person trage kein Bedenken, einen Frieden anzunehmen, und habe nie eines getragen; er gestand ihm sogar, in den gegenwärtigen Umständen müsse man es nicht auf das Äußerste ankommen lassen, noch auf allem demjenigen be-

o) Ibid. *Pufendorf* p. 1437.

beharren, was man zu einer andern Zeit mit Recht thun könnte. Schriftlich ertheilte man diesem Gesandten noch folgende Antwort: Der Kaiser werde alles, was bey ihm stehe, zur Befestigung des Friedens mit dem Könige von Frankreich beytragen; er wünsche auch, der Churfürst möchte sich bemühen, es dahin zu bringen, daß der Franzose die Unterhandlungen zu Frankfurt fortsetze, und ein allgemeiner Friede geschlossen werde p). Diese Friedenshandlungen wurden zwar, wie wir gehört haben, bald darauf abgebrochen. Aber der Kaiser zeigte sich eine kurze Zeit hernach in einem Kommissionsdekret geneigt, sie zu Regensburg fortzusetzen. Wirklich war es unnöthig gewesen, daß der Churfürst mit so viel Aufwand von Beredsamkeit sich bemühte, den Kaiser von einem Kriege mit Frankreich abzuhalten; denn bald darauf nöthigten diesen letztern Unfälle, die seinen Erblanden drohten, freywillig die Hände zum Frieden mit dieser Krone zu bieten.

p) *Pufendorf* §. 64. p. 1442.

Viertes Kapitel.

Unruhen in Ungarn. Vergebliche Anstalten des kaiserlichen Hofes, sie zu dämpfen. Krieg der Türken. Bündniß des Kaisers mit Polen, Sachsen und Bayern. Belagerung der Stadt Wien. Entsatz derselben.

Während daß des Kaisers ganzer Sinn dahin gerichtet war, den ausschweifenden Anmassungen der Franzosen an dem Rhein Schranken zu setzen, näherte sich ihm und seinen Staaten ein fürchterliches Gewitter von Seite des Orients. Die Türken setzten nicht nur ihre außerordentlichen Kriegsrüstungen fort, sondern leisteten jetzt auch den Mißvergnügten in Ungarn öffentlichen Beystand. Daselbst herrschte schon seit dem Jahre 1670, da eine verderbliche Verschwörung einiger Großen entdeckt, und die Häupter derselben Zrini, Nadasti, Frangipani und Tättenbach deswegen mit dem Tode bestrafet worden, eine geheime Gährung, die endlich im Jahre 1674 aufs Neue in eine öffentliche Empörung ausbrach. Die vornehmste Ursache derselben war wohl der Nationalhaß der Ungarn gegen die Deutschen, der besonders den Anblick deutscher Regimenter auf seinem Boden schlechterdings nicht ertragen konnte. Nebstdem beklagten sich die Mißvergnügten über Schmälerung ihrer Freyheiten, über Verletzung ihrer Nationalverfassung, über Tyranney der kaiserlichen Minister; und besonders die ungarischen Protestanten schrien laut, daß man ihnen ihre Kirchen weggenommen, und ihre Religionsfreyheit ein-

geschränkt habe. Von den Klagen kam es, wie es bey solchen Gelegenheiten gemeiniglich geschieht, zu Thätlichkeiten; die Mißvergnügten ergriffen die Waffen, bemächtigten sich unter der Anführung des Grafen Bessellini vieler Städte und Örter in Ungarn, und verübten allenthalben jene Greuel, die man bey solchen Kriegen zu sehen gewohnt ist, welchen die Schwärmerey ihren Ursprung gab. Nachdem Bessellini gestorben war, übernahm Emerich Töckely das Comando. Unter diesem Oberhaupte vermehrte sich die Zahl derjenigen, die sich unter seine Fahnen begaben, und mit derselben der Trotz der Verschwornen so sehr, daß sie wirklich damit umgiengen, Leopolden vom Throne zu stürzen, und an dessen Stelle sich selbst einen König zu wählen. Je länger diese Unruhen dauerten, ein desto gefährlichers Aussehen gewann die Sache, besonders da die Türken die Mißvergnügten offenbar begünstigten, und sich nun mit der größten Thätigkeit rüsteten, um dem Kaiser den Widerstand gegen dieselben durch einen Einfall in seine Länder zu erschweren.

Leopold, dem ein förmlicher Bruch zu keiner ungelegenern Zeit kommen konnte, suchte vor allem die Ruhe in dem schon so lange zerrütteten Königreich Ungarn herzustellen. Er schrieb daher einen Reichstag nach Ödenburg aus, auf welchem er im Jahre 1681 selbst die Beschwerden sowohl der Nation, als einzelner Partheyen untersuchte, und sie auf eine Art zu heben sich bestrebte, die, wenn sie nicht alle insgesammt befriedigte, eine Sache, die ohnehin unmöglich war, doch dem größten Theile Zutrauen zu ihm einflößte. Die Würde eines Palatinus, deren Aufhebung die Nation so übel genommen hatte, ward in der Person des Paul Esterhazi von Galantha wieder hergestellet; allen, die zur Treue wieder zurückkehren

wür-

würden, gänzliche Vergebung, und sogar die Zurückgabe der konfiscirten Güter, jedoch nach vorhergehender Untersuchung inländischer Richter, zugesagt, den zur Zeit noch unentbehrlichen deutschen Garnisonen scharfe Disciplin vorgeschrieben, und die Ungarischen wieder aufgerichtet, den Bekennern der Helvetischen und Augsburgischen Konfession freye Religionsübung nach Maßgabe der Konstitutionen von 1608 zuerkannt, mit der Klausel jedoch: Ohne Verletzung des Rechtes der Landherren, oder Güterbesitzer, welches, da es eben so schwankend und unbestimmt war, als das der Landesherren in Deutschland vor dem Westphälischen Frieden, auch eben so reichhaltigen Stoff zu unaufhörlichen Streitigkeiten zu geben fähig war.

Wenn auch durch diese Verfügungen noch nicht alle Beschwerden nach allen ihren Umständen gänzlich gehoben worden, und noch nicht alle einzelnen Partheyen vollkommen befriediget waren, so ist doch gewiß, daß der größere Theil der Nation sich dadurch beruhiget fand: nur Töckely nicht, der vor einiger Zeit als das Haupt und der Anführer der Mißvergnügten aufgetreten war, und große Unternehmungen im Schilde führte. Er war eingeladen worden, selbst nach Ödenburg zu kommen, und zu seiner Sicherheit hatte ihm sogar der Palatinus seinen eigenen Sohn als Geißel angeboten. Allein er war nicht zu bewegen, seinem Trotze zu entsagen, so viel Mühe man sich auch von Seite des Hofes und der gutgesinnten Ungarn gegeben hatte. Je mehr sich der übrige Theil der Nation dem Hofe in seinen Gesinnungen näherte, desto weiter entfernte dieser sich von denselben, und welches immer die Folge von dergleichen Widersetzlichkeiten war, desto enger suchte er sich mit den Türken zu verbinden. Vergeblich waren die Schlüße des Landtages, wodurch

man alle Irrungen gänzlich zu heben gehofft hatte, vergeblich alle Anerbietungen, welche der Kaiser ihm und seiner Parthey gemacht hatte. So lange ihnen nicht die Kirchen und übrigen Freyheiten wirklich würden zurückgestellet seyn, wollten sie nichts von einem Vergleiche hören. Sie fuhren vielmehr fort, mit den Türken geheime Korrespondenz zu pflegen, und nachdem Töckely im May 1682 mit dem Vezier zu Ofen eine Konferenz gehalten, wurde zwischen dem erstern und dem Türkischen Kaiser ein förmliches Bündniß geschlossen. Dieser versprach, die Ungarische Nation auf ewige Zeiten in Schutz zu nehmen, und aus den Händen der Deutschen zu befreyen, wofür sie ihm aber jährlich 40,000 Reichsthaler bezahlen sollten q), worauf die Rebellen sich der Städte und Örter Kaschau, Eperies, Zedre und Tockay bemächtigten, so wie auch die Türken Onoth und Villeck zur Übergabe zwangen.

Um das von Osten her nun drohende Ungewitter abzuwenden, hatte Leopold nebst dem Versuche, die Ungarn durch vortheilhafte Schlüße auf dem Landtage zu gewinnen, noch ein anders Mittel ergriffen. Nicht zufrieden, daß sein ordentlicher Resident zu Konstantinopel Unterhandlungen über die Verlängerung des im Jahre 1664 geschlossenen zwanzigzährigen Stillstandes pflegen mußte, schickte er den Freyherrn Saponara mit großen Geschenken nach Konstantinopel, um durch ihn dieselbe Absicht zu betreiben, und als derselbe bald mit Tod abgieng, den Grafen Albert Caprara, der aber schon zu Ofen aus allem, was er sah und

hörte

q) Theatrum Europæum Tom. XII. p. 432. seq.

hörte den Schluß zog, daß die Befehle, sich zum Feldzuge zu rüsten, schon eingetroffen seyn müßten; denn überall fand er alles in voller Bewegung, wovon besonders der Großvezier Kara Mustapha die Triebfeder gewesen war.

Dieser ehrgeizige und unternehmende Mann war nicht zwar der unmittelbare, doch ein naher Nachfolger der in der Türkischen Geschichte berühmten Großveziere Kiuperly, mit deren einem er verschwägert war. Gleichwie die Eroberung von Candia den Namen des Aeltern unsterblich gemacht hatte; so sollte die von Wien dem Seinigen die nämlichen Dienste leisten. Die Sendung des Grafen Caprara, weit entfernt, einige Änderung in seinen Gesinnungen hervorzubringen, bestärkte ihn vielmehr in denselben; er sah ein so ängstiges Suchen des Friedens von Seite Leopolds für ein Bekenntniß der Schwäche, und für eine Bekräftigung dessen an, was ihm der Französische Gesandte von der Dürftigkeit und dem wehrlosen Zustande des deutschen Kaisers vorgesagt hatte. Er schlug daher dem Grafen so empörende Bedingungen, und diese noch dazu auf eine so trotzige Art vor, daß er zum voraus darauf zählen konnte, der Gesandte werde keine Vollmacht haben, sie einzugehen. Der Kaiser sollte Ungarn wieder in den Stand setzen, in welchem es im Jahre 1663 gewesen war; das Königreich sollte den Türken jährlich einen Tribut von 50,000 Reichsthalern zahlen, Leopoldstadt und Grätz sollten geschleift, Neutra, Schütten und Eckhof, wie auch die Schüttische Insel bey Preßburg, und die Festung Muran dem Töckely wieder eingeräumt, ein Generalpardon für die Mißvergnügten bekannt gemacht, und

den-

denselben alle ihre Güter und Freyheiten wieder gegeben werden r).

In Belgrad erfuhr Caprara durch Nachrichten aus Wien, daß die Unterhandlungen in Betreff einer Allianz des Kaisers mit dem Könige von Polen bereits den glücklichsten Fortgang hätten, und das Bündniß wirklich dem Schluße nahe sey Eine so angenehme Neuigkeit suchte er sogleich zu verbreiten; doch stellte er sich an, als mäße er der Sache gar keinen Glauben bey. Unter andern Gegenmitteln, die Leopold indessen zu seiner Vertheidigung ergriffen hatte, war diese Verbindung, die am 28sten April 1683 zu Stand kam, wie der Erfolg zeigte, eines der glücklichsten. König Johann von Polen, ehemaliger Großfeldherr der Polen, der seinen Thron hauptsächlich der in dem Treffen bey Choczim bezeigten Tapferkeit zu danken hatte, war selbst derjenige, der bereits vor dreyen Jahren ein Bündniß mit dem Kaiser freywillig angeboten hatte. Obschon dieser dasselbe damals aus besondern Ursachen ausgeschlagen; so hatte doch diese abschlägige Antwort, die er immer als eine Art von Beschimpfung betrachten konnte, ihn nicht so sehr beleidiget, um sich deswegen von allem fernern Antheile an dem Interesse des kaiserlichen Hofes loszusagen. Dem Grafen von Wallenstein, der wegen der Errichtung einer Allianz bey ihm negociirte, gab er vielmehr selbst die Mittel an die Hand, durch welche dieselbe mit Bewilligung der Polnischen Stände könnte geschlossen werden. Da der Gesandte nicht ermangelte, nach der Vorschrift desselben zu handeln; so ließen sich die Großen bald geneigt finden, den Wunsch des Kaisers

r) Mink Leben und Thaten Leopolds Th. II. S. 326.

sers zu befriedigen, und die Allianz kam endlich zu Stand, vermöge welcher der König versprach, während dieses Krieges 40,000 Mann auf den Beinen zu halten. Mit den Churfürsten von Bayern und Sachsen waren ebenfalls Unterhandlungen angefangen worden, welche einen sehr erwünschten Erfolg hatten. Schon am Ende des Jäners war man so weit gekommen, daß der Churfürst sich verpflichtete, eine bestimmte Anzahl Truppen zum Dienste des Kaisers ins Feld zu stellen; und um eben diese Zeit sandte der kaiserliche Gesandte am Sächsischen Hofe die trostreiche Nachricht ein, daß auch der Churfürst von Sachsen sich entschlossen habe, und feyerlich verspreche, dem Kaiser in dem Kriege mit den Türken thätig beyzustehen. Da mittlerweile auch der Kaiser die nöthigen Rüstungen zum Kriege vorgenommen hatte; so war er bereit, den Feind zu empfangen, welches um so nöthiger war, da die Türken bereits im Frühjahre mit den Feindseligkeiten den Anfang machten.

Kara Mustapha, durch die Eingebungen des Französischen Gesandten, und des Töckely irre geleitet, ließ sich durch nichts schrecken, sondern hatte sogar den Entschluß gefaßt, noch vor dem Ende des zwanzigjährigen Stillstandes die Feindseligkeiten anzufangen, sey es, daß er dem Kaiser diese noch übrige Zeit nicht lassen wollte, seine Rüstungen zu vollenden, oder daß er besorgte, Töckely dürfte indessen durch das Zureden seiner Landsleute sich gewinnen lassen. Noch vor dem Winter des Jahrs 1682 brach er mit einem Heer auf, dergleichen seit den Zeiten Mahomets, des Eroberers von Konstantinopel noch nicht war gesehen worden. Der Sultan selbst begleitete ihn; aber nur bis Belgrad, wo er die erfreuliche Nachricht von der glücklichen Ausführung des Plans

seines Bezirs abwarten wollte. Auch Graf Caprara, der überhaupt wohl gehalten ward, mußte den Zug mitmachen, und man säumte nicht, ihm Gelegenheit zu verschaffen, die große Türkische Macht durch eigenes Anschauen schätzen zu lernen. Im Frühjahre 1683, ehe man sonst gewohnt war, Türkische Soldaten im Felde zu sehen, rückte er ungesäumt vor, so daß er bereits am 12. Junius die Essecker Brücke passirte. Hier fand sich Töckely mit mehrern seiner Anhänger, und einem Gefolge von 400 Menschen ein, und ward mit königlichen Ehrenbezeugungen empfangen. Sein Gezelt mußte nahe an dem des Bezirs aufgeschlagen werden; eine große Herablassung eines Bezirs gegen einen christlichen Edelmann. Was man von ihm hauptsächlich verlangte, war sein Rath über den künftigen Feldzug.

Kaiser Leopold hatte inzwischen auch seine Truppen unter dem Oberbefehle des Herzoges Karl von Lothringen zusammengezogen, und am ersten May zu Kitsee bey Preßburg in der Gegenwart des Churfürsten von Bayern die Musterung in eigener Person passiren lassen. Obschon die Anzahl der Regimenter weit mehr erwarten ließ; so fanden sich doch nur überhaupt 33,000 Köpfe ein, am Fußvolk nämlich 22,000, und an Reiterey 11,000, wozu ein Corps von Ungarn, welches der Palatinus zu errichten im Begriffe war, stossen sollte. Durch diese zwar tapfere und versuchte, aber viel zu geringzählige Mannschaft sollten Raab, Comoren, die indessen erst erbaute Festung Leopoldstadt an der Waag, und zuletzt Wien selbst gedeckt, und überdieß die weitläufigen Grenzen von Österreich, Mähren und Steyermark gegen die Anfälle der Mißvergnügten in Ungarn, und gegen die räuberischen Streifereyen der Tartarn geschützet

schützet werden f). Erwäget man, daß während des Krieges gegen Frankreich die kaiserliche Armee zu manchen Zeiten ungleich höher gestanden, und daß gleich nach dem Schlusse des Nimwegischen Friedens mehrere der besten Regimenter sind abgedankt worden, obwohl damals schon die Türken ihre kriegerischen Absichten verriethen; so ergiebt sich, daß man entweder den Feind aus Osten für nicht so gefährlich hielt, als jenen aus Westen, oder daß gerade die größte Abneigung gegen jenen Krieg herrschte, in welchem allein wahrer Vortheil zu gewinnen, und durch welchen allein wahre Gefahr konnte entfernt, und vielleicht für immer abgewendet werden.

Da von Seite des kaiserlichen Hofes sicher darauf gezählet ward, daß die Türken vor dem Anfange des Julius nicht an den diesseitigen Grenzen erscheinen werden; so sollte der Herzog von Lothringen durch eine nützliche und ehrenvolle Unternehmung auf eine Festung der Türken den Feldzug eröffnen. Er hätte gewünscht, Gran unter seine Botmäßigkeit zu bringen, um sich der Donau mehr zu versichern; mußte aber, weil es der Kriegsrath so wollte, Neuheusel belagern. Allein mit der Herbeyschaffung des Geschützes und der übrigen Kriegsbedürfnisse gieng es so langsam zu, daß die Armee erst am dritten Junius zwischen Comoren und Neuheusel sich lagern konnte, und, da inzwischen die Türken mit stärkern Schritten sich näherten, als man geglaubt hatte, mußte er die Belagerung aufheben, um sich nach Comoren zu ziehen, und dort zu erwarten, wohin die Türken sich wenden würden. Caprara hatte zwar berichtet, der Vezir habe sich verlau-

f) *Wagner* p. 582. seq.

lauten lassen, Wien allein könne einigen Ersatz für den ungeheuern Aufwand der Pforte an Mannschaft und Geld geben; aber der Herzog, welcher die Kriegsoperationen der Türken nach denjenigen, die er gewohnt war, bey andern Mächten zu sehen, berechnete, konnte sich nicht überzeugen, daß sie die Festung Raab auf dem Rücken lassen würden. Er wandte daher alles an, dieselbe in Vertheidigungsstand zu setzen, bis es sich zeigte, daß Caprara die Wahrheit gemeldet hatte. Die Türken, ohne sich um diese Festung zu bekümmern, nahmen ihr zur Seite vorbey geradezu ihren Weg nach Wien. Die Armee, welche bereits glaubte, abgeschnitten zu seyn, gerieth dadurch in eine beynahe eben so große Bestürzung, als die Stadt Wien, die wenigst eine so nahe Gefahr nicht vermuthet hatte. Dem Herzoge blieb nichts übrig, als die Infanterie aus der Insel Schütt über die Donau setzen zu lassen, um auf der andern Seite des Flußes sich der Stadt zu nähern, und sich zum Theil als Besatzung hineinzuwerfen. Er selbst, an der Spitze der Cavallerie suchte diesseits des Flußes noch vor der Ankunft der Türken sie zu erreichen. Ein Trupp Tartarn stieß unterweges bey Petronel auf einige Regimenter seiner Reiterey, die, durch den großen Staub gehindert, um sich zu sehen, von der ganzen Türkischen Armee umzingelt zu seyn glaubte, und sogleich die Flucht in der größten Verwirrung ergriff, bis der Herzog selbst herbeyeilte, und durch sein Beyspiel und Ansehen die Ordnung wieder herstellte, und den Feind vertrieb. Zween edle Jünglinge wurden bey diesem Vorfalle die Opfer ihres Muthes: Julius Ludwig von Savoyen, und Thomas von Ahrenberg. Beyde stürzten sich mitten unter die Feinde, blieben aber auch, und zwar dieser auf der Stelle, jener, ein Bruder des in der Folge so berühmt gewordenen Prin-

zen Eugen von Savoyen an seinen empfangenen Wunden den sechsten Tag darauf zu Wien. Am folgenden Tage, nämlich am 8ten Julius kam endlich der Herzog mit seiner Reiterey unter den Mauern der Stadt an, welche der Kaiser die Nacht zuvor verlassen hatte. Ein unbeschreibliches Glück für sie war, daß der Vezir seinen Marsch nicht so sehr beschleunigte, als es möglich gewesen wäre, wodurch auch die kaiserliche Infanterie Zeit gewann, sich herbeyzuziehen, und die Besatzung zu verstärken. Rüdiger Graf von Stahremberg ward vom Kriegsrath zum Kommandanten ernannt, und er that alles, was in seinen Kräften war, Wien in guten Vertheidigungsstand gegen die furchtbaren Feinde zu setzen. Wer immer körperliche Kräfte hatte, beeiferte sich auf seine Veranstaltung ohne Rücksicht auf Stand und Würde, Wälle aufzuwerfen, Munition herbeyzuschaffen, und sich jeder Arbeit zu unterziehen, welche zur Beschützung der Stadt etwas beytragen konnte t).

Am 14ten Julius erschien endlich der Vezir mit seinem in der That fürchterlichen Heere, dessen Lager sich von St. Marx an um die Stadt herum bis auf Nußdorf in einem Unfange von 6 Stunden erstreckte. Eine vollständige, und auch die kleinern Umstände erschöpfende Geschichte dieser merkwürdigen Belagerung würde hier nicht an ihrem Platze stehen; ich werde daher nur das Wesentliche davon auszeichnen. Den Hauptangriff richteten die Türken gegen die Burg- und Löbelbastey. Am 16ten eröffneten sie die Laufgräben; am 18ten kamen die Batterien zu Stand, und weil die Türken die Stadt hauptsächlich durch Minen zu bezwin-

t) Wagner p. 590.

zwingen gedachten, ward fast mehr mit Kugeln, Steinen und Bomben auf die Häuser, als auf die Mauern geschossen. Sie mußten aber bald sehen, daß die Festigkeit der Gebäude alle ihre Versuche unwirksam machte, indem ungeachtet des fast zwey Monate fortgesetzten Bombardirens und Schießens kein einziger Brand in der Stadt entstand, und auch kein einziges Haus zerstört, oder nur merklich beschädiget ward. Am 24sten ließen sie zum erstenmale zwo Minen springen, wodurch ihnen der Eingang in den bedeckten Weg sollte geöffnet werden. Die eine schlug zurück; die andere machte einigen, aber nicht beträchtlichen Schaden, so wie auch der Sturm, den sie sogleich unternahmen, fruchtlos war. Am 27sten ward derselbe mit solcher Wuth wiederholet, daß neun Türken mit bloßen Säbeln die Pallisaden übersprangen; die man aber sogleich überwältigte und um Zeit zu gewinnen, in den Graben warf; die übrigen mußten zurückweichen. Am 29sten gelang es ihnen, durch eine Mine einen Theil der dreifachen Pallisaden in dem bedeckten Wege umzuwerfen, welche aber in der Nacht wieder hergestellet wurden. Am 3ten August endlich, nachdem sie ihrer Gewohnheit nach eine Mine hatten springen lassen, gelang es ihnen, an einem Theile des bedeckten Weges sich festzusetzen. Nun suchten sie durch unausgesetztes Miniren und Umwühlen in der Erde in den Graben zu kommen, welchen Zweck sie auch am 6ten August erreichten, obschon ihnen Schritt vor Schritt auf dem bedeckten Wege streitig gemacht ward. Nun traf die Reihe das in dem Graben zwischen der Burg- und Löbelbastey gelegene Ravelin, dessen Spitze sie am 12ten durch eine so gewaltige Mine sprengten, daß die halbe Stadt davon erbebte. Sie bestürmten es sogleich, wurden aber zurückgeschlagen.

Fast

Fast die ganze Anstrengung sowohl der Belagerer, als der Belagerten schränkte sich nun auf die Angriffe und die Vertheidigung dieses Erdfleckens ein, an welchem wenige Schollen seyn mögen, die nicht mit dem Blute eines Freundes oder Feindes benetzt wurden. Wenn die Türken einen Theil desselben durch Minen in einen Schutt verwandelten, und diesen endlich erstürmten, machten sich die Belagerten auf dem noch übrigen Theile desselben neue Abschnitte, umgaben sich mit Pallisaden, und vertheidigten sich so lange mit ihrem Feuergewehr, ihren Sensen und Morgensternen, als sie festen Fußes stehen konnten, obwohl sie keinen Augenblick sicher waren, ob sie nicht sammt dem Boden, worauf sie standen, in die Luft fliegen würden. Durch alle ihre Anstrengung konnten es die Türken nicht weiter bringen, als daß sie am 23sten Meister von dem dritten Theile desselben waren: doch am 29sten war es bereits gänzlich in einen Schutt verwandelt, bis auf einen kleinen Winkel in der Mitte, und auch auf diesem hielten sich die Belagerten noch, obschon die Türken bereits in dem Stadtgraben sich festgesetzt hatten, und jene durch nichts von diesen abgesöndert waren, als durch ihre Pallisaden. Der jetzt zur Verzweiflung gebrachte Vezir, daß ein kleines Stück Erde gegen alle seine heftige Anstrengung so lange unbezwinglich blieb, glaubte, die Christen müßten alle ihre Zauberkünste an diesem Platze koncentrirt haben. Der 3te September war es endlich, wo die Belagerten, nicht herausgeschlagen, sondern auf Befehl des Kommandanten sich zurückzogen u). Auch hatten die Kaiserlichen noch immer eine Kommunikationslinie im Graben, die ihnen erst am 9ten September genommen ward. Heil

die-

u) *Wagner* p. 607.

diesem Ravelin, welchem die Stadt unstreitig ihre Erhaltung zu danken hat! Sollte mit der Zeit eine Veränderung mit den Festungswerken vorgenommen werden, so verdient dieser Platz gewiß eine besondere Auszeichnung. Mehr Kunst mag wohl in neuern Belagerungen seyn verwendet worden, aber gewiß nie so viel hartnäckige Tapferkeit, als dießmal die Kaiserlichen gezeigt hatten.

Mittlerweile hatten sich die Türken bis unter die Mauern der Basteyen selbst eingegraben, und auch dort Minen angelegt, wovon sie eine unter der Burgbastey am 2ten September anzündeten. Dieses verursachte aber keinen andern Schaden, als daß einige Quaterstücke aus der Mauer sprangen. Weit schrecklicher und gefährlicher war diejenige, die sie am 4ten unter eben dieser Bastey springen ließen. Die halbe Stadt zitterte abermalen davon, die Bastey selbst aber ward auf eine Länge von fünf Klaftern zerschmettert, wodurch die Gefahr auf das Höchste stieg. Diese Ruinen suchten die Türken sogleich durch den heftigsten Sturm sich zu bemeistern; wurden aber abgetrieben. Der am folgenden Tage erneuerte Sturm hatte das nämliche Schicksal, indem die Belagerten sogleich, nachdem die Mauer eine so große Öffnung bekommen hatte, Abschnitte hinter sich machten. Am 8ten wurden zwo Minen unter der Löbelbastey gesprengt, wodurch zwar ein großer Theil derselben über den Haufen geworfen ward; der unmittelbar darauf erfolgte Sturm aber wurde durch den tapfern Widerstand der Besatzung vereitelt. Am 10ten sprang die letzte Mine unter der Burgbastey ganz nahe an der vorigen, wodurch die ohnehin schon beträchtliche Öffnung der Mauer so stark vergrößert ward, daß mehrere Soldaten nebeneinander hinaufklettern, und zugleich Sturm laufen konnten.

ten. Dießmal wagten aber die Türken keinen Sturm; man konnte vielmehr aus den verschiedenen Bewegungen, die sie in ihrem Lager machten, wahrnehmen, daß die zum Entsatz anrückende christliche Armee nicht weit mehr entfernt seyn müsse.

Der 11te war endlich der unaussprechlich frohe Tag für die Belagerten, wo sie Abends um 5 Uhr christliche Völker auf dem Calenberg erscheinen sahen, die ihre Ankunft durch einige Kanonenschüße zu erkennen gaben. Es war gewiß die höchste Zeit, daß eine Hülfe herbeykam. Die Wälle und übrigen Festungswerke hatten bisher sehr gelitten; der Feind war immer näher herangedrungen; durch die feindlichen Minen sowohl, als durch hitzige Gefechte bey verschiedenen Ausfällen war die Besatzung vermindert worden; durch Krankheiten war die Zahl der Soldaten gleichfalls immer mehr geschmolzen; die Last der Strapazen drückte den Muth und die Kräfte der Übrigen nieder. In dieser Noth hatte bereits der Graf von Stahremberg einen Vertrauten an den Herzog von Lothringen abgeschickt, und ihn ersuchen lassen, er möchte die Mannschaft, die er bey sich hätte, über die bey Tuln geschlagene Brücke in die Nähe der Stadt heranführen; die Gewalt der Belagerung könne die Stadt nicht lange mehr aushalten. Für jeden unvorhergesehenen Fall sey es besser, wenn ein Heer in der Nähe sey, welches im Falle der Noth den Bedrängten zu Hülfe kommen, durch einen Theil des feindlichen Lagers durchbrechen, und so die Besatzung verstärken könne. Diese Vorstellung, so dringend sie war, und so gegründet sie schien, fand doch kein Gehör, der Herzog von Lothringen, der inzwischen den Töckely bey Preßburg geschlagen, und ihm die Stadt wieder abgenommen, auch den Bassa von Großwardein bey Stammersdorf

be-

besiegt hatte, sah ein, daß er wegen der geringen Zahl seiner Mannschaft wenig würde verrichten können, ehe die Pohlnischen und deutschen Hülfsvölker sich würden eingefunden haben. Auch schien ihm gefährlich, die Türken, ehe noch die ganze Armee beysammen wäre, durch seine Ankunft aufmerksam zu machen, und ihnen dadurch gleichsam zu verrathen, von welcher Gegend her die übrigen Hülfstruppen heranziehen und ihnen die Gefahr bevorstehe v). Es verfloß ohnehin wenig Zeit, so kamen die übrigen Völker nach. König Johann Sobiesky von Polen stellte sich selbst an die Spitze der Seinigen, so wie auch die Churfürsten von Sachsen, und Maximilian von Bayern. Die des Fränkischen Kreises führte der Fürst von Waldeck. Nebst diesen fanden sich ein der ältere Prinz des Königs von Polen, der Herzog von Sachsen-Lauenburg, Ludwig und Hermann von Baden, der Markgraf von Bayreuth, Friedrich von Sachsen, die Pfalzgrafen von Neuburg, die Fürsten von Anhalt Eisenach und Hohenzollern, der Graf von Solms, der Landgraf von Hessen, und mehr andere. Die ganze Zahl der Armee, die nun den Türken von Wien vertreiben sollte, betrug 46,500 Mann. Das Türkische Heer, welches am Anfange dieses Feldzuges aus mehr als 200,000 Mann bestanden hatte, war während dieser Belagerung und in verschiedenen andern Gefechten bis auf 168,000 Mann herabgeschmolzen.

Sobald der Herzog vernommen hatte, daß der König, der den Weg durch Mähren genommen, zu Hollabrun in Österreich eingetroffen sey, eilte er dahin, um mit ihm die nöthige Übereinkunft zu treffen.

Zween

v) *Wagner* p. 604.

Zween Wege standen offen, um nach Wien zu kommen: der eine, wenn die Armee zu Presburg über die Donau passirte, und sich aufwärts zöge: der andere über den Rücken des Calenberges. Der erstere war wegen seiner Fläche weniger beschwerlich, foderte aber mehr Zeit; der andere wegen der Waldungen und Gebürge unbequemer, aber kürzer: ein wichtiger Umstand zu einer Zeit, wo kein Augenblick mehr zu verlieren war. Für die Türken war es auch unerwarteter, einen Feind von dieser Gegend herkommen zu sehen, eine Sache, die ihnen allen ihren Plan verrücken mußte, wenn sie je einen gehabt hatten. Weil der Herzog für den letztern Weg gestimmet war; so hatte er bereits zu Tuln eine Brücke schlagen lassen, um die Armee über die Donau zu setzen. Der König machte nicht die geringste Schwierigkeit; er sey, sagte er, nicht als König, sondern bloß als Soldat gekommen, der sich in alles fügen werde, was man von ihm verlange. Als er unter dem Speisen von dem Herzoge vernommen, daß der Kaiser selbst dem Entsatze beywohnen werde, schwieg er, nicht ohne hervorscheinender Gemüthsbewegung, zu den Seinigen sagte er aber hernach, auf solche Art würde der geringste Theil von dem Siege und Ruhm auf seine Person fallen. Da dieses dem Kaiser hinterbracht worden, so wurde es der Hauptbeweggrund, daß er von der vorhabenden Unternehmung wegblieb x).

Am 5ten September sollte alles zu Tuln versammelt seyn; es verzog sich aber bis zum 7ten. Am 8ten erreichte das ganze Heer St. Andre und Königstetten; am 10ten kam es bis an den Fuß des Calenber-

x) Idem p. 608.

berges, dessen Gipfel ein Theil noch am 11ten Abends, der übrige aber in der Nacht mit Überwindung außerordentlicher Schwierigkeiten erreichte. Am 12ten Morgens zeigte sich der linke Flügel, der aus Kaiserlichen und Sachsen bestand, so wie auch das aus Bayern und Franken zusammengesetzte Centrum längst dem Berge hin in einer Strecke von wenigst zwoen Stunden in der verabredeten Schlachtordnung. Beyde senkten sich nach und nach herab, jedoch so viel möglich immer geschlossen, und an einander gereihet. Was schon öfter bemerket worden, daß die Augen zuerst überwunden werden, traf dießmal in Ansehung der Türken um so mehr ein, da sie ihren Feind Mann für Mann, und in einer Ordnung vor sich sahen, von der sie gar keine Begriffe hatten. Sie wurden auch auf einer andern Seite betäubet, indem in dem Herabmarsch, so viel es die Umstände zuließen, Kanonen gelöset wurden, wenn auch keine sonderliche Hoffnung zum Treffen war. Zu gleicher Zeit unterhielt die Besatzung rings um die Stadt ein fürchterliches Kanonenfeuer, wogegen auch die in den Laufgräben befindlichen Türken auf ihrer Seite bey der Annäherung des christlichen Heeres ihr Feuer verdoppelten. Die erste Sorge des Herzoges von Lothringen gieng dahin, sich des unten an der Seite des Berges und an der Donau gelegenen Fleckens Nußdorf zu versichern, damit er von dortaus nicht überfallen, oder gar in dem Rücken könnte beunruhiget werden. Diesen Flecken hatte der Vezir stark besetzen lassen: die einzige Vorsorge, die er gebraucht, um dem christlichen Heere den Marsch zu erschweren; aber auch ein klares Kennzeichen, daß er sicher darauf zählte, es werde sich an den ordentlichen gebahnten Weg halten, indem es sonst unbegreiflich wird, daß er nicht nur den Gipfel des Berges, besonders das massivgebaute Camaldulenser-

klo-

Kloster ganz leer an Besatzung gelassen, sondern auch die auf dem Rücken des Berges ohnehin schon äußerst beschwerlichen Wege nicht durch Verhaue, und andere bey solchen Gelegenheiten übliche Mittel unzugänglich gemacht habe. Die Generale Caprara und Leslie hatten den Auftrag, Nußdorf einzunehmen; sie fanden aber einen eben so unvermutheten, als starken Widerstand, indem die Türken aus den Gärten, Häusern, Kellern auf die Kaiserlichen schossen, und sich mit der größten Hartnäckigkeit zu behaupten suchten. Endlich wurden sie aber doch überwältiget, und aus Nußdorf vertrieben. Nach einigen Angaben mußte auch der mitten im Gebürge liegende Flecken Heiligenstadt durch Sturm erobert werden.

Mittlerweile war ein Corps Türken den Berg hinangekommen, die anfänglich Miene machten, als wenn sie den ihnen gegenüberstehenden Theil des von der Gegend des Klosters herabkommenden linken Flügels angreifen wollten; sie besannen sich aber bald eines andern, und versteckten sich in die vorgefundenen Hohlwege und Schlünde. Von diesen aus fielen sie den abwärts marschirenden Kaiserlichen und Sachsen durch einzelne, aber wirksame Schüße äußerst beschwerlich. Sie wurden durch Freywillige nach und nach daraus vertrieben, und suchten sich zuletzt auf einer hinter ihnen befindlichen Anhöhe zu setzen; wurden aber nach einem leichten Widerstande zerstreuet, so daß man sie nicht weiter zu Gesicht bekam. Bey dieser Gelegenheit war es, daß der Prinz Eugen von Croy ungeachtet einer schweren Wunde, die er empfangen hatte, und obwohl man ihm vorstellte, daß sie in die Länge ohne Pflege tödtlich werden könnte, doch nicht zu bewegen war, den Kampf zu verlassen. Die Kaiserlichen und Sachsen konnten jetzt, da sie keinen

Feind mehr vor sich hatten, ruhige Zuschauer dessen abgeben, was auf dem rechten Flügel vorgieng, mit welchem endlich um zwey Uhr Nachmittag der König von Polen über Dornbach zum Vorschein kam. Der größte Haufe der Türken hatte sich ihm entgegengestellet, weil sie dort ihre Reiterey am besten gebrauchen konnten. Bald begann eines der hitzigsten Reitergefechte. Die Polnischen Husaren, der Kern der Polnischen Cavallerie stürzten sich mitten unter die Feinde hinein, und verursachten eine entsetzliche Niederlage unter denselben. Gleichwie aber einer zu großen Tapferkeit eben darum, weil sie Leidenschaft ist, die Unvorsichtigkeit zur Seite gehet; so hatten die Polen auch in dem gegenwärtigen Falle versäumt, sich vorzusehen. In der Hitze des Streits wurden sie, ohne daß sie es bemerkten, umringt, und würden vielleicht der Übermacht der Türken haben unterliegen müssen, wenn ihnen nicht die deutsche Kavallerie, welche der König mit lauter Stimme herbeyrief, zu Hülfe gekommen wäre. Diese eilte ohne Verzug herbey, und hieb mit solchem Nachdrucke in die Feinde ein, daß sie sich in kurzer Zeit außer Stand sahen, ferner zu widerstehen.

Auf dem Standpunkte, wo sich die Kaiserlichen und die Sachsen befanden, konnte man wohl wahrnehmen, daß dieses Gefecht zum Vortheile der Polen ausgefallen. Aber daß bereits alles entschieden sey, und das Türkische Hauptheer die schändlichste Flucht ergriffen habe, konnte man nicht sehen, noch weniger muthmassen. Der Herzog von Lothringen hatte geglaubt, daß alles Bisherige nur ein Vorpostengefecht gewesen, und daß man erst in der Ebene zu einem förmlichen und entscheidenden Haupttreffen kommen würde. In dieser Meynung ward er um so mehr bestärkt,

stärkt, da man von dem Berge herab die noch immer stehende ungeheure Menge von Gezelten erblickte, und das Feuer von den Türkischen Batterien gegen die Stadt unausgesetzt fortdauerte. Nur war er mit sich noch nicht einig, ob man noch diesen Abend das Treffen fortsetzen, oder die bereits ermüdeten Truppen indessen ruhen lassen sollte, um die Unternehmung am folgenden Tage zu vollenden. Er besprach sich darüber mit dem kommandirenden Generale der Sächsischen Truppen von Golz, der ihm antwortete, es scheine ihm, es sey wenig Arbeit mehr übrig; allenthalben, so weit sein Auge reichen könne, seyen die Feinde in der Flucht begriffen. Alsbald ertheilte der Herzog Befehle zum gänzlichen Herabmarsch in die Ebene. Nirgends zeigte sich der geringste Widerstand mehr. Nur von der sogenannten Türkenschanz, einem zwischen Weinhaus und Gersthof gelegenen, und von den Türken in der Eile mit einigen Verschanzungen versehenen Berge ward mit Kanonen gegen die Anrückenden gefeuert. Da aber die Kaiserlichen sowohl, als die Sachsen mit Entschlossenheit hinaneilten; so flohen die Türken auch hier so eilfertig, daß man nach der Ersteigung des Berges keinen Mann mehr antraf, sondern nur sechs Kanonen fand, die den Sachsen zur Beute wurden. Da dessen ungeachtet das Schießen auf die Stadt noch anhielt; so ward der Prinz Ludwig von Baden mit einiger Mannschaft durch die Rossau, an das Schottenthor abgefertiget, um die Besatzung zu einem Ausfalle zu vermögen, während daß er die Türkischen Laufgräben und Batterien von außen angreifen würde. Aber auch hier hatte sich die Verzweifelung der Türken bemächtiget, so daß er bey seiner Ankunft alles verlassen fand. Der nachrückende Herzog hielt jedoch seine Mannschaft so viel als möglich beysammen, um den Türken, wenn sie etwa nur eine

ver-

verstellte Flucht ergriffen hätten, hinlänglich begegnen zu können. Sie kamen aber nicht wieder, sondern von panischen Schrecken erfüllt, flohen sie so geschwind, daß es nicht möglich gewesen wäre, sie zu erreichen, wenn man auch gewollt hätte.

Die ersten Freudensergießungen der so sehr geängstigten, und nun auf einmal befreyten Einwohner der Stadt Wien, ihre auf die mannigfaltigste Weise gegen ihre Erretter an den Tag gelegten Dankgefühle, die wonnevollen und zärtlichen Umarmungen der Heerführer untereinander lassen sich unmöglich treffend genug beschreiben. Die Sieger brachten die Nacht im feindlichen Lager zu; am folgenden Tage wurde die Beute vertheilet. Es ist unglaublich, welche Menge von Gezelten, Lebensmitteln, Pferden, Cameelen und Ochsen, und welche Schätze an Geld, verschiedenen Geräthschaften und andern Kostbarkeiten die fliehenden Türken hinterlassen hatten. Ein kleines Bild sowohl von der unermäßlich reichen Beute, als von dem außerordentlichen Entzücken der siegeprangenden Krieger über ihr so glücklich ausgeführtes Unternehmen mag dasjenige seyn, was der König von Polen seiner Gemahlin unterm 13ten September aus dem eroberten Türkischen Lager schrieb: „Unser Herr und Gott sey hochgelobt in Ewigkeit, fängt er an, der unserer Nation einen solchen Sieg und Ruhm verliehen, dergleichen in vorigen Zeiten niemals erhöret worden. Das ganze feindliche Lager sammt der Artillerie und einem unschätzbaren Reichthum ist in unsere Hände gekommen. Die Approchen, das Lager und die offenen Felder sind mit den Leichnamen der Feinde bedeckt. Die Cameele, Maulthiere, Rinder und Schaafe wurden heute von den Unsrigen als Beute genommen, wobey die gefangenen Türken heerdenweise

fort-

fortgetrieben werden. Was der Feind nur allein an Pulver und Munition zurückgelassen, steht für eine Million nicht zu bezahlen. Des Großvezirs Erbe bin ich geworden. Das Feldzeichen, welches ihm pfleget vorgetragen zu werden, nebst dem Mahometischen Pannier, womit ihn der Sultan für diesen Feldzug beehret hatte, die Gezelte, Wägen und Gepäcke mit vielen tausend Kostbarkeiten sind mir zu Theil geworden, und sind nur allein einige von den zur Beute gemachten Köchern viele tausend Dukaten werth. Des Vezirs Leibpferd mit Sattel und Zeug ist jetzt mein Eigenthum. Bey unserer Armee sind die schönsten in Gold eingefaßten, und andere seltene Türkische Rüstungen in Menge zu sehen. Von den Gezelte nimmt ein jeder der Überwinder, was ihm beliebt; auch die in der Stadt laufen heraus, und holen nach Gefallen weg; ich glaube, daß sie wohl acht Tage mit Beutemachen werden zuzubringen haben. Was er sonst von verschiedenen Ergötzlichkeiten in seinen Gezelten gehabt, als insonderheit seine Badstuben und Gärten, sammt den Springbrunnen, herumlaufenden Meerkatzen, Kaninchen und dergleichen, wäre zu weitläufig zu beschreiben. Heute morgens war ich in der Stadt, und fand, daß sie sich kaum über fünf Tage hätte halten können. Niemals ist so große, in kurzer Zeit gefertigte Arbeit mit Menschenaugen gesehen worden, wie in Zubereitung der Minen gewaltige Steine und Felsen durchgebrochen, und über den Haufen geworfen worden. Ich mußte lange mit dem Vezir fechten, bis der linke Flügel mir zu Hülfe kam. Da waren um mich her der Churfürst von Bayern, der Fürst von Waldeck, und viele andere Reichsfürsten, die mich umhalseten und küßten. Die Generale faßten mich bey den Händen und Füssen, die übrigen Obersten und Officirs sammt ihren Regimentern zu Roß

und Fuß riefen mir zu: Unser brave König! Heute morgens kam der Churfürst von Sachsen, nebst dem Herzoge von Lothringen zu mir. Endlich kam der Wienerische Gouverneur Graf von Stahrenberg mit vielem Volke, hohen und niedrigen Standes mir entgegen; jedermann hat mich geherzet, geküßet, und seinen Erlöser genannt. Auf der Strasse erhob sich ein Jubelgeschrey: Es lebe der König! Als ich nach der Tafel wieder hinaus in das Lager ritt, begleitete mich das gemeine Volk mit aufgehobenen Händen von Wien bis zum Thore hinaus. — Für diesen uns zugesandten, höchst vortreflichen Sieg sey dem Höchsten Lob, Preis und Dank gesagt in Ewigkeit! y).

Fünftes Kapitel.

Uneinigkeit der Reichsstände. Stolze Sprache der Franzosen. Fortgang der Unterhandlungen in Betreff der Reunionen. Belagerung der Festung Luxenburg. Betragen der Holländer. Zwanzigjähriger Waffenstillstand mit dem Könige von Frankreich.

Seit undenklichen Zeiten hatte sich kein Vorfall ereignet, an welchem ganz Europa mit Hintansetzung aller besondern Rücksichten so wahren Antheil genommen, als der Entsatz von Wien. Nur der Kö-

nig

y) *Londorp.* Acta publica Tom. XI. p. 562. seq.

nig Ludwig von Frankreich glaubte sich vom Donner getroffen, als er die Nachricht davon erhielt. Seine Minister waren von dem hohen Grade der Bestürzung, welche dieselbe bey ihm erwecken würde, schon zum voraus so sehr überzeugt, daß es keiner wagen wollte, ihm diese unangenehme Neuigkeit zuerst zu hinterbringen. Wofern einem sonst ziemlich angesehenen Schriftsteller zu trauen ist, so hatten die Sieger nach der Einnahme des Türkischen Lagers in dem Gezelte des Großvezirs Briefe von Ludwigen gefunden, worin der ganze Plan zur Belagerung der Stadt Wien vorgezeichnet war z). Daß nun dadurch sein geheimer Plan entdeckt, uud die allgemeine Sage, er habe im Falle der Eroberung Wiens unter dem Scheine der Hülfeleistung die bisherige Verfassung des deutschen Reichs in Ansehung der Kaiserwürde umstossen wollen, gewissermassen bestättiget wurde, mußte ihn natürlich ungemein schmerzen. Selbst der Umstand, daß der von ihm durch die größte Gewaltthätigkeit des Seinigen beraubte Herzog von Lothringen in einem solchen Glanz erschien, und durch seine um die ganze Christenheit erworbenen Verdienste seinen Unterdrücker in ein um so gehäßigers Licht stellte, entgieng seinem scharfen Blicke nicht.

Daß eine so wichtige Begebenheit, als die Belagerung von Wien, Einfluß auf die Unterhandlungen haben mußte, die zwischen Ludwigen und dem deutschen Reiche in Betreff der Reunionen gepflogen wurden, läßt sich leicht erachten. Obgleich zu Frankfurt diese Sache auf eine weitere Verhandlung zu Regensburg ausgesetzt worden; so herrschte doch in Ansehung die-

z) Pufendorf Lib. XVIII. p. 1477.

dieses für Deutschland so wichtigen Geschäftes eine fast gänzliche Stille. Ludwig der durch geheime Nachrichten die Absichten der Türken kannte, hütete sich, irgend etwas in dieser Sache vor der Zeit zum Schlusse zu bringen. Auch der Kaiser, der nichts sehnlicher wünschte, als alles in den vorigen Stand gesetzt zu sehen, welches in den jetzigen Umständen nicht zu hoffen war, arbeitete der Langsamkeit der reichstägigen Berathschlagungen nicht entgegen. Die Stände selbst wollten und konnten nicht weiter fortschreiten, weil die größte Uneinigkeit unter ihnen herrschte. Derjenige Theil, der in einem neuen Kriege mit Frankreich den äußersten Untergang des deutschen Reiches sah, hatte das Übergewicht in dem churfürstlichen Kollegium, und derjenige, welcher die Ehre von Deutschland, und dessen zukünftige Sicherheit für verloren hielt, wenn man dem Könige von Frankreich alles überließe, was er unrechtmäßig für sein Eigenthum erklärte, hatte den größten Theil des fürstlichen auf seiner Seite. Unglücklicher Weise wären dazu innere, aus der unbestimmten Verfassung des Reiches herrührende Zwistigkeiten gekommen. Die beyden höhern Reichskollegien weigerten sich, ihre Meynung, und die Resultate ihrer Berathschlagungen dem Reichsstädtischen mitzutheilen, und auf diese Art einen gemeinschaftlichen Schluß zu bewirken. Die Reichsstädtischen fanden dadurch nicht ohne Grund ihr Recht, gleichen Antheil an den Verhandlungen über die Angelegenheiten des Reiches zu nehmen, verletzt, und protestirten gegen dieses Verfahren. Auf solche Art entstanden ernsthafte Streitigkeiten zwischen beyden Partheyen, wodurch die Hauptsache ins Stocken gerieth.

Da die Gefahr dringender ward, als man geglaubt hatte, wünschte der Kaiser nun selbst, daß die Un-

Unterhandlungen in den Gang kommen möchten, um wenigst in einer so bedenklichen Zeit den Angriff abzuwenden, den Ludwig sonst auf Deutschland unternehmen dürfte. Durch ein Kommissionsdekret vom 3ten Julius 1683 ermahnte der Kaiser die Reichsstände, dieses Geschäft aufs Neue vorzunehmen, und erklärte dabey: ob man gleich von Seite des deutschen Reiches das Recht habe, die gänzliche Wiedereinsetzung in alles das zu verlangen, was dem Westphälischen und Nimwegischen Frieden zuwider geschehen, damit dennoch der König desto klärer sehen möge, wie werth dem Kaiser, und dem gesammten Römischen Reiche sowohl die Ruhe und Einigkeit in der Christenheit, als absonderlich die Beybehaltung des lieben Friedens, und guter Freundschaft und Nachbarschaft mit dem Könige von Frankreich sey, so wolle man erstens (wenn anders verwöge der Friedenstraktaten die in Besitz genommenen Örter zurückgegeben werden) wegen der durch Niederreißung so vieler höchst beträchtlichen Städte und Festungen, und durch so viele Foderungen und eigenmächtiges Verfahren dem Römischen Reiche zugefügten, wiewohl unwiederbringlichen Schaden in den Unterhandlungen sich also erzeigen; daß sich dießfalls die Sache wohl noch werde vergleichen lassen. Die Streitigkeit wegen der zehn Elsassischen Vereinstädte, und der zu den Bisthümern Metz, Tull und Verdun gehörigen auswärtigen Lehen solle zweytens, gleichwie einige Punkte schon zuvor durch ein Schiedgericht erörtert worden, durch ein solches auch in Ansehung der noch übrigen Punkte nach dem Sinne des Westphälischen Friedens gänzlich abgethan werden. Sollte endlich drittens über dieses noch eines oder das andere von der Krone Frankreich in Vorschlag gebracht werden; so sey man erbietig, darüber gütliche Handlung zu pflegen, doch mit der Bedingniß, daß der

Trak-

Traktat allgemein sey, und mit der ausdrücklichen Verwahrung, daß man, wofern die Krone Frankreich diese Anerbietungen verwerfen würde, sich die Erörterung der Westphälischen und Nimwegischen Friedensschlüße vorbehalte; im Falle eines weitern Angriffes aber die Gekränkten nach den Reichskonstitutionen gesammter Hand unterstützen werde a). Da die Gefahr bald hernach auf das Höchste stieg, ohne daß noch etwas über diese Punkte festgesetzt war; mußte die kaiserliche Kommission zu Regensburg dem dortigen Französischen Gesandten erklären: Es werde ihm ohnehin bekannt seyn, mit welcher Wuth der Türkische Kaiser das Königreich Ungarn und die österreichischen Erbländer angefallen habe. Da der Kaiser stets die feste Hoffnung gehabt habe, der König werde diese abscheulichen Unternehmungen der Türken nicht nur nicht billigen, sondern vielmehr aus allen Kräften zu unterdrücken suchen; so hoffe er, der König werde nicht hindern, daß die Stände des Römischen Reiches ihrem obersten Haupte in diesem äußerst gefährlichen Zustande die gebührende Hülfe leisten können b).

Auf diese Erklärung sowohl, als auf das ihm mitgetheilte Kommissionsdekret, gab der Gesandte, ehe noch Wien entsetzt war, am 26sten Julius eine schriftliche Antwort, welcher nichts fehlte, als daß er es ausdrücklich und mit etwas deutlichern Worten sagte, der Zeitpunkt sey nun gekommen, da seyn Herr, der gnädigste aller Herren, wie er ihn nannte, dem Kaiser und dem deutschen Reiche den letzten Stoß beybringen könne. Man müsse ihm daher großen Dank wis-

a) Pachner S. 461.

b) Ebenderselbe S. 463.

wissen, daß er weder den armseligen Zustand des Kaisers zu seinem Vortheile anwenden, noch sich der vollen Freyheit habe bedienen wollen, in Deutschland einzurücken, um die Stimmen derjenigen Fürsten, welche heilsamer für das gemeine Wohl dächten, zu unterstützen, und alle Hindernisse des Friedens wegzuräumen. Damit jedoch, heißt es am Schluße, ganz Europa sich überzeugen könne, wie sehr ihm die betrübte Lage der Christenheit am Herzen liege, und um seiner Seits nichts zu unterlassen, wodurch die alte Freundschaft mit dem Reiche wieder hergestellet werden könne; so erkläre er hiemit, er wolle nicht nur von der Foderung eines Ersatzes der Kosten, wozu man ihn durch verschiedene Anstalten gebracht habe, abstehen und es bey den einmal vorgeschlagenen Bedingnissen bewenden lassen, sondern um den Reichsständen nicht den geringsten Anlaß zur Besorgniß übrig zu lassen, in einen Waffenstillstand von 30 Jahren willigen, während welcher Zeit schickliche Mittel, die Irrung vollkommen auszugleichen, endeckt werden können. Sollte man aber diesen Vorschlag vor Verlauf des letzten Augusts noch nicht angenommen haben; so wolle er alles dieses für widerrufen ansehen c). Der Kaiser beschwerte sich in einem abermaligen Kommißionsdekret vom 9ten August über die anzüglichen Stellen dieser Französischen Schrift, worin man ihm wegen der üblen Beschaffenheit seiner Umstände Hohn zu sprechen schien, und empfahl den Ständen dringend, ein Gutachten über des Königs Antrag zu ertheilen. Da sowohl der Kaiser, als die Reichsstände in der gegenwärtigen Lage, mit der Krone Frankreich einmal an ein Ende zu kommen wünschten, und zwar die letztern

c) Pachner S. 465.

tern vorzüglich aus dem Grunde, weil sie die beständige Gefahr gewaltsamer Eingriffe, Beraubungen und Mißhandlungen deutscher Fürsten auch zu Friedenszeiten für ein noch größeres Übel, als einen offenbaren Krieg selbst ansahen; so eilten beyde, den angebotenen Waffenstillstand zu ergreifen, als durch welchen nicht nur fernern Gewaltthätigkeiten vorgebeugt, sondern auch die Rechte der bereits gekränkten Stände für das Künftige vorbehalten würden. Das Gutachten des Reiches fiel demnach für die Annahme des Stillstandes aus. Da bald darauf der gewünschte Entsatz der Stadt Wien erfolgte, und der kaiserliche Hof etwas freyer athmete; so genehmigte Leopold zwar das Gutachten, jedoch in dem Verstande, daß über die Bedingungen, und die Dauer des Stillstandes die Traktaten vorbehalten würden. Bis aber diese vorgenommen, oder vielmehr nur die kaiserlichen und französischen Vollmachten berichtiget und ausgehändiget wurden, verfloß mehr, als ein halbes Jahr, so daß Ludwig, der jetzt noch keine sonderliche Neigung zum Kriege hatte, zu demjenigen Mittel seine Zuflucht nahm, welches ihm in ähnlichen Umständen jederzeit gute Dienste geleistet hatte, nämlich durch eine rasche Unternehmung im Felde die Verhandlungen in den Cabinetten nach seinem Willen zu lenken. In den jetzigen Umständen sah er die Belagerung von Luxenburg für das Kräftigste an. Er verfehlte auch seinen Zweck nicht, besonders in Ansehung des kaiserlichen Hofes, auf welchen dieser Schritt einen außerordentlichen Eindruck machte, nicht nur weil Luxenburg als eine Vormauer des deutschen Reiches überhaupt betrachtet ward, sondern auch weil die Churfürsten von Trier und Cölln nebst der Freyheit ihrer Stimmen bey den Kaiserwahlen in ein neues und ärgers Gedränge, als jemals kamen. Leopold suchte demnach in einem eigenen Kommis-

missionsdekret vom 23sten May 1684 die Reichsstände auf die Gefahr aufmerksam zu machen, die ihnen in solchen Umständen bevorstehe, und foderte sie auf, daß sie durch ihre Verwendung bey Ludwigen ihn von seinem Vorhaben gegen Luxenburg abbringen möchten; allenfalls versehe er sich aber auch zu ihrem patriotischen Eifer, daß sie dem Burgundischen Kreise, der durch die Unternehmung des Königs geschmälert werde, kräftig beyspringen, und sich mit der Krone Spanien deswegen einverstehen werden, damit zur Sicherstellung dieses Kreises ein gemeinsamer Reichsschluß gefaßt werde d).

Da diese Ermahnungen fast gar keine Wirkung hervorbrachten, und ein großer Theil der Churfürsten und Fürsten dem Kaiser dringender als sonst einrieth, die Sache wegen des Stillstandes endlich zum Schluße zu bringen; so erklärte er durch ein neues Dekret vom 12ten Junius, daß er, was ihn betreffe, einen Stillstand auf zehn Jahre nicht ausschlage, und zwar auf solche Weise, als es Ludwig theils zu Regensburg, theils an andern Orten habe vortragen lassen, und mit der Bedingniß, daß er allgemein sey, und folglich auch Spanien eingeschlossen werde. Viel trug zu diesem Entschluße des Kaisers die Änderung der Grundsätze in Ansehung des Krieges mit den Türken bey. Nach dem Entsatze von Wien war in Berathschlagung gezogen worden, ob man nicht Friede mit den Türken machen sollte, um desto freyere Hände gegen die Franzosen zu haben. Es gab wirklich einige, welche dazu riethen, besonders diejenigen, welche Ludwigs Absichten auf die Erwerbung der kaiserlichen Krone als auf

ihren

d) Pachner S. 483.

ihren Mittelpunkt zurückführten, und auf der andern Seite mit der Beybehaltung derselben Österrichs Heil wesentlich verknüpft zu seyn glaubten; andere hingegen waren der Meinung, daß die Gelegenheit noch nie so günstig gewesen, dem Türken nicht nur das, was er seit einiger Zeit von Ungarn unter seine Botmäßigkeit gebracht hatte, wieder abzunehmen, sondern auch auf eine lange Zeit ihn gänzlich zur Ruhe zu bringen. Besonders bot der rechtschaffene und thätige Pabst Innocens XI. alles auf, was in seiner Gewalt war, um den Kaiser zur Fortsetzung des Krieges mit den Türken, und zur Schließung des Stillstandes mit Frankreich zu bewegen. Bey dem Kaiser hatten auch die Gründe dieser Parthey das Übergewicht.

Nichts aber beschleunigte den Schluß des Stillstandes von Seite des Kaisers und Reiches mehr, als eben das, was den Frieden zu Nimwegen befördert hatte, nämlich das Betragen der Holländ rr. Zwar waren ihre Gesinnungen noch eben so sehr getheilt, als vor dem gedachten Frieden. Prinz Wilhelm von Oranien sagte dem churbrandenburgischen Gesandten Fuchs, der von dem Churfürsten geschickt war, um ihn zu der Annahme des von Frankreich angebotenen Stillstandes zu bereden: die außerordentliche Verwirrung der Dinge schmerze ihn recht sehr, und wenn nicht Gott dieses elende Volk und die Nachbarschaft in Schutz nehme, so müsse in kurzer Zeit alles zu Grund gehen. Er wisse wohl, daß man dieses ihm vorzüglich beymesse, als einem Fürsten, der immer nach Krieg strebe; aber man thue ihm höchst unrecht. Die Spanischen Provinzen könnten von dieser Republick nicht verlassen werden, da sie ihr zu einer Vormauer dienen, deren Verlust den Franzosen stets Gelegenheit verschaffen dürfte, in die Eingeweide der

ver-

vereinigten Niederlande einzudringen, und sie zu unterjochen, sie, die ohnehin mehr Anlage zum Handel, als zum Kriegführen haben. Die von dem Könige von Frankreich gemachten Vorschläge seyen so beschaffen, daß es stäts in seiner Willkühr stehen würde, die Niederländischen Provinzen zu verschlingen, sobald es ihm beliebte. Die Lust dazu hielte er nur so lange gewissermassen zurück, als er hier und da Waffen gegen sich in Bereitschaft sähe. Wenn aber diese unter dem Schein eines hinterlistigen Friedens, oder Waffenstillstandes würden niedergelegt seyn; so würde eben das erfolgen, was sich nach dem Nimweger-Frieden ereignet hatte, da der Franzose mehr Ländereyen verschlungen, als während des Krieges. Vor allem könne man nicht zugeben, daß der König Luxenburg unter seine Botmäßigkeit bringe; dieser Ort allein erhalte eine Kommunikationslinie zwischen Oberdeutschland und den Niederlanden. Wohin es dann mit dem Churfürsten selbst kommen würde, wenn die Spanischen Niederlande verloren giengen? Derselbe würde durch enge Freundschaft mit Frankreich seinen Vortheil nicht besser befördern, als die Schweden, der Bayer, der Hannoveraner, die zuvor weit enger, als es der Churfürst nur immer seyn kann, mit Frankreich verbunden waren. Der von Cölln sey den Franzosen stäts zugethan gewesen; aber wie dann dessen ungeachtet seine Länder von den Franzosen behandelt worden? Die drey Churfürsten am Rhein, die schon der Französischen Knechtschaft unterworfen seyen, getrauten sich nicht, einen Laut von sich zu geben, der den Franzosen mießfiele. Der von Trier empfinde ungeachtet aller Demüthigung täglich den Haß des Kriegsministers Louvois gegen sich. Zu nichts von allem dem, was der König nach dem Nimwegischen Frieden an sich gezogen, habe er ein Recht, und man müßte blind

seyn, wenn man nicht einsähe, daß er nach einer allgemeinen Herrschaft über Europa, oder wenigst nach einem allgemeinen Einfluß in desselben Angelegenheiten strebe. — Sollte je eine unglückliche Wendung der Dinge bevorstehen; so sey es rühmlicher, Länder mit den Waffen in der Hand zu verlieren, als den beschimpfenden Eingriffen der Franzosen unthätig zuzusehen; rühmlicher sey ein heldenmüthiger Tod, als ein feiges Leben e).

Noch stärker drückte sich der Pensionär Fagel aus: Die Republik schwebe zwar in der größten Gefahr und Verwirrung; aber im verflossenen Jahrhunderte, da Harlem verloren gegangen, Leiden und Alcmar durch ein Wunder gerettet worden, habe sie sich in einem noch schlimmern Zustande befunden. Eben derselbe Gott lebe noch. Er (der Pensionär) habe gerechte Sache; und sollte es am Ende nicht nach Wunsch ausfallen; so wolle er lieber auf dem rechten, von Gott gebilligten Wege sterben, als in der Unterstützung einer Sache, welche der Teufel eingegeben. Besser sey, dem Franzosen bey Brüssel oder Antwerpen sich entgegen zu setzen, als bey Breda oder Dortrecht. Das Übel, welches die Franzosen den vereinigten Niederlanden zugefügt haben, sey in frischem Andenken, und es sey besser, tausendmal zu sterben, als der Gewaltthätigkeit des unmenschlichsten aller Menschen, des Kriegsministers Louvois, oder irgend eines andern ausgesetzt zu werden. Seine Ahnen hätten für die Freyheit ihr Leben geopfert, und einen unsterblichen Ruhm hinterlassen; er habe beschlossen, ihrem Beyspiele zu folgen f).

Auf

e) *Pufendorf* L. XVIII. §. 119. p. 1495. seq.

f) *Pufendorf* ibid. p. 1496.

Auf dieselbe Art, wie der Pensionär Fagel, waren fast alle gestimmt, welche die Parthey des Prinzen von Oranien hielten. Da das Übel der Französischen Reunionen seit einiger Zeit eben so gewaltig in den Niederlanden um sich griff, und daselbst Französische Truppen, wie mitten im Kriege herumschwärmten, so sahen sie wohl ein, daß sie sich nur mit dem Schwert in der Hand vor weitern Eingriffen werden retten, und sich Ruhe verschaffen können. Allein der größte Theil der Städte, unter welchen sich Amsterdam besonders auszeichnete, verlangte Frieden, oder Stillstand. Nicht als wenn sie nicht selbst auch die Gefahr, in welche sie durch den gegenwärtigen Zustand der Spanischen Niederlande, und besonders durch die Belagerung von Luxenburg, wofern sie glückte, gerathen dürften, selbst eingesehen hätten, sondern weil sie im Falle, daß sie in einen Krieg mit Frankreich verwickelt würden, einen großen Nachtheil für ihren Handel befürchteten, und überdieß der Französischen Versicherung trauten, Spanien würde, wenn sie keine Anstalten zum Kriege träfen, von Frankreich Genugthuung, einen Stillstand von acht Monaten, und die Zurückziehung aller Französischen Völker erhalten. Auch mag wohl die damals öffentlich geäußerte Vermuthung, daß die Bürgermeister von Amsterdam, van Beuningen, Hudde, Hoofft, und der Pensionär Hoppe heimlich mit dem Franzosen in einem Einverständnisse stünden, nicht ganz Grundlos gewesen seyn g). Als es daher in der Versammlung der Staaten am 6ten Junius zum Stimmen kam, drangen die meisten auf die Annahme des Stillstandes; drey allein widersprachen: der Ritterstand, Rotterdam und Medenblick. Der

g) Theatr. Europ. Tom. XII. p. 718.

Traktat selbst kam bald darauf zu Stand. Weil die Generalstaaten, hieß es in ihrem merkwürdigen Schluß in Betreff dieses Gegenstandes, bemerkt hätten, daß der König von Engelland den Spaniern allen Beystand verweigere, das deutsche Reich sehr getheilt sey, und der gute Wille Einzelner wegen des Türkenkrieges und anderer Umstände nicht ins Werk gesetzt werden konnte; weil ferners Spanien selbst wegen der Ungelegenheiten, in welche diese Krone verwickelt ist, zur Erhaltung der Niederlande nicht hinlängliche Vorsehung thun konnte; sie aber (die Generalstaaten,) die bisher allein Hand an das Werk gelegt hätten, nicht im Stande seyen, der großen Macht Frankreichs zu widerstehen, und dabey befürchteten, daß nicht nur die Stadt Luxenburg schwerlich wieder zu erobern seyn werde, sondern noch das Übrige der Spanischen Niederlande gar möchte verloren gehen; so fänden sie sich genöthiget einen Stillstand mit Frankreich zu schließen. h). Dem deutschen Reiche, und der Krone Spanien wurden sechs Wochen anberaumet, um die ihnen vorgelegten Bedingnisse zu genehmigen. Mittlerweile sollte in den Niederlanden keine Feindseligkeit mehr ausgeübt werden; die Französischen Truppen sollten jedoch nicht daraus gezogen werden, als bis Spanien den Stillstand angenommen haben würde.

Da die Spanier die Noth zwang, dem Beyspiele der Holländer in Kürzem zu folgen; so fand sich auch der Kaiser außer Stand sich länger zu widersetzen. Am 10ten Julius erklärte er auf dem Reichstage, daß, wenn die Churfürsten und Fürsten den Stillstand auch auf mehrere Jahre wollten erstreckt haben, er es nicht hin-

h) Theatr. Europ. loc. cit. p. 731.

hindern wolle, wenn nur das gesammte Reich, dessen zehn Kreise, und namentlich der Burgundische, Spanien, der Nord und Italien mit eingeschlossen würden. Nachdem die drey Reichskollegien auf zwanzig Jahre gestimmt hatten, ließ es sich auch der Kaiser sogleich gefallen. Der Stillstand des Kaisers und Reiches mit dem Könige von Frankreich wurde daher auf eben so viele Jahre am 15ten August 1684 förmlich geschlossen. Ohne einen Schwertstreich gethan zu haben, gewann also Ludwig auf zwanzig Jahre den Besitz der dem deutschen Reiche so wichtigen Stadt Straßburg sammt allen dazu gehörigen Festungswerken, der zehn Elsaßischen Vereinstädte, und alles dessen, was ihm seine Reunionskammern bis zum ersten August 1681 zuerkannt hatten i). Der Kaiser gewann durch diesen Traktat eigentlich nichts, als daß er nun den Krieg mit den Türken freyer und ungehinderter fortsetzen konnte.

Sechstes Kapitel.

Fortsetzung des Türkenkrieges. Abfall der Mißvergnügten in Ungarn von Töckely. Zweydeutiges Betragen desselben. Eroberung der Festung Neuheusel. Gefangennehmung des Töckely.

Der an sich schon so wichtige Entsatz von Wien ward durch seinen Einfluß auf die öffentliche Mey-

i) Pachner S. 519. ff.

Meynung, auf die es bey dem Kriege so sehr ankömmt, noch wichtiger. Vermöge des außerordentlichen Widerstandes, den die Besatzung geleistet, hatte sie erwiesen, daß die, obgleich noch so heftigen, Anfälle der Türken nicht unwiderstehlich seyen; und diese selbst zeigten durch ihre schändliche Flucht, daß, was sie auch immer, in die Erde eingegraben, oder hinter Mauern seyn mögen, doch ihre Standhaftigkeit auf offenem Felde von keiner großen Bedeutung sey. Wenn den Kaiserlichen schon dadurch der Muth ungemein erhöhet ward, daß sie Zuschauer der Verwirrung und Flucht der Türken waren, und großen Theils selbst dazu mitgewirkt hatten; so geschah dieses jetzt noch mehr, als die tapfern Überreste der Wiener Besatzung ihren Platz unter den Feldregimentern wieder einnahmen, und ihren Brüdern durch ihr Beyspiel Muth und Beharrlichkeit einflößten. Von nun an zeigte sich fast in allen Gefechten in freyem Felde ein so entscheidendes Übergewicht der Deutschen, daß die Türken auch in dem ganzen übrigen Europa ihren bisher noch immer behaupteten, und durch die Belagerung und Eroberung von Candia nicht wenig vermehrten militärischen Ruhm größtentheils verloren, und nach vier bis fünf Feldzügen für allezeit aufhörten, der noch vor Kurzem so mächtig wirkende Schrecken der Christenheit zu seyn.

Der Herzog von Lothringen, sobald er angriffsweise zu Werke gehen konnte, suchte den Plan des berühmten Feldherrn Montecucculi hervor, sich vor allem des Donaustromms zu versichern, und bey seinen Operationen so wenig von demselben zu entfernen, als möglich, nicht nur wegen der Erleichterung der Zufuhre, sondern weil er schon damals sein Augenmerk auf die Eroberung von Ofen geworfen hatte.

Gran

Gran war der erste von den Türken an dem rechten Ufer des Flußes besetzte Ort von Bedeutung, der zugleich der Stadt Ofen zur Vormauer diente. Die Türken hatten auch dort ihre Kommunikationsbrücke mit dem linken Ufer, welche sich an die von einem eigenen Corps vertheidigte Stadt Barcan anlehnte. Um Gran vollkommen einschließen zu können, wollte man erst Barcan einnehmen. Die Polen giengen voraus, und zwar mit einer solchen Eilfertigkeit, daß sie aus Begierde, zu schlagen, nicht nur die Ankunft der kaiserlichen Armee, sondern ihres eigenen Fußvolkes und Geschützes nicht abwarteten, eine Unvorsichtigkeit, welche ihnen theuer zu stehen kam; denn mit einem Verlust von beynahe 2000 Mann wurden sie am 7ten Oktober zum Weichen gebracht k). Der König würde selbst kaum mit dem Leben davon gekommen seyn, wenn nicht einer seiner Begleiter eine auf ihn gerichtete Türkische Copi (eine Art eines kleinen Spießes) mit seinem eigenen Leib aufgefangen, und ein anderer einen Türken, der ihm durch den Säbel eines versetzen wollte, mit dem Pistole erlegt hätte. Obgleich der Herzog von Lothringen eilte, so viel er konnte, um den Polen Beystand zu leisten; so konnte er doch nicht wieder gut machen, was diese durch übereilte Hitze verdorben hatten. Die Türken ließen sich nicht mit ihm ein, sondern zogen sich in ihr Lager hinter Barcan zurück. Einige Tage hernach ließen sie sich wieder außer demselben sehen, und da sie nicht beunruhiget

wur-

k) Bey dieser Gelegenheit war es, daß der König sowohl, als seine Leute, eingedenk des großen Dienstes, den ihnen die deutsche Infanterie zu Wien geleistet hatte, einem herannahenden deutschen Offizier zuriefen: Ubi est vestra Infanteria, ubi est vestra Infanteria?

wurden, legten sie es als Zaghaftigkeit aus, und griffen am folgenden Tage, nämlich am 10ten Oktober selbst die auf dem linken Flügel stehenden Kaiserlichen mit ihrer gewohnten Wuth an. Da sie aber abgetrieben wurden, und in Verwirrung geriethen, fielen die von Rachsucht glühenden Polen mit einer solchen Heftigkeit über sie her, daß diejenigen, die nicht auf der Stelle niedergemacht wurden, in der größten Bestürzung auf ihre Brücke hineilten, die aber wegen der Menge der Flüchtenden entzweybrach, und die Hoffnung derselben, auf die andere Seite zu kommen, vereitelte.

Barkan ward hierauf durch Sturm erobert, und nachdem dieses Hinderniß gehoben war, Gran, welches sich seit 1605 in der Gewalt der Türken befunden, förmlich belagert. Dießmal leisteten sie den Widerstand nicht, den man sonst, auch hinter elenden Mauern, von ihnen zu sehen gewohnt war, so daß den fünften Tag nach der Eröffnung der Laufgräben, am 25sten Oktober, die Stadt ohne sonderlichen Verlust überstiegen ward; das Schloß aber, in welches sich die Besatzung geworfen hatte, zween Tage hernach sich durch Accord ergab. Novigrad, und einige andere, weniger bedeutende Örter und Schlösser wurden ebenfalls bezwungen.

Der König nahm hierauf seinen Weg nach Oberungarn, um dort die Winterquartiere zu beziehen, und bald darauf vollends nach Polen, so wie die Bayern und Reichsvölker ebenfalls nach Hause kehrten. Die Sachsen hatten gleich nach dem Entsatze der Stadt Wien den Rückweg angetreten.

Eine Sache von so großem Werthe, als die gemachten Eroberungen, war die Veränderung der Gesinnungen, welche die bisherigen glücklichen Begebenheiten bey mehrern Anhängern des Töckely hervorbrachten. Ganze Gespannschaften kehrten ihm den Rücken, und er selbst verlangte durch den an den Herzog von Lothringen abgefertigten Humanay für sich folgende vorläufige Bedingungen: daß man ihm einen Stillstand der Waffen auf 6 Monate, Winterquartiere in Oberungarn mit Einschluß der Bergstädte, und Sicherheit von Seite der kaiserlichen Generale zugestehe, und ihn gegen die Türken in Schutz nehme, wenn er von ihnen wegen seiner Unterhandlungen mit dem Kaiser sollte angefochten werden. Der Herzog antwortete: es käme einen Könige nicht zu, sich mit seinen Unterthanen in Traktaten einzulassen; wenn es aber dem Töckely und seinen Anhängern Ernst wäre, die königliche Gnade zu erlangen; so sollten sie sich ergeben, und ihre begangene Fehler mit ihren Säbeln gegen die Türken, die sie so leichtfertiger Weise in das Innerste der Österreichischen Staaten gelocket hätten, auswischen und gutmachen 1).

Mit dieser Antwort sehr wenig zufrieden, wiederholte er seinen Versuch bey dem Könige von Polen während desselben Aufenthalt in Oberungarn. Diesem erklärte er nun näher, was er von dem Kaiser verlange, nämlich: daß in ganz Ungarn in geistlichen sowohl, als in politischen Dingen wieder alles in den vorigen Stand gesetzt werde, ihm die Souverenität über Oberungarn nebst dem Titel eines Fürsten eingeräumt, die Amnestie für seine und seiner Anhänger Per-

1) Theatr. Europ. T. c. p. 565.

Personen und Güter ertheilet, und die in Ober-Ungarn liegende dreyzehn Gespannschaften ihm für alle Zeit mit vollem Recht abgetreten werden sollten. Nichts beweiset mehr, daß Töckely nach besonders hohen Dingen gestrebt habe, als diese Äußerung; man ersieht aber auch zugleich daraus, wie sehr gemeiniglich in dem Falle, wenn die Leidenschaft bey irgend einem Geschäfte die Oberhand hat, Widersprüche sich einfinden. Wenn in Ungarn, wie Töckely verlangte, alles in den vorigen Stand sollte gesetzt werden; so konnte wohl nichts eine größere Neuerung für dieses Königreich seyn, als die Entstehung eines neuen, und so mächtigen Fürstenthums daselbst, welches er foderte. Doch selbst die Ungereimtheit dieser Foderung, deren Nichterfüllung er leicht voraussehen konnte, berechtiget zu der Vermuthung, daß es ihm nicht wirklich Ernst war, sich mit dem Kaiser auszusöhnen. Leopold nahm auch um so weniger Rücksicht auf die Erklärung, da man ein Schreiben des Töckely an den Großvezier aufgefangen hatte, in welcher er ihn seiner Treue neuerdings versicherte, mit der Äußerung, daß wenn er auch dem Kaiser einige Vorschläge habe thun lassen, derselbe sie nicht eingehen könne, ohne ihm die größten Vortheile zu gewähren. Er habe es auch nur gethan, um Zeit zu gewinnen, und den Frühling in Sicherheit abwarten zu können m).

Der folgende Feldzug des Jahres 1684 nahm zwar einen glänzenden Anfang; aber das Ende entsprach nicht der Erwartung, die man von demselben gehabt hatte. Nachdem der Herzog den Türken eine ansehnliche Niederlage in der Gegend von Waitzen bey-

m) Loc. cit. pag. 567. seq.

beygebracht hatte, gieng er über die Donau, um Ofen zu belagern. Diese Hauptstadt des Königreiches war einst von dem Sultan hinterlistiger Weise in Besitz genommen worden, nachdem Johannes von Zapolia hinterlassene Wittwe ihn gegen den König Ferdinand zu Hülfe gerufen hatte. Diese hatte er zwar geleistet, aber gegen alle Erwartung die Stadt für sich selbst behalten, mit der Zusage jedoch, sie einst ihrem jungen Sohne Sigmund einzuhändigen. Nicht nur die große Strecke eines der fruchtbarsten Länder, die ihnen durch Ofen zu Theil ward, sondern auch die reizende Lage, und die natürlich warmen Bäder machten sie den vermöge ihres Gesetzes an das Baden gewohnten Türken zu einem ihrer Lieblingsaufenthalte. Auch war die politische Achtung gegen diese Stadt so groß, daß ihr Bassa oder Befehlshaber den vierten Platz im Divan, den ersten nämlich nach dem Großvezier einnahm. Es läßt sich daher leicht erachten, daß sie alle ihre Kräfte werden aufgeboten haben, diese Stadt zu erhalten. Der Herzog wandte sich nach dem herrlichen Siege bey Waitzen geradezu nach Pest, welches Ofen gegenüber liegt. Viele Türken hatten sich nach ihrer Niederlage an dem gedachten Orte in diese Stadt geflüchtet, flohen aber jetzt bey der Ankunft des Herzoges eben so schnell nach Ofen hinüber. Diejenigen, welche zurückgeblieben waren, erwarteten keine Belagerung, sondern retteten sich auf Schiffen, worauf die Kaiserlichen Pest fast ohne Widerstand einnahmen. Auch das folgende Unternehmen fiel glücklich aus. Die Deutschen setzten ohne große Schwierigkeit über die Donau, schlugen unterwegs die Feinde, die sich ihnen widersetzen wollten, in die Flucht, und kamen bey Ofen an, welches sie nun belagerten. Aber man fand die Arbeit theils wegen der besondern Festigkeit der Werke, theils wegen der ausnehmenden

Gegenwehre der Türken, die nun auf einmal die Schande ihrer seit dem Rückzuge von Wien bezeigten Feigheit auslöschen zu wollen schienen, weit schwerer, als man geglaubt hatte. Da man wegen des anhaltenden und sehr wirksamen feindlichen Feuers, zum Theil auch wegen der ungeheuern Steine, welche die Türken auf die Belagerer herabwälzten, keine Möglichkeit vor sich sah, die Wälle ersteigen zu können; so beschloß man, einen Versuch mit Minen zu wagen. Vom 15ten Julius an, wo man mit der Belagerung angefangen hatte, verstrichen drey Wochen, bis endlich die Minen, am 7ten August in fertigem Stande waren. Allein als man in der besten Hoffnung einer guten Wirkung sie anzündete, schlug die eine zum großen Schaden der Deutschen zurück; die zwote flog, da der Boden zu locker war, ohne Wirkung in die Luft. Diese, und mehr andere ähnliche Gelegenheiten benützten die Belagerten, und thaten von Zeit zu Zeit Ausfälle, welche nebst dem wirksamen Feuer, das von der Festung aus, stäs unterhalten wurde, einen beträchtlichen Theil der Belagerungsarmee nach und nach aufrieben. Man hatte der Stadt bereits drey Monate lang bis zum 19 Oktober zugesetzt, und noch hatten die Mauern der Stadt nicht den geringsten Schaden von Bedeutung erlitten; bey 25,000 Mann waren bereits theils durch das feindliche Feuer, oder bey Ausfällen, theils durch Krankheiten und andere Unfälle umgekommen; die übrigen hatte aller Muth verlassen. In einer solchen Lage, da alle Versuche mißlangen, war nichts anders übrig, als die Belagerung aufzuheben, welches auch sogleich geschah.

Weit glücklicher war der Feldzug des Jahres 1685. Nachdem der Herzog von Lothringen am 14ten August einen herrlichen Sieg bey Gran über die Türken, wobey

sie

sie bey 7000 Mann nebst dem ganzen Lager verloren, erfochten, und dadurch diese Festung von der Türkischen Belagerung befreyet hatte, eroberte Caprara wenige Tage darauf, nämlich am 20sten August Neuheusel mit Sturm. Letzterer vereinigte sich hierauf mit der Armee des Herzoges von Lothringen, der sich nach dem glücklichen Entsatze der Festung Gran nach Comorren gezogen hatte. Auch in Oberungarn, wohin man sich jetzt zu wenden beschlossen hatte, gieng alles nach Wunsch, indem in kurzer Zeit der General Schulz Eperies wegnahm, Caprara aber Kaschau zur Übergabe zwang, und mehrere feste Schlösser unter seine Botmäßigkeit brachte. Diese Unfälle benahmen den noch vor Kurzem so trotzigen Türken so sehr allen Muth, und alle Hoffnung eines bessern Glücks für die Zukunft, daß sie nun selbst nichts sehnlicher, als den Frieden wünschten, und in dieser Absicht einen Abgeordneten in das Lager der Deutschen schickten, durch welchen sie Unterhandlungen anboten. Da der Sultan dem Töckely die Schuld alles seines Unglückes beylegte, indem er ihn als den Urheber dieses Krieges betrachtete; so war er so sehr gegen ihn aufgebracht, daß er ihn ohne Schonung ergreifen, und gefangen nach Konstantinopel abführen ließ. n).

Sie.

n) *Wagner* p. 671.

Siebentes Kapitel.

Streitigkeiten bey der Reichsversammlung zu Regensburg über das Ceremoniel. Unzufriedenheit des Kaisers darüber. Verletzung des Waffenstillstandes durch die Franzosen. Ansprüche derselben auf einen Theil der Pfälzischen Länder. Bündniß zwischen dem Kaiser und dem Churfürsten von Brandenburg. Ligue von Augsburg.

Da der Churfürst von Sachsen, wie wir gehört haben, mit seinen Leuten gleich nach dem Entsatze von Wien; der König von Polen aber und die Reichsvölker bald darauf nach Hause gezogen waren; so fand es Leopold zu drückend, eine so schwere Last dieses Krieges allein zu tragen. Er wandte sich daher an die Reichsversammlung zu Regensburg, und suchte in einem Kommissionsdekret vom 28sten September 1684 um Unterstützung an. Man war bereits gewohnt, auf förmliche Entschließungen des Reichstages lange zu warten, und eine schnelle Hülfe, wenn sie von Seite des Reiches erfolgt wäre, hätte man wirklich als ein Wunder betrachten müssen. Der unglückliche Ausschlag der Belagerung von Ofen, der inzwischen erfolget war, bewog den Kaiser, sein Gesuch in einem zweyten Kommissionsdekret vom 22sten November zu wiederholen. Da hierauf in demselben Jahre die Gefahr wegen der Türken nicht nachließ; von Seite des deutschen Reiches aber noch immer nichts entschieden war, so sah sich Leopold genöthiget, in ei-

nem neuen Kommissionsdekret vom 9ten December auf die Erfüllung seines Wunsches zu dringen o). Allein dießmal beschäftigten sich die Gesandten des Reichstages mit ganz andern Dingen, als mit solchen, welche die Wohlfart des Reiches betrafen: mit Gegenständen, worüber die klügere Nachwelt erstaunen, und dem deutschen Nationalcharakter mit Recht Hohn sprechen wird: mit Zwistigkeiten über Vorrang, Titel, und andere unnütze Formalitäten. Es ist wirklich eine traurige Ereigniß, daß Deutsche, die ehedem in einer so ernsten, großen, jedem auswärtigen Feinde furchtbaren Gestalt erschienen waren, nun uneingedenk ihrer wahren Würde, dieselbe in die Beobachtung eitler Ceremonien setzten, Pflicht und Vaterland und jede wichtige Angelegenheit hintansetzten, und Kleinigkeiten einen Werth beylegten, die kein Vernünftiger seiner Aufmerksamkeit werth findet.

Nebst den zahlreichen, zum Theil ungemein sonderbaren Streitigkeiten wegen des Ceremouiels unter den Churfürsten und Fürsten erwachte jetzt aufs Neue eine solche, die den Kaiser selbst angieng. Derselbe hatte wegen mehrmaliger Abwesenheit, und kränklicher Gesundheitsumstände des Prinzipalkommissärs auf dem Reichstage dem Grafen von Windischgrätz das Geschäft auftragen wollen, seine Geschäfte bey der Reichsversammlung zu besorgen, und man weigerte sich, denselben in dieser Eigenschaft zuzulassen, weil er nicht, wie die Reichsgesetze fodern, von fürstlichem Stande war. In dem Kredentialschreiben, wodurch Leopold den Bischof Sebastian von Paßau anstatt des am

16ten

o) S. die drey Kommissionsdekrete bey Pachner S. 542. 546 und 547.

16ten Jäner 1685 mit Tod abgegangenen Bischofes Marquard von Eichstädt zu seinem Prinzipalkommissarius ernannte, ließ er mit einfließen, daß, nachdem derselbe sich erklärt und erboten habe, nebst dem kaiserlichen Mit-Prinzipalrepresentanten, dem Grafen von Windischgrätz die kaiserliche höchste Stelle zu bekleiden und zu vertreten, beyde in gleichem Grade und Authorität, und zwar in Abwesenheit des einen der andere, und jeder von ihnen sammt dem Konkommissarius und Reichshofrath Franz Mathias May alles dasjenige nach äußersten Kräften mitangehen und sekundiren helfen wolle und solle, was zur Erhebung eines förderſamen Reichsschlußes immer werde ersprießlich seyn können p). Aber weit davon, daß der Graf dadurch in den Besitz seiner Stelle, als kaiserlicher Prinzipal-Representant wäre befestiget worden, verlangten vielmehr die churfürstlichen Gesandten, daß sein Name aus einem Reichsgutachten, in welchem die Maynzische Kanzley ihrer Gewohnheit nach diesen Titel ihm beygelegt hatte, ausgelöscht werden sollte. Auch erklärten sie, daß sie in der Abwesenheit des Bischofes von Paßau gar keinen Umgang mit ihm haben würden. Da die Verhandlungen auf dem Reichstage dadurch ein ganzes halbes Jahr in ihrem Gange gehemmet wurden; so ermüdete die sonst lange ausharrende Geduld des Kaisers so sehr, daß er an die churfürstlichen Gesanden ein Reſcript ergehen ließ, dergleichen vielleicht wenige in der Geschichte des Reichstages vorkommen werden „. Wie sehr der Kaiser bisher, heißt es darin, die Wohlfahrt des Reiches zu befördern gesucht habe, sey offenkündig; ihnen aber (den Gesandten) besonders vor Augen. Er habe aber

eine

p) Pachner S. 553.

eine Zeit her mit dem größten Verdruß mißfälligst vernehmen müssen, daß seine besten Absichten gehindert, auch die edle Zeit zum unwiederbringlichen Schaden des gemeinen Wesens verschwendet, die öffentlichen Berathschlungen länger als ein halbes Jahr unverantwortlich gehemmet, und anstatt der wichtigen Angelegenheiten nichtige Zänkereyen über Ceremonien auf die Bahn gebracht werden, wodurch man nichts anders erhalte, als daß die Ausländer die Handlungen der jetztlebenden Deutschen verhöhnen und verspotten, und, da sie in den vorigen Zeiten die deutsche Tapferkeit fürchteten, nunmehro, und wenn sie auch nicht wollten, selbige für Nichts achten, und verlachen müssen„. Er beklaget sich alsdann, daß sie immer dahin arbeiten, seine kaiserliche Kommission und Minister zu beschimpfen, und sich sogar unterfangen wollen, des kaiserlichen Mit-Prinzipal-Kommissärs Grafen von Windischgrätz Namen aus demjenigen Reichsgutachten, welches in der fürstlichen Holstein-Gottorpischen Sache abgefaßt worden, auszulöschen, wie auch, daß sie künftig mit demselben in Abwesenheit des Bischoffes von Paßau keine Gemeinschaft pflegen wollten, nicht anders, als wenn die willkührliche Entscheidung in Reichstagssachen ihnen ausschließlich zukäme; und er schließet hierauf mit der ernstlichen Ermahnung, von solchen unnützen Zänkereyen doch einmal abzustehen, und sich die Sache des Vaterlandes angelegen seyn zu lassen q). Dieselben Klagen legte er bald darauf in einem Kommissionsdekret vom 24sten November 1685 der ganzen Reichsversammlung vor. Besonders zog er darin den Umstand an, daß, während daß die Gesandten die edle Zeit

q) Sattlers Geschichte von Würtenberg unter den Herzogen Th. XI. Beilagen N. 29. S. 99.

Zeit mit unnöthigen Dingen versplittern, die Stände des Reiches vielfältig beeinträchtiget, unterdrückt, und hülfelos gelassen werden. Er könne, sagt der Kaiser, diesem schädlichen Mißbrauche nicht länger mehr zusehen, noch gestatten, daß die unwiederbringliche Zeit nebst schweren Kosten verschwendet, und nichts ausgerichtet, sondern den Ausländern nur Anlaß gegeben werde, von der deutschen Nation, derselben von Alters her berühmten Tapferkeit und Klugheit verächtlich zu denken, als wären selbige nunmehro in lauter Ceremonial- und Wortgezänke verwandelt; er halte es vielmehr für die höchste Nothwendigkeit, der Churfürsten, Fürsten und Stände, Räthe, Bothschafter und Gesandte bey führwährender Reichsversammlung gnädigst und reichsväterlich zu ermahnen, daß sie doch einmal in sich gehen, und den Zweck warum sie abgeschickt worden, zu Gemüth führen möchten, da sie dann leicht einsehen würden, daß sie des Reichs wichtige Angelegenheiten verhandeln, nicht aber mit vergeblichen Ceremonialstreitigkeiten sich aufhalten, und unterdessen dem werthen Vaterlande augenscheinliche Gefahr und Nachtheil zuziehen sollten. Er versehe sich demnach, sie werden alles dieses mit schuldiger Devotion beherzigen, von diesen verdrüßlichen Ceremonialstreitigkeiten, welche meist von anderwärtiger Arglistigkeit zur Trennung zwischen Haupt und Gliedern, auch der Stände und Glieder selbst, angezettelt und geheget werden, hinführo abstehen, des Vaterlands Anliegen mit gehörigem patriotischen Eifer befördern, und ihn nicht veranlassen, des Reiches gemeine Wohlfart gleichwohl durch andere, mehr zulängliche Wege besorgen zu lassen r).

Um

r) Pachner S. 566.

Um beurtheilen zu können, in wie weit der Kaiser gegründeten Anlaß zu solchen Äußerungen hatte, ist nöthig zu wissen, worin dann eigentlich diese abentheuerlichen Ceremonialstreitigkeiten bestanden haben. Der Grund derselben war der seit einiger Zeit gemachte wesentliche Unterschied zwischen churfürstlichen und fürstlichen Gesandten auf dem Reichstage. Die Churfürsten hatten nämlich seit einiger Zeit die ihrigen als förmliche Bothschafter, oder Gesandten vom ersten Range aufgestellet, wodurch diese bewogen wurden, sich gegenseitig den Excellenztitel zu geben, und alle diejenigen Ehren zu bezeigen, welche unter Bothschaftern unabhängiger Mächte gewöhnlich sind. Eben diese Ehrenbezeigungen erwarteten sie von den fürstlichen, gräflichen und reichsstädtischen Gesandten, denen sie aber im Gegentheile dieselben versagten. Obwohl sie es nun bereits dahin gebracht hatten, daß alle fürstliche Gesandten bey den Churfürstlichen wirklich den ersten Besuch ablegten, und ihnen den verlangten Titel gaben, ohne ihn entgegen zu erhalten; so begnügten sie sich doch damit nicht, sondern wollten auch außer feyerlichen Zusammenkünften sogar in ihren eigenen Häusern einen Vorrang über die fürstlichen Gesandten behaupten. Da diese Sache einmal in Gährung war; so verfiel man bald noch auf andere läppische Dinge. Bey feyerlichen Gastmählern, welche der Prinzipalkommissär giebt, sollten die churfürstlichen Gesandten auf roth überzogenen Stühlen, die fürstlichen nur auf grünen sitzen; den erstern sollte der Stuhl auf den Teppich, worauf der Prinzipalkommissär unter dem Baldachine saß, den andern nur auf den Boden des Zimmers gesetzt werden. Die Churfürstlichen foderten durch Edelknaben mit goldenem Messer und Gabel bedienet zu werden, den fürstlichen sollten nur Livreebediente mit Silber aufwarten. Bey der Ankunft eines churfürstlichen

Gesandten zu Regensburg sollte die Stadt demselben das gewöhnliche Geschenk an Wein, Frucht und Fischen in größern Portionen, als einem fürstlichen überreichen, und wenn der Reichsprovos am Maytage die Gesandte mit Maybäumen beehrte, so sollte er den churfürstlichen sechs, den fürstlichen hingegen nur vier stecken f). Obwohl man sich nun, wenigst was die feyerlichen Gastmähler betrifft, in so weit verglichen hatte, daß anstatt des Unterschieds zwischen rothen und grünen Stühlen überall nur grüne t) und die Stühle der fürstlichen Gesandten zwar weder auf den Teppich, noch auf den bloßen Boden des Zimmers, sondern wenigst auf die Franzen des Teppichs gesetzt wurden; so blieben doch noch andere Punkte, worüber man nicht einig werden konnte, in hinlänglicher Anzahl übrig. So nichtig und lächerlich sie zum Theile waren; so stritten sich doch die Gesandten mit einem solchen Eifer darüber, als hienge die Erhaltung, oder der Umsturz des deutschen Reiches davon ab; und je hitziger der Streit wurde, destomehr entfernten sich die Gemüther von einander, desto weniger konnte man von ih-

f) Pütters historische Entwickelung der heutigen Staatsverfassung des deutschen Reichs Th. II. S. 262. f.

t) Als man sich zum erstenmale nur auf grüne Stühle setzen mußte, ließ ein churfürstlicher Gesandter, als er zur Tafel saß, seinen rothen Mantel über den grünen Stuhl fallen, damit es das Ansehen haben möchte, er sitze auf einem roth überzogenen Stuhle. Voll Selbstzufriedenheit schrieb er hierauf an seinen Hof, er hoffe die den churfürstlichen Gesandten gebührenden Vorzüge dadurch gerettet zu haben! Pütter S. 267. Unter den Gegenständen ähnlicher Streitigkeiten war auch diese Frage nach der Meynung der Gesandten von keiner geringen Bedeutung, nach welcher Ordnung bey der Tafel die Gesundheiten getrunken werden sollten.

ihnen Eintracht in den Berathschlagungen und Schlüssen, wenn sie je solche vornahmen, und Gemeinsinn und patriotisches Zusammenwirken in den Gefahren oder andern wichtigen Angelegenheiten des Vaterlandes erwarten. Besonders fanden sich die altfürstlichen Häuser über den Umstand, daß die churfürstlichen sogar in ihren eigenen Häusern die Hand über die fürstlichen nehmen wollten, so sehr gekränkt, daß zuletzt ihre Gesandten allen feyerlichen Umgang mit den churfürstlichen gänzlich aufhoben, und, wenn sie je hier und da zusammenkamen, denselben nicht mehr Titel gaben, und nicht größere Ehren bezeigten, als sie von denselben erhielten. Die Folge aller dieser Mißhelligkeiten war, daß beynahe alle öffentliche Berathschlagungen aufhörten, und der Reichstag in die größte Unthätigkeit versank.

Unter andern Gegenständen war die Berichtigung jener Punkte, welche die Vollziehung des mit Frankreich geschlossenen zwanzigjährigen Waffenstillstandes, und die Bestimmung der Grenzen zwischen dieser Krone und dem deutschen Reiche betrafen, ins Stecken gerathen. Der Kaiser hatte nicht ermangelt, das Reich durch wiederholte Kommissionsdekrete zur Beendigung dieses Geschäfts aufzufodern. In der That waren in Ansehung dieser Sache noch viele und wichtige Punkte übrig, welche eine ernstliche Berathschlagung foderten. Allein die unseligen Streitigkeiten über das Ceremoniel erlaubten den Gesandten nicht, auf wichtige Dinge zu denken. Nebst dem entspann sich, als es dazu kam, daß zur bedungenen Festsetzung der Grenzen zwischen Deutschland und Frankreich einige Kommissärs von der Reichsversammlung sollten ernannt werden, eine neue Uneinigkeit. Unter den katholischen Ständen stritten die Weltlichen und die Geistlichen über

die

die Wahl eines Subjekts zu diesem Geschäfte mit einander. Jene ernannten den Churfürsten von Bayern, weil sie glaubten, die Gegenwart eines Fürsten von so großem Ansehen würde der Sache einen wirksamen Nachdruck geben; diese hingegen wünschten einen Fürsten aus ihrem Stande zu diesem Amte befördert zu sehen; sie waren der Meynung, es sey ihrem Stande nachtheilig, wenn ein Weltlicher, obgleich ein Genosse ihrer Religion, ernannt würde. Der österreichische Direktor verwarf beyde Vorschläge, und behauptete, Kommissärs in dieser Sache seyen unnöthig; man solle das ganze Geschäft dem Kaiser allein überlassen. Dieses konnten oder wollten aber die Evangelischen nicht zugeben, weil man auch zu untersuchen hatte, was in Religions- und Kirchensachen in den vorigen Stand zu setzen sey u).

Diese Uneinigkeit konnte dem deutschen Reiche in der gegenwärtigen Lage um so schädlicher werden, da der König von Frankreich im Vertrauen auf die Unthätigkeit der Reichsstände, welche daraus entsprang, ohne Scheu Dinge unternahm, welche dem beyderseits genehmigten Stillstande der Waffen offenbar entgegen war. Nicht nur klagten die Protestanten zu Saarwerden und Saarbrücken, daß der König beträchtliche Anderungen in Religions- und Kirchensachen vorgenommen, welche dem klaren Buchstaben des Stillstandes, so wie der im Westphälischen Frieden ihnen zugesicherten Freyheit offenbar entgegen seyen, sondern auch andere, und zwar ziemlich häufige Klagen über augenscheinliche Verletzung des letzten Vertrages ertön-

ten

u) Sattler Geschichte von Würtenberg unter den Herzogen Th. XI. S. 140.

ten laut. Eine Festung nach der andern wurde an den Ufern des Rheins angelegt, und Ludwig scheute sich nicht, sogar auf dem Boden des deutschen Reiches, nämlich auf dem Gebiete des Markgrafen von Baaden eigenmächtig und mit Widerwillen des Landsherrn Verschanzungen zu errichten, um eine bey Hüningen über den Rhein geschlagene Brücke zu decken. Weil die Stadt Trier, seinem Vorgeben nach, unter dem Schutze des Königs von Frankreich, als Herzogs von Luxenburg, stehe; so foderte er von derselben jährlich eine beträchtliche Summe, die sie ihm dieses Umstandes wegen schuldig sey v). Nebst diesen wurden noch viele andere Beschwerden gegen Französische Eingriffe, wodurch der Waffenstillstand verletzt worden, beym Reichstag vorgelegt. Auf die Komitialgesandten machte aber alles dieses wenig, oder gar keinen Eindruck.

Mit Recht hatte Leopold geglaubt, sein Reskript an die churfürstlichen Gesandten vom 9ten November, und sein Komissionsdekret vom 24sten desselben Monats würde endlich die Stimmenführer der Reichsstände zur Vernunft zurückbringen, und Eifer für das gemeine Beste und Thätigkeit wieder in ihnen erwecken. Es zeigte sich aber bald, daß dieser kaiserliche Verweis nicht die geringste Wirkung bey ihnen hervorgebracht habe; denn als es darauf ankam, daß man sich wegen der Berichtigung der Grenzen zwischen Deutschland und Frankreich berathschlagen sollte, wollte niemand mit dieser Sache etwas zu thun haben, oder mit den Kommissärs sich unterreden. Was ihre Streitigkeiten über das Ceremoniel betrifft, so entschuldigten sie sich zwar in Ansehung ihrer Mißhelligkeit mit dem Grafen

von

Pufendorf de reb. gest. Friderici Wilh. L. XIX. p. 1529.

von Windischgrätz; von den übrigen schwiegen sie aber gänzlich. Vielmehr verharrten sie, anstatt in ihren seltsamen Foderungen in Betreff des Titels und der Ehrenbezeigungen etwas nachzugeben, noch immer fest darauf, und sie erklärten dem Bischofe von Paßau, als kaiserlichem Prinzipalkommissär freymüthig, daß, ehe sie nicht von ihm wegen ihres Empfangs und Traktements hinlängliche Versicherung würden erhalten haben, sie sich zur Ausliefe[r]ung eines Reichsgutachtens wegen der Französischen Bedrückungen schwerlich entschließen würden x). Sie erreichten aber ihren Zweck nur in so fern, daß ihnen der Prinzipalkommissär die Versicherung gab, daß, was bisher wegen des den fürstlichen Gesandten gegönnten Ceremoniels geschehen, keinem Theil einigen Vorzug oder Nachtheil geben sollte. Dieses wirkte zwar endlich so viel, daß sie das Reichsgutachten auslieferten; aber dagegen behielten sie zwey andere, gleichfalls sehr wichtige zurück.

Das Sonderbareste war, daß die Gesandten selbst heftige Beschwerden über ungerechte Bedrückungen von Seite Frankreichs im Namen ihrer Prinzipalen auf dem Reichstage einlegten, und dennoch fast keinen Schritt thaten, um diesen Beschwerden eine Abhülfe zu verschaffen. Vergeblich ließ der Churfürst von Brandenburg, der seine den Franzosen günstige Gesinnung geändert hatte, der Reichsversammlung die Größe der Gefahr, die aus einem solchen schläfrigen Betragen derselben nothwendig entspringen würde, vorstellen, und sie erinnern, solchen Gewaltthätigkeiten Einhalt zu thun. Vergebens wandte er sich an Ludwigen selbst, und erklärte ihm, wofern derselbe fortführe,

x) Sattler ebend. S. 142.

führe, so sehr um sich zu greifen; so würde er der erste seyn, welcher Gewalt entgegensetzen würde y). Die Gesandten blieben bey ihrer einmal angenommenen Gewohnheit stehen, und Ludwig verließ sich auf die Unthätigkeit des Reichstages. In einer solchen Lage konnte er ohne alle Reunionskammern Reunionen vornehmen, so viel ihm beliebte.

Eine neue, erwünschte Gelegenheit dazu gab ihm ein besonderer Fall, der in eben diesem Jahre 1685 eintrat. Karl, Churfürst von der Pfalz gieng am 26ten May mit Tod ab, ohne einen männlichen Erben zu hinterlassen. Noch vor seinem Ende hatte er mit Philipp Wilhelm, Pfalzgrafen von Neuburg zu Schwäbisch Halle einen Vergleich getroffen, worin er ihn zu seinen rechtmäßigen Erben und Nachfolger in der Churwürde und in allen seinen Ländern erklärte. Damit kein Punkt, der die Wohlfart und herkömmliche Verfassung der Pfälzischen Länder betraf, in Hinsicht auf die künftige Regierung unberichtiget bleiben möchte, hatte der Pfalzgraf in dem gedachten Vertrage zugleich für sich, und seine Erben und Nachkommen versprechen müssen, seine künftigen Unterhanen in der Pfalz und in den übrigen dazu gehörigen Ländern nach dem Inhalte des Westphälischen Friedensschlusses, welcher ausdrücklich verordnet hatte, wie es insgemein zwischen den Reformirten, Evangelisch-Lutherischen, und Katholischen im Punkte der Religion sollte gehalten werden, in der freyen Ausübung ihrer Religion nicht zu stören, sondern sie vielmehr dabey zu lassen, und darin zu schützen; ihren Kirchen, Schulen und Geistlichen ihre Güter und Einkünfte nicht zu entziehen,

y) *Pufendorf* L. XIX. p. 1529.

hen, mit den Kirchenbedienungen und dem Kirchenrathe keine Veränderungen vorzunehmen, und die erledigten Stellen mit keinen andern Personen, als mit Genossen ihres Glaubens zu besetzen. Sobald der Churfürst gestorben war, wurde dieser Vergleich öffentlich abgelesen, und Philipp Wilhelm nahm hierauf von seinen ererbten Ländern Besitz. Kaum war dieses geschehen, als Leopold Ludwig, Pfalzgraf von Veldenz öffentlich widersprach, und weil er mit dem verstorbenen Churfürsten um einen Grad näher verwandt war, auch ein näheres Recht zur Erbfolge zu haben behauptete.

Bey einem so klaren Rechte, welches nicht nur der gedachte Vergleich, sondern auch mehr andere Gründe dem Pfalzgrafen von Neuburg auf die Verlassenschaft seines Vettern gaben, hatte man zu Regensburg, wo diese Angelegenheit sogleich in Bewegung gebracht wurde, nicht geglaubt, daß irgend ein Prinz aus dem Pfälzischen Hause aufstehen würde; ihm die Rechtmäßigkeit seiner Erbschaft streitig zu machen; am allerwenigsten aber hätte man sich vorgestellet, daß eine auswärtige Macht den Pfalzgrafen von Veldenz nicht nur in seiner Foderung unterstützen, sondern selbst mit einem Anspruche hervortreten würde. Bekanntlich war die Schwester des verstorbenen Churfürsten Charlotte Elisabethe mit dem Herzoge von Orleans vermählet. In dem bey dieser Gelegenheit errichteten Ehevertrage hatte sie sich zwar aller und jeder in Deutschland gelegenen männlichen und weiblichen Lehen begeben, und nur ihr Recht auf die außerhalb des Reiches befindlichen Lehengüter, und auf die Allodialien sich vorbehalten; aber Karl Ludwig hatte in seinem Testament von 4ten April 1670 diese Prinzessin auf den Fall, wenn ihr Bruder der Churfürst Karl ohne männliche Erben mit Tod abgehen würde, zur vollkommenen

nen Erbin aller Allodien eingesetzt. Auf dieses Testament, so wie auch auf die Ungültigkeit des Vergleiches, den der Verstorbene mit dem Pfalzgrafen von Neuburg geschlossen hatte, gründete nun Ludwig, König von Frankreich die Ansprüche, die er im Namen der Herzogin von Orleans machte, und foderte auf der Stelle nicht nur alle Mobilien, sondern auch erkaufte, aufgetragene und Pfand-Lehen, welche sich die vorhergehenden Churfürsten erworben hatten; insonderheit aber die Fürstenthümer Simmern und Lautern, einen Theil der Grafschaft Sponheim, und verschiedene andere Güter.

Zu gleicher Zeit, da der Pfalzgraf von Veldenz der Reichsversammlung seinen Anspruch auf die Pfälzischen Lande, und seine Einwendung gegen die Besitznehmung von Seite des Pfalzgrafen von Neuburg vorlegte, übergab der Französische Gesandte zu Regensburg, Verjus Graf von Crecy im Namen des Herzoges von Orleans und seiner Gemahlin eine feyerliche Protestation wider den von dem Pfalzgrafen Philipp Wilhelm ergriffenen Besitz der Chur, als welche dem Pfalzgrafen von Veldenz rechtmäßig gebührte, und der hinterlassenen Länder, als wovon er den oben angegebenen Theil für ein unstreitiges Erbtheil der Herzogin erklärte. Der neue Churfürst unterließ nicht, den sonderbaren Behauptungen sowohl des Pfalzgrafen von Veldenz, als des Königs von Frankreich auf dem Reichstage und in öffentlichen Schriften zu widersprechen. Er stellte vor, seine Besitznehmung könne niemand zum Nachtheile gereichen, sie gründe sich auf die goldene Bulle, auf Kaiser Sigmunds Ausspruch, auf die in dem Westphälischen Frieden bestättigten Hausverträge, auf kaiserliche und churfürstliche Dekrete, auf die Reichssatzungen und so viele kaiserliche

Mit-

Mitbelehnungen z); In der That schien nichts Grundloser zu seyn, als der Anspruch, den Ludwig auf einige Pfälzische Länder im Namen der Herzogin von Orleans machte. Der Pfalzgraf Stephan, Stammvater des Pfälzischen Hauses, hatte im Jahr 1444 ausdrücklich verordnet, und es zu einem Familiengesetze gemacht, daß die Töchter ohne Ausnahme von der Nachfolge in die Länder ausgeschlossen seyn sollten. Überdieß war ein Privilegium des Kaisers Maximilians I. vorhanden, welches alle Pfandgüter für lehnbar erklärte. Der Churfürst führte diese und mehr andere Gründe an, und bot alles Mögliche auf, um sein Recht darzuthun; aber, wie man sich leicht vorstellen kann, ohne allen Erfolg: Die Franzosen beharrten bey dem, was sie einmal behauptet hatten; zeigten sich aber endlich, als sie sahen, daß sie bey dem ernstlichen Widerspruche von Seite des Kaisers und des Churfürsten von der Pfalz so leicht nicht würden durchdringen können, bereitwillig, diese Angelegenheit durch einen Schiedrichter entscheiden zu lassen, wozu sie den Pabst vorschlugen.

Billig verwarf der Churfürst einen solchen Antrag, und berief sich auf die Entscheidung des Reiches; nicht weniger mißbilligte der Kaiser ein solches Vorhaben. Nebst dem, daß es bedenklich war, den Spruch über eine so wichtige Sache, die den fortdauernden Besitz oder den künftigen Verlust äußerst beträchtlicher Länder, oder wohl gar eines ganzen Churfürstenthumes betraf, der Willkühr eines Fremden zu überlassen, der, unbekannt mit den Reichsgesetzen, nach denen sie doch eigentlich sollte entschieden werden, vielleicht durch

Pri-

z). Theatr. Europ. Tom. XII. p. 786.

Privatgründe konnte bewogen werden, ein dem Franzosen günstiges Urtheil zu fällen, fand der Kaiser auch sein eigenes Recht geschmälert, wenn man den Pabst zum Schiedrichter in dieser Sache machte. Kaum hatten daher die Franzosen ihre Absichten geäußert, als Leopold einen voreiligen, der Sache sowohl, als seiner Ehre nachtheiligen Schritt des Reiches durch folgende Vorstellung an die Reichsversammlung zu hindern suchte: „Nachdem er wahrgenommen, was der Französische Bothschafter im Namen des Herzoges von Orleans und der Frau Herzogin, und zwar dieser als sich angebender Erbin einiger dem Churfürsten von der Pfalz bisher zugehörigen Fürstenthümer und Lande vermittelst eines öffentlich diktirten Memorials bey dem Reichskonvent vorgetragen habe, ingleichen was von Seite des Churfürsten von der Pfalz entgegen eingekommen sey; so lasse er zwar ein und anders auf seinem Werth oder Unwerth beruhen; da er sich aber erinnere, daß man Französischer Seits zu verstehen gegeben habe, man wolle in diesem churpfälzischen Successionswesen, und den angeregten Zusprüchen die rechtliche Erörterung und Entscheidung erwarten; aus aber aus den Reichssatzungen und dem alten deutschen Herkommen reichskündig sey, daß in diesem Falle, als worin Herzogthum, Fürstenthum und lehnbare Reichslandschaften einem Theile gänzlich ab-oder zugesprochen werden sollen, die Erkenntniß einem Römischen Kaiser vorbehalten sey, und allein zustehe; so habe er befohlen, den Churfürsten, Fürsten und Ständen vorzustellen, daß sie sorgfältig dahin bedacht seyn, und sich einmüthig bestreben sollten, damit, dem offenkündigen Reichsherkommen zuwider, nichts Verfängliches in dieser Sache, noch anderwärts, als bey dem Kaiser selbst, etwas vorgenommen werde, und die Interessenten ohne einige Thathandlung mit einem unverzöger-

ten rechtlichen Ausspruch sich begnügen lassen, wie er sich dann erbiete, sein höchstes oberrichterliches Amt auch hierin auf eine solche Art zu verwalten, daß kein Theil eine gegründete Ursache, sich zu beklagen, solle finden können a).

So unangenehm dem eroberungssüchtigen Könige von Frankreich diese Erklärung des Kaisers war, indem er von der Gerechtigkeitsliebe desselben keinen seinen Absichten günstigen Ausspruch erwarten konnte; so sah er es doch gewissermassen nicht ungern, daß die Sache eben darum in eine weitläufigere Streitigkeit ausarte, und er dadurch eine Gelegenheit erhielt, sich das mit Gewalt zu verschaffen, was man ihm durch gütliche Unterhandlungen einzuräumen verweigern würde. Sein Bothschafter Verjus mußte in dieser Rücksicht durch ein unterm 12ten März 1686 übergebenes Memorial von der Reichsversammlung eine Erklärung verlangen, daß der von dem Churfürsten von der Pfalz ergriffene Besitz der von der Herzogin von Orleans angesprochenen Länder derselben zu keinem Nachtheile gereichen solle; würde man sich dessen weigern, setzte der Gesandte hinzu, so wäre der König genöthiget, dieser Prinzessin unbeschadet des Waffenstillstandes mit Gewalt zu dem Ihrigen behülflich zu seyn. Um dieser Erklärung mehr Nachdruck zu geben, und weil Ludwig nicht hoffen konnte, daß bey der gegenwärtigen Gesinnung des Kaisers, und bey der noch fortdauernden Unthätigkeit des Reichstages die verlangte Erklärung so bald erfolgen würde, ertheilte er seinen Truppen wirklich schon den Auftrag, gegen die Pfalz anzurücken. Er wollte nämlich die in Deutschland herrschende Schlaf-

sucht

a) Pachner S. 565.

sucht benützen, und seiner bekannten Maxime gemäß zuvorkommen, ehe die Verbindungen zu Stand kämen, welche der kaiserliche Hof zu schließen eben im Begriffe war.

Da in dieser gefährlichen Lage ungeachtet aller Bemühungen des Kaisers auf dem Reichstage nichts zu bewirken war, was der Gefahr nachdrücklich hätte vorbeugen können; so sah Leopold sich genöthiget, auf andere Mittel zu denken, wodurch dieser Zweck erreichet werden könnte. Daher kamen die weit lebhaftern Betreibungen der Kreisassociationen des kaiserlichen Hofes, und das gesuchte nähere Einverständniß mit einzelnen deutschen mächtigen Höfen. Das Betragen des Churfürsten von Brandenburg seit dem Frieden von Nimwegen hatte sich merklich geändert. Überdrüßig des Französischen Stolzes, und überzeugt, daß man sich auf keine Treue des Königs von Frankreich bey Bündnissen verlassen dürfe, und daß kein Gefühl der Schaam, keine heilige Pflicht ihn abhalte, sie zu brechen, so oft ihn die Lust anwandelte, seine Grenzen zu erweitern, beschloß derselbe, ein engers Bündniß mit dem Kaiser zu knüpfen. Nicht nur that er jetzt das, wovon ihn bisher seine Verbindung mit Frankreich abgehalten hatte: er schickte dem Kaiser eine beträchtliche Anzahl Truppen zu seinem Gebrauch in dem Türkenkriege zu Hülfe; sondern er schloß endlich am 3ten April 1686 ein förmliches Vertheidigungsbündniß mit demselben. Den Beweggrund dieser Allianz giebt der Eingang des Traktats deutlich genug an: „ Wie viel Schaden Deutschland bisher durch innere Zwistigkeiten und auswärtige Feinde gelitten, sey bekannt genug; und leicht lasse sich voraussehen, welche Feindseligkeiten und Drangsale dem deutschen Reiche bey Gelegenheit der Pfälzischen Succession noch zugedacht wer-

den,

den, so, daß, wenn nicht dem täglich überhandnehmenden Übel zweckmäßige Mittel entgegengesetzt werden, die Zerstörung der öffentlichen Verfassung daraus zu entstehen scheinet. Zum Besten des deutschen Reiches werde daher eine Freundschaft und Verbindung zwischen dem Kaiser und dem Churfürsten gestiftet.„ Der Grund dieses Bündnisses sollte der Westphälische Friede, und der neuerlich mit Frankreich eingegangene Waffenstillstand seyn; die Dauer desselben sollte sich auf zwanzig Jahre erstrecken, auf so lange Zeit nämlich, als der Stillstand festgesetzt worden. Auch versprach darin Friedrich Wilhelm, dem Churfürsten von der Pfalz beyzustehen, wenn man ihn gewaltthätig in seinen Besitzungen stören würde b).

Der patriotischen Gesinnung des Churfürsten von Brandenburg hatte man es zu danken, daß der Krieg, womit Ludwig Deutschland zu überziehen gedachte, nicht sogleich ausbrach. Durch seine thätige Verwendung am Französischen Hofe brachte er es dahin, daß der Marsch jener Truppen, welche den Auftrag hatten, in die Pfalz einzurücken, indessen eingestellt blieb. Dadurch gewann Leopold Zeit, sich durch neue Allianzen zu verstärken. Wirklich war das Jahr 1686, in welchem dieses vorgieng, nicht nur hinreichend, Leopolds Namen in der Geschichte seiner eigenen Monarchie unsterblich zu machen, indem er durch die Bezwingung der Stadt Ofen den Türken aus seinem vortheilhaftesten Posten warf; sondern dasselbe ist auch in der Geschichte des deutschen Reiches von besonderer Wichtigkeit, weil durch die von dem Kaiser zu Stand gebrachte Ligue von Augsburg endlich doch einmal ein erträglicher Sicherheitsfuß hergestellet ward.

Zur

b) *Pufendorf* Lib. XIX. §. 25. p. 1543. seq.

Zur Abwendung der Gefahr, womit die Krone Frankreich das deutsche Reich bedrohte, hatten einige Oberrheinische und Westerwäldische Reichsstände bereits im Jahre 1682 eine Verbindung mit dem Fränkischen Kreis errichtet, welche den Namen einer Association erhielt. Der Kaiser selbst war noch in demselben Jahre diesem Bündnisse beygetreten, und man sah die Nothwendigkeit, zur gemeinsamen Vertheidigung näher zusammen zu treten, für so dringend an, daß im folgenden Jahre nicht nur der Churfürst von Bayern nebst dem Bayerischen Kreise sich gleichfalls mit den Verbundenen vereinigte, sondern der Entschluß gefaßt ward, auch den Schwäbischen Kreis zum Eintritt in diese Allianz zu vermögen, welches Geschäft der Churfürst auf sich zu nehmen versprach. Beyde Kreise beschlossen, eine Armee von 20,000 Mann auf die Beine zu bringen, und sich gegenseitig gegen alle auswärtige Feindseligkeiten Hülfe zu leisten. Das Beyspiel und Zureden des Churfürsten von Bayern vermochte auch wirklich so viel über die Stände des Schwäbischen Kreises, daß dieselben bald darauf in der Kreisversammlung zu Ulm Berathschlagungen über verschiedene Punkte vornahmen, welche den Beytritt betrafen. Weil aber bisher viele Stände eine Verminderung ihrer Matrikularanschläge erhalten hatten, so konnte man in Ansehung der Truppenzahl, welche man zu dem gemeinschaftlichen Zweck in das Feld stellen sollte, nicht einig werden c).

Allerdings war diese Art, sich gegen alle fremde Gewalt schnell in einen guten Vertheidigungsstand zu setzen, in der gegenwärtigen Lage Deutschlands weit

zweck-

c) Theatr. Europ. Tom. XII. p. 509.

zweckmäßiger und wirksamer, als die bisher gewöhnliche, nach welcher man dieses Geschäft den äußerst langsamen Berathschlagungen des Reichstages überlassen hatte. Außerdem, daß die unter den Ständen sowohl, als unter ihren Stimmenführern auf dem Reichstage beständig herrschende Uneinigkeit ein gemeinschaftliches Einverständniß in solchen Angelegenheiten außerordentlich erschwerte, war auch die dem Reichstag eigene Langsamkeit eine große Hinderniß, so, daß oft der gefährlichste Zeitpunkt dadurch versäumet wurde, und die Hülfe, wenn je eine beschlossen ward, schon zu spät kam. Mit einzelnen Kreisen hingegen konnte man weit eher zum Ziele gelangen; sie waren leichter zur thätigen Theilnahme an irgend einer Angelenheit zu bewegen, als eine so große, aus so vielen, und so verschieden gesinnten Gliedern zusammgesetzte Versammlung; ihre Kontingente fanden sich richtiger zur bestimmten Zeit ein, als die Truppen des ganzen Reiches, die aus so verschiedenen Gegenden mühesam mußten zusammengeraffet werden; und waren nur einmal einige einzelne Kreise in Bewegung, so ließ sich immer mit Grunde hoffen, daß, wenn ein förmlicher Reichskrieg sollte beschlossen werden, die übrigen Reichsstände weniger Schwierigkeit machen, und dem Beyspiele folgen würden.

Dem kaiserlichen Hofe war diese Bemerkung nicht entgangen, und Leopold wußte sie jetzt, da ein Krieg mit Frankeich unvermeidlich schien, mit vielem Glücke zu benützen. Der zur Dauer der Verbindung zwischen den obengenannten Kreisen festgesetzte Termin gieng in dem Jahre 1686 zu Ende, und die Stände giengen eben damit um, sie zu erneuern. Da auf dem Reichstage ohnehin noch immer dieselbe Uneinigkeit wegen des Ceremoniels herrschte, und bey dem Stocken der

mei-

meisten Reichsgeschäfte nicht zu hoffen war, daß in Ansehung des Punkts der öffentlichen Sicherheit etwas Befriedigendes auf demselben zu Stand kommen würde; so sah der Kaiser gern, daß zur Erlangung dieses Zieles auf einem andern Wege, nämlich vermittelst der Kreisassociationen, gearbeitet werde. Gleichwie aber die Macht dieser zween verbundenen Kreise bey weitem nicht hinreichend schien, der Gegenparthey das Gleichgewicht zu halten; so hatte er den Plan, dieser Verbindung eine größere Ausdehnung zu geben. Nicht nur der Fränkische und der Bayerische Kreis sollten ihre Allianz erneuern; sondern auch der Schwäbische, und andere Kreise und Stände, und selbst auswärtige Mächte sollten Theil an der Vertheidigung des deutschen Reiches nehmen, und sich in dieser Absicht mit den obengedachten beyden Kreisen vereinigen. Der Fränkische und der Bayerische Kreis ließen sich diesen Antrag sogleich gefallen; aber der Schwäbische, welchen der Kaiser in einem Schreiben vom 7ten Jäner 1686 an die Kreisausschreibenden Fürsten, den Herzog von Würtenberg und den Bischof von Costanz zur Unterstützung dieses Vorhabens auffoderte, fand bedenklich, sich in eine solche Weitläufigkeit einzulassen, und dadurch bey der Krone Frankreich einen Verdacht zu erwecken. Da der Kaiser in einem zweyten Schreiben vom 24sten April darauf drang, daß auf den 1ten Junius zu Augsburg ein Konferenztag sollte gehalten, und über diesen Antrag ein Schluß gefaßt werden, weil höchst nöthig sey, daß zur Erhaltung des Friedens und der Ruhe im Reiche wohlgesinnte Churfürsten und Stände unter sich eine genaue Verbindung aufrichten, und für die Beschützung des Reichs sorgen, bis eine ordentliche Reichsverfassung zu Stand komme, wozu man noch zur Zeit schlechte Hoffnung habe; so hielten die Schwäbischen Reichsstände vorläufig am 20sten May

einen Kreistag, um sich über diese wichtige Materie zu berathschlagen. Der Reichshofraths-Vicepräsident Graf von Zeil, welcher auf demselben erschien, machte in einer Unterredung mit dem Würtenbergischen Direktorialgesandten, dem geheimen Rath von Rühle sogleich das Ansuchen, die beyden Kreisausschreibenden Fürsten möchten nach ihrem Vermögen beytragen, daß auch die Krone Spanien wegen der Niederlande, und der König von Schweden wegen der Länder, die er im Reiche besaß, in diese Allianz möchte eingeschlossen werden. Da aber die zu dem Kreistag abgeordneten Gesandten die Anweisung hatten, sich wegen einer weitläufigen Allianz, besonders mit auswärtigen Mächten, in nichts einzulassen; sondern bloß die vor zweyen Jahren errichtete Korrespondenz wieder auf zwey Jahre zu erneuern; so entschuldigten sie sich damit, daß es die übrigen Churfürsten und Stände vielleicht übel aufnehmen würden, wenn man die Berichtigung des Punktes der öffentlichen Sicherheit von Regensburg weg nach Augsburg ziehen würde d). Sie begaben sich aber, zu Folge ihres Auftrages, doch nach Augsburg, um zu sehen, was man dort verhandeln und beschließen würde.

Bey ihrer Ankunft fanden sie alles in der größten Thätigkeit. Franken, Bayern, der oberrheinische Kreis, und verschiedene einzelne Reichsstände waren bereit, den Absichten des Kaisers beyzutreten. Anfänglich beharrten zwar die Schwaben bey der Erklärung, die sie einmal gethan hatten; sie wollten sich vorläufig zu nichts andern verstehen, als zur Erneuerung der mit Bayern und Franken eingegangenen Verbin-

dung

d) Sattler S. 143. f.

dung. Da aber die kaiserlichen Gesandten, der Graf Ludwig Gustav von Hohenlohe, und der Reichshofrath von Sailern ihre Bemühung verdoppelten, den Schwäbischen Kreis in das Interesse des Kaisers, oder was eigentlich eben so viel war, in das Interesse des ganzen deutschen Reiches zu ziehen; so gab endlich der geheime Rath Rühle zu verstehen, der Schwäbische Kreis würde nicht entgegen seyn, sich mit andern Kreisen einzuverstehen, wenn man wahrnähme, daß mehrere sich in eine weitläufigere Verbindung einließen. Durch geschickte Unterhandlungen brachten es die kaiserlichen Gesandten endlich so weit, daß, nachdem die Erneuerung des Schwäbischen Bündnisses mit dem Bayerischen und Fränkischen Kreise am 25sten Junius zu Stand gekommen, am 29sten desselben Monats die weitläufigere Verbindung zwischen dem Kaiser, der Krone Spanien wegen des Burgundischen Kreises, des Königs von Schweden wegen seiner deutschen Lande, dem Churfürsten von Bayern nebst dem Bayerischen, Fränkischen und oberrheinischen Kreise, so viel nämlich von demselben diesseits des Rheines liegt, und den fürstlich Sächsischen Häusern förmlich geschlossen wurde e). Die Absicht dieses Bündnisses war, den Westphälischen und Nimwegischen Frieden, auch den mit Frankreich eingegangenen zwanzigjährigen Stillstand nach Maaßgabe der Reichsgesetze zu schützen, zugleich die deutsche Freyheit und jene Reichsstände, die in diesem Bündnisse begriffen waren, oder demselben künftig beytreten würden, zu vertheidigen. Diesen Zweck zu erreichen versprach der Kaiser 16,000 Mann, der Burgundische Kreis 6000 Mann, oder an deren Stelle so viel Geld, als zur Unterhaltung dieser Anzahl Trup-

pen

e) Theatr. Europ. Thom. cit. p. 979.

pen erfoderlich wäre, der Churfürst von Bayern für sich 8000, für den Bayerischen Kreis 2000, der Fränkische Kreis 4000, der oberrheinische Kreis 4000, und das Haus Sachsen 2000 Mann zu stellen. Die Feldherren sollten seyn der Churfürst von Bayern, Georg Friedrich Fürst von Waldeck, Christian Ernst Markgraf von Bayreuth, und Johann Karl von Thüngen. Da man voraussetzte, der Punkt der öffentlichen Sicherheit werde auf dem Reichstage wenigst in einer Zeit von drey Jahren berichtiget seyn; so setzte man auch die Dauer dieser Verbindung nur auf so viele Jahre fest.

Wie unangenehm dem Könige von Frankreich die Entstehung einer solchen Allianz war, welche das deutsche Reich in eine gute Verfassung setzte, fremder Gewaltthätigkeit zu widerstehen, und ihm folglich die Ausführung seiner Absichten erschwerte, läßt sich leicht erachten, besonders, da um eben diese Zeit das Glück den Österreichischen Waffen in Osten ein so großes Übergewicht verschaffte, daß die Türken mit Ernst den Frieden suchten. Würde dieser einmal hergestellet seyn (und daß dieses in kurzer Zeit geschehen werde, glaubte damals beynahe jedermann); so bekam der Kaiser freye Hände, und konnte ungehindert seine und seiner Alliirten ganze Macht gegen Frankreich kehren. Da Ludwig ohnehin wegen der Vollziehung des zwanzigjährigen Stillstandes, und der Berichtigung der Grenzen zwischen Deutschland und Frankreich noch nicht befriediget war, und die Traktaten über diesen Gegenstand ungeachtet seiner öfters wiederholten Klagen keinen Fortgang hatten; so glaubte er, es liege eine geheime Absicht hinter diesem Betragen verborgen, und die Reichsstände zögerten nur darum so sehr, um Zeit zu gewinnen, bis der Friede mit der Pforte geschlossen wäre.

Er

Er drohte daher, er wolle nicht warten, bis der Türkenkrieg geendiget, und die vorhabenden Allianzen zu Stand gekommen wären, und er würde, wenn man ihn nicht sogleich auch in Betreff seiner Foderung der Pfälzischen Erbschaft zufrieden stellte, zu den Waffen greifen. Dieß war einer von seinen gewöhnlichen arglistigen Kunstgriffen, daß er alte und neue Gegenstände, wenn es sein Interesse foderte, mit einander vermengte, und nun auch seinen Anspruch auf die Pfälzischen Länder in die Stillstandsexekutionsmaterie hinüber zog. Allein ehe die Drohung Ludwigs in Erfüllung gieng, war die obengedachte Verbindung zwischen dem Kaiser, und einigen Kreisen, Ständen und Mächten schon errichtet. Für das deutsche Reich, welches dadurch in den Stand kam, gegen jeden gewaltthätigen Angriff gefaßt zu seyn, war sie gewiß eine große Wohlthat, und um so nöthiger, da eine kurze Zeit darauf, wie wir in der Folge hören werden, der Krieg Ludwigs mit dem deutschen Reiche wirklich ausbrach.

Register.

Vollständiges Register.

A.

Atto, ein Kastrat, wird von Mazarin an den Bayerischen Hof geschickt, p. 17.

Association gegen Frankreich. p. 262. 283. weitere Association der Kreise. p. 353—355.

B.

Bayern, Streitigkeit mit Churpfalz wegen des Vikariats p. 2. f. Der Churfürst wird zum Kaiser vorgeschlagen, p. 16.

Brandenburg, der Churfürst suchet den Krieg zwischen Frankreich und den Holländern abzuwenden, p. 121. Tritt von der Allianz mit Engelland und Oesterreich ab. p. 144. f. Sein Bündniß mit dem Kaiser, p. 168. Er wird von den Schweden angegriffen, p. 180. 183. Sein Bündniß mit Dänemark. p. 186. Mit Frankreich. p. 264. Er arbeitet dem Kaiser entgegen, p. 280. Sein Bündniß mit demselben, p. 351.

Bündniß, des Westphälischen Kreises, p. 123. des Churfürsten von Brandenburg mit dem Kaiser, p. 168. Des Churfürsten von der Pfalz, p. 173. 175. Des Königs von Dänemark, p. 186. Des Churfürsten von Brandenburg mit Frankreich, p. 264. Laxenburgisches, p 283. f. des Kaisers mit Polen, p. 294. f. Des Churfürsten von Brandenburg mit dem Kaiser, p. 351.

Bund, Rheinischer, kömmt zu Stand, p. 37. f.

C.

Ceremoniel, Streitigkeiten darüber, p. 198. f. 268. f. 274. 335. f.

Cölln, Friedenskongreß daselbst, p. 149. Der Churfürst tritt von der Französischen Parthey ab, p. 163. Sein Friede mit den Holländern. p. 165. f.

D.

Dänemark, der König schließet ein Bündniß mit Brandenburg, p. 186. Hilft demselben Pommern erobern, p. 189. Wird von Schweden mit Krieg überzogen, p. 48 f. 55. f.

E.

Engelland, der König tritt der Trippelallianz bey, p. 109. Geht wieder davon ab, p. 112. f. Schließt einen Traktat mit Frankreich, p. 114. Erkläret den Holländern den Krieg, p. 135. Tritt von der Französischen Parthey ab, p. 163. Machet den Mittler zu Nimwegen, p. 196. Schlüßet ein Bündniß mit den Holländern, p. 219.

F.

Ferdinand, Maria, Churfürst aus Bayern, wird zum Kaiser vorgeschlagen, p. 16.

Franzosen, übertriebene Behauptungen derselben, p. 98. Sie erobern einen großen Theil der Spanischen Niederlande, p. 103. 106. Ihre großen Fortschritte in den vereinigten Niederlanden, p. 137. Sie nehmen Deutschland hart mit, p. 147. Hetzen den König von Dänemark gegen den Churfürsten von Brandenburg auf, p. 185. Suchen die Holländer von der großen Allianz zu trennen. p. 202. Ihre stolze Sprache bey den Unterhandlungen zu Frankfurt, p. 276. Sie verlassen Frankfurt, p. 278.

Friede, von Roschild, p. 50. f. zu Oliva, p. 62. zu Vispar, p. 89. zu Achen, p. 107. zu Vossen 1. 6. Engellands mit den Holländern, p. 164. Zu Nimwegen p. 222 — 230.

Friedenskongreß zu Cölln, p. 149. f. Hindernisse der Unterhandlungen, p. 150 f. Er zerschlägt sich, p. 162. f. Zu Nimwegen, p. 196. Zu Frankfurt, p. 252. 266. 270. f. Er wird aufgehoben, p. 278.

Fürstenberg, Franz Egon von, will den Churfürsten in Bayern zur Annahme der Kaiserwürde bereden, p. 18.

Fürstenberg, Wilhelm von, wirbt dem Französischen Hofe Freunde in Deutschland, p. 102. f. Sein Versuch bey dem Churfürsten von Brandenburg, p. 119 f. Seine Gefangennehmung, p. 157.

G.

Gramont, Französischer Gesandter am Wahlkonvent, seine Kunstgriffe, die Churfürsten dem Haus Oesterreich abgeneigt zu machen, p. 9. Geht nach Bayern, p. 19. Suchet die Brandenburgischen Gesandten auf seine Seite zu ziehen, p. 28.

H.

Holländer, suchen den Streit zwischen Frankreich und Spanien zu vermitteln, p. 104. f. Schließen die Tripelallianz p, 109. Unterzeichnen einen einseitigen Frieden p. 222. Gehen einen Stillstand mit Frankreich ein, p. 324.

K.

Karl Gustav, König von Schweden, hohe Ideen desselben, p. 57. f. Sein Tod. p. 62.

Kongreß zu Cölln, p. 149. Zu Nimwegen, p. 196. Zu Frankfurt, p. 252. Unterhandlungen daselbst, p. 266. 270. f. Er wird aufgehoben, p. 278.

Krieg, Schwedisch-Polnischer, p. 47. f. Zwischen Schweden und Dänemark, p. 48 f. 55. f. Der Türken in Siebenbürgen und Ungarn, p 66. f. 72—81. 87—89. Der Franzosen in den Spanischen Niederlanden, p. 103. 106. Derselben mit den Holländern p. 136. f. In Deutschland, p. 147. 178. Der Schweden mit Brandenburg, p. 186. f. Der Türken mit dem Kaiser p. 326—333.

Kriegsverfassung im deutschen Reiche wird verbessert. p. 256. f.

L.

Leopold Wilhelm, Erzherzog von Oesterreich, schlägt die Kaiserkrone aus, p. 14 f.

Leopold, König von Ungarn, wird zum Kaiser gewählet, p. 37. Seine Kriege mit den Türken p. 75. 296. f. Er beschweret sich über die Französischen Reuniones p. 241.

Ligue von Augsburg, p. 352. 355—357.

Lionne, Französischer Gesandter, suchet die Churfürsten zu gewinnen, p. 9. 28.

L'Isola; Seine Schriften gegen die Französischen Anmassungen, p. 99.

Lothringen, der Herzog von, wird von den Franzosen aus seinem Lande vertrieben, p. 153.

Ludwig XIV, König von Frankreich, suchet die Kaiserwürde dem Haus Oesterreich zu entziehen, p. 8. Will selbst Kaiser werden, p. 15. Macht Anspruch auf die Spanischen Niederlande, p. 94. Schlägt Friedensbedingnisse vor, p. 107. Hat Absichten auf Holland, p. 110. f. Suchet den König von Engelland zu gewinnen, p. 113. f. und den König von Schweden, p. 117. Ingleichen den Churfürsten von Brandenburg, p. 119. Erkläret den Holländern den Krieg, p. 135. Machet Friedensbedingnisse bekannt, p. 210. Bemächtiget sich der Stadt Straßburg, p. 252. Und der Festung Casale, p. 259. Verletzt den zwanzigjährigen Waffenstillstand, 342. f. Machet Anspruch auf einen Theil der Pfalz. p. 346. f.

M.

Maynz, der Churfürst will den Frieden zwischen Frankreich und Spanien vermitteln, p. 12. Will den Erzherzog Leopold Wilhelm zum Kaiserthum befördern, p. 13. f. Will eine Freundschaft zwischen Frankreich und Oesterreich stiften, p. 95. f.

Münster, der Bischof hält es mit Frankreich, p. 114. Friede zwischen ihm und den Holländern, p. 164. Er verbindet sich mit Brandenburg gegen Schweden, p. 189.

O.

Oesterreich hat viele Feinde, p. 5.

P.

Peneranda, Spanischer Bothschafter, will sich in keine Friedensnegoziation einlassen, p. 25. f.

Pfalz, der Churfürst ist mit Bayern in Streitigkeit wegen des Vikariats, p. 2. f. Ist dem Haus Oesterreich abgeneigt, p. 9. Die Französischen Gesandten versprechen ihm viel Geld, p. 10. Die Pfalz wird von den Franzosen hart mitgenommen, p. 171. Bündniß des Churfürsten mit dem Kaiser, p. 173. 175. Der Churfürst beschwert sich über die Französischen Eingriffe, p. 245.

Pfalzgraf von Veldenz machet Anspruch auf die Churpfalz p. 246.

Preußen, wird unabhängig, p. 52.

R.

Ragoczy, von den Türken verfolgt, p. 64. f. Er fängt Krieg an, p. 67. Sein Tod 72.

Rabaur untersuchet die Ansprüche Frankreichs auf Deutschland, p. 235.

Re=

Regensburg. Friedensunterhandlungen daselbst, p. 313 — 315.

Reich, deutsches, stehet dem Kaiser im Türkenkriege bey. p. 88. Nimmt Theil an dem Kriege des Kaisers mit Frankreich, p. 176. Ueberläßt die Schließung des Friedens dem Kaiser, p. 231. Schließet den zwanzigjährigen Stillstand mit Frankreich, p. 325.

Reichsdeputation, ihre Bestimmung p. 31. Eifersucht einiger Höfe gegen dieselbe p. 45 f. Ihr Ende, p. 47. 82.

Reichsfürsten. Verein derselben, p. 86. Sie sind den Franzosen gewogen, p. 111. f. und 126. f. Viele nehmen andere Gesinnungen an, p. 158. Sind in ihren Meynungen getheilt, p. 314. Weitere Uneinigkeit derselben, p. 342.

Reichskreis. Ihre Beyträge zu den Reichskriegen werden bestimmt, p. 257. Die Kreise versprechen dem Kaiser ihren Beystand, p. 283.

Reichstag. Anfang des beständigen, p. 82. 90. f. f. Reichsgutachten gegen Frankreich, p. 176. Ingleichen wegen der Französischen Reunionen, p. 238. Vorstellung deswegen, p. 241. Der Punkt der öffentlichen Sicherheit wird auf demselben betrieben, p. 249. 256. f. Uneinigkeit der Reichsstände auf demselben. p. 314.

Reunionskammern, französische, 235. f.

S.

Schönborn, Joh. Philipp, Churfürst von Maynz, S. Maynz.

Schweden, der König von, suchet Leopolds Wahl zu hindern, p. 5. Warum? p. 6. 30 f. Klage des Königs gegen den König von Dänemark, p. 33. Er überzieht ihn mit Krieg, p. 8 f. 55 f. Tritt der Trippelallianz bey, p. 109. Schließet einen Traktat mit Frankreich, p. 118. Ist Vermittler zwischen Frankreich und den Holländern, 148. f. Greifet den Churfürsten von Brandenburg an, p. 180. 183. Hetzet den König von Dänemark

gegen

gegen denselben auf, p. 185. Will neuerdings den Mittler machen, p. 193. Arbeitet an einem Bündnisse gegen Frankreich, p. 261.

Sicherheit, die öffentliche, wird auf dem Reichstage betrieben, p. 249.

Siebenbürgen, Krieg daselbst mit den Türken, p. 64. f. f.

Stillstand, zwanzigjähriger mit Frankreich, p. 324. 325.

Straßburg, nimmt der König von Frankreich weg, p. 252. f.

T.

Tökely, das Haupt der Verschwornen in Ungarn, p. 290. Er bietet Unterhandlungen an, p. 329.

Traktat zu Velau, p. 52.. Zu Vossen, 146.

Treffen bey Sinnsheim, p. 178. Bey Fehr-Bellin, p. 187. Bey Sasbach, p 190.

Tripelallianz p. 108. Der König von Engelland geht davon ab, p. 112.

Türken, Ihr Krieg mit dem Erzhaus Oesterreich, p. 87. Schlagen hochmüthige Bedingnisse vor, p. 293. Neuer Krieg derselben mit dem Kaiser, p. 295. f. Sie belagern Wien, p. 298 — 303. Werden vertrieben, p. 207. f.

V.

Vikariatsstreit zwischen Bayern und der Pfalz, p. 2.

U.

Ungarn. Ihre Abneigung gegen die Deutschen, p. 8. Empörungen in diesem Königreiche, p. 130. 289. Reichstag daselbst, 290. Die Ungarn verbinden sich mit den Türken, 292.

Verzeichniß einiger Druckfehler.

S.	Z.	
39	4	von oben herab: in dem Spanisch. lies, in den Spanisch.
50	3	von unten: Holland, l. Halland.
67	6	von unten: Gelegenheit, l. Verlegenheit.
73	8	von unten: zu vertheidigen, l sich zu vertheidigen.
126	9	von oben: Prinzen, l. Provinzen.
144	7	von unten: Er richte, l. Er richtete.
160	4	von unten: Saadt, l. Stadt.
163	15	von oben: Herr l. Heer.
178	4	von unten: unumgangliche, l. unumgänglich.
200	16	von unten: Nachrit, l. Nachricht.
201	12	von oben: nicht sonderlich zeigte, l. nicht sonderlich günstig zeigte.
257	13 und 14	von unten: Konstitutionen, l. Kontributionen.
269	6	von unten, durch die Reise, l durch die Reitze.
271	10	von unten: anaufhörlichen, l. unaufhörlichen

XXXX XXXX XXXX (22 Bde) VIII. 86

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmidt, Michael Ignaz, 1736-1794

Michael Ignaz Schmidts Kais. Königl. wirklichen Hofraths, Directors des Kais. Kön. Hausarchivs, und der Büchercensur Commission-Beysitzers Neuere Geschichte der Deutschen Vom Jahre 1658 bis 1686
Bd.: 7

Wien 1797

Germ.g. 438-12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10017238-8
VD18 9004164